3 1761 00581827 3

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mnemosyneblltte00caru

281 - 30

Mnemosyne.

In demselben Verlage ist erschienen:

Psyche.

Zur Entwicklungsgeschichte der Seele.

Von

C. G. Carus.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Groß Oktav. Velinpapier. Preis 3 Thlr. 8 Ngr. oder fl. 5.

LG
C3295m

Mnemosyne.

Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern.

Von

Carl Gustav Carus.

I. Vermischte Aufsätze. II. Erinnerungen an Florenz.
III. Biographisches Fragment.

Pforzheim,
Flammer und Hoffmann.
1848.

8600
22/11/90

Inhalt.

I. Vermischte Aufsätze.

Seite

Kunst und Leben. 1818 3
Philosophische Systematik. 1823 9
Von der Bedeutung der besondern Bildung des Auges auf manchen alten Gemälden. 1825 18
Von rechter Art Gemälde zu betrachten. 1838 27
Frommsein und Pietismus. 1818 37
Hamlet. Das Princip dieser Tragödie. 1827 42
Vom Geiste der Musik. 1827 45
Dämonen. 1832 49
Nachwirkung. 1832 51
Geist Mozart's. 1832 52
Weltton. 1832 54
Dienstverhältnisse im Staate. 1833 55
Beethoven — Dante. 1832 57
Verlorene Heiterkeit neuerer Musik. 1833 58
Sein — Nichtsein. 1817 60
Gothischer Styl älterer Musik. 1833 63
Gedankenfolgen der Musik. 1833 68
Aufgabe für Plastik. 1833 70
Mondfinsterniß. 1833 71
Ueber einen merkwürdigen Fall von Somnambulismus und Hellsehen. 1834 73
Ob Reinheit des Tons in der Musik übertrieben werden könne. 1834 77
Vom eigentlichen Charakter der Mozart'schen Musik. 1835 . . . 79
C-moll Symphonie Beethoven's noch einmal. 1835 82
Bruchstück einer nicht metrischen Uebersetzung des Dante. 1836 . . 84
Mendelssohn's Paulus und Beethoven's Symphonie B-dur. 1838 . 90
Nach Beethoven's Trio B-dur. 1838 94
Verwerfliche Wirkungen der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter unserer Zeit. 1821 96
Gluck's Armide, dargestellt von der Schröder-Devrient. 1843 . . 108
Mendelssohn's Paulus noch einmal. 1843 110

Seite
Oſtermorgen. 1845 112
Vom Ende Beethoven's. 1846 113
Die Ströme der Literatur. 1846 118
Was ſind Literaten? 1847 120
Napoleon in Fontainebleau von Paul Delaroche. 1847 124

II. Erinnerungen an Florenz aus dem Jahre 1841.

Rollendorfer Höhe im Winter. Laun. Das Stammhaus der Werſchowitſche. Prag. Phyſiognomie der Stadt 132
Gerda — Haus des Grafen Thun. Beeiſter Wald. Waidhofen. Wien 134
Stephansmünſter. Muttergottes für die Dienſtleute. Lichtenſtein'ſche Gallerie 137
Naturaliengallerie. Czermack. Rokitansky. Geſellſchaft Wiener Aerzte 142
Winterreiſe durch Oeſterreich. Villach. Klagenfurth 148
Pontieba. Resciutta. Udine. Schönheit des Volks. Angenehmer Abend in Conegliano 150
Meſtre — Venedig. Trüber Eintritt. Pracht des Markusplatzes und der Markuskirche 154
Mondabend. Vollmondnacht in Venedig 157
Morgen in Venedig. Gallerie der Akademie. Kirche Maria della Salute. Die Damen auf dem Dache. Oper 160
Ausſicht vom Markusthurm. Palaſt Manfreni und deſſen Gallerie. Abfahrt 168
Padua. Dom. Gemälde des Avanzo. Euganeiſche Hügel. Menſelice. Abend auf dem Berge des Caſtells. Der Poſtmeiſter. Unannehmlichkeiten in Ferrara. Bologna. Uebergang des Apennin. Wolkenerſcheinung. Ankunft in Florenz 173
Gallerie degli Uffizii. Cascini. Oper (Lucrezia Borgia) mit der Unger und Moriani 183
Excurſion nach Fieſole. Gallerie in Pitti. Umbildung von Vorſtellungen in der Seele durch die Zeit 185
Abend bei Dr. Betti. St. Miniato. Abend bei Amici 190
Poggio imperiale. Graf Moltke. Kapelle der Mediceer. Großes Spital in St. Maria nuova. Menſchliche Verſteinerungen. Porträt des Dante im Bargello. Monument Dante's in St. Croce. Bello-ſguardo. Oper (Beliſario) 193
Bibliothek des Großherzogs. Capella dei Spagnuoli. Kirche del Carmine. Die Certoſa 201
Gallerie der Akademie der Künſte. Dr. Barzelloti 204
Orthopädiſche Anſtalt des Dr. Carbonai. Monte Oliveto. Eiſenbrücke 207

Seite
Louis Bonaparte. Reichthum Florentiner Anſichten 208
Aegyptiſches Muſeum. Kreuzigung von Fieſole in San Marco. Feſt der Santiſſima Annunziata. Muſikabend bei Dr. Barzelloti 211
Caſtello. Alte Handzeichnungen auf der Gallerie degli Uffizii. Tizian's Flora. Texier's Schilderung. Concert bei Hofe 216
Diner auf der Villa von Betti. Fiera. Oper I Puritani. Atelier von Bartolini. Abendſpaziergang in Florenz 221
Fortgeſetzte Betrachtung alter Handzeichnungen. Villa Careggi. Der amerikaniſche Bildhauer Bawers. Abendmahl von Andrea del Sarto in San Salvi. Camelliengarten der Gräfin Bouturlin 227
Bibliothek Ricardi. Die Abbadia unterhalb Fieſole. Abend in den Cascini. Hofconcert: der Paulus von Mendelsſohn 231
Sitzung in der Academia dei Georgofili. Tafel beim Großherzoge. Die Gemmen und Münzen der großen Gallerie. Fahrt nach Piſa. Abend auf dem Domplatz 235
Landſchaftsmaler Marco. La Spina. Savi. Campo Santo. Batiſterio. Dom. Campanile. Diner bei Herrn Brandt. Roſellini. Roſini 239
Herzlichkeit der Profeſſoren Savi und Matteucci. Rückfahrt nach Florenz 243
Oſterfeier in Florenz. La Colombina. Il Carro 245
Atelier von Coſtoli. Statue Galilei's. Atelier von Santarelli. Abend in San Miniato. Ausſicht über Florenz. Die Petraja . 251
Wettrennen in den Cascini. Diner bei Louis Bonaparte. Weg über die Fortezza 255
Malerbildniſſe der großen Gallerie. Antiken daſelbſt 259
Gallerie Pitti. Porträt von Raphael's Oheim. Die foſſilen Nilpferds- und Elephantenknochen der Specola. Diner bei Graf Martellini mit der Unger. Rome souterraine 263
Conchylienſammlung von Mazzi. Das Tagestheater in Florenz. Fahrt nach einer Ruine bei Caſtell-Poggio 268
Abſchiedsdiner bei Hof. Neue Schätze der großen Gallerie. Vorbereitung zur Abreiſe 273
Fahrt über die Apenninen 275
Bologna. Die Novello. Aleſſandrini's Muſeum. Gemäldegallerie. Palaſt Palleoti. Sitzung der Akademie. Aegyptiſche Alterthümer des Dr. Ferlini. Palaſt Mareſchalchi. Roſſini. San Michele al bosco. Univerſitätsgebäude. Dom. Opera buffa 277
Die lombardiſche Ebene. Mantua 291
Verona. Kathedrale. Garten des Grafen Giuſti. Die Arena. Grab der Julia und des Romeo. San Zeno. Weg in die Alpen. Bergſturz von Roveredo 293

Seite

Trient. Schönheit Tyrols. Botzen. Brixen 302
Abreise von Brixen. Procession. Franzensveste. Der Brenner. Innsbruck. Kaiser Maximilian's Grab. Das Ferdinandeum. Ueberblick der Gegend 305
Dorf Zirl. Seefelden. Der Wallersee. Der Kochelsee. Benediktbeuren. München 310
Der Münchner Dom. Glyptothek. Basilika. Pinakothek. Die Ludwigsstraße. Kunstverein. Saalbau. Isarthor. Aufkirche. Bemerkungen über Geist der Architektur. Anatomisches Theater. Geh. Hofrath v. Schubert 315
Die Allerheiligenkirche. Jesuitenkirche. Akademie der Wissenschaften. Professor Steinheil. Naturhistorisches Museum. Leuchtenberg'sche Gallerie. Ludwigskirche. Fries des Bachus von Schwanthaler. Königsbau. Kaulbach. Theater 330
Stiglmayer's Gießerei. Kopf der Bavaria. Vasensammlung der Pinakothek. Schwanthaler's Atelier. Ateliers von Schnorr und Heß. Der englische Garten. v. Schelling. v. Walther. v. Martius. Botanischer Garten 342
Regensburg. Der Dom. Walhalla. Donaufauf 347
Rückweg. Tirschenreuth. Franzensbrunn. Dresden 354

III. **Biographisches Fragment** 357

Druckfehler.

Seite 8 Zeile 1 von oben statt erste lies zweite.
„ 8 „ 2 von oben st. zweiten l. ersten.
„ 74 „ 13 von unten st. beachtendes l. beachtetes.
„ 96 „ 11 von unten st. dennoch l. demnach.
„ 111 „ 19 von oben st. noch l. nach.
„ 168 „ 5 von oben st. Behufs l. Besuch.
„ 197 „ 6 von oben st. squardo l. sguardo.
„ 199 „ 9 von unten st. squardo l. sguardo.
„ 232 „ 4 von oben st. Abadia l. Abbadia.
„ 232 „ 10 von oben st. Olivenlauben l. Olivenlaube.
„ 234 „ 15 von oben st. hastigen l. heftigen.
„ 236 „ 6 von unten st. Sache l. Sachen.
„ 241 „ 12 von unten st. Plattform l. Plateform.
„ 242 „ 7 von unten st. Rossini l. Rosini.
„ 243 „ 15 von unten nach exploiter tilge Comma.
„ 265 „ 18 von oben st. Backenknochen l. Beckenknochen.
„ 268 „ 2 von unten st. Jiorno l. Chiorno.
„ 274 „ 1 von oben st. Zeit der l. Zeit des.
„ 286 „ 17 von unten st. Olivataner l. Olivetaner.

Zum Verständniß dieser Sammlung.

Die Aufgaben so wie die Ergebnisse eines thätigen, langen geistigen Lebens sind nothwendig sehr verschiedener Art. Vieles wird in einem solchen hervortreten, wobei die Individualität des Menschen großentheils im Hintergrunde sich verbirgt, woran das eigentlich Objective allein gültig erscheint, und dem es zum Ruhme gereicht, wenn die innerste Persönlichkeit über die von ihr ausgehenden Resultate ganz vergessen werden kann; Anderes hingegen wird sich offenbaren, bei dem gerade die ausgesprochenste Individualität als das eigentlich Verdienstliche angesehen werden muß. Wie wir daher etwa bei den meisten trefflichen Kunstwerken des Alterthums keine Ahnung mehr haben und zu haben brauchen von der Individualität der Künstler, welche einst sie geschaffen hatten, so auch ist in unserer Zeit ein bedeutendes Werk, eine große wissenschaftliche Arbeit etwa dann gerade am reinsten und vollendetsten, wenn sie von der individuellen Stimmung des Geistes, aus dem sie hervorging, am meisten sich freihält, wenn sie vielmehr rein und großartig allein den Geist der Wissenschaft selbst athmet. Hin-

wiederum kann es aber auch nicht fehlen, daß in einem überhaupt productiven Geiste neben jenen objectiven Aeußerungen eben so nothwendig andere, die Eigenthümlichkeit gerade dieser Seele ausdrückende und offenbarende Bestrebungen und Ergebnisse sich kund geben; auch die Subjectivität hat ihre Rechte, und, wie sie denn doch zuletzt eben selbst das rein Menschliche und dadurch zugleich tiefster Grund aller Objectivität ist, so muß auch ihr vergönnt sein, gerade in ihrer besondern Art sich Luft zu machen und irgendwie sich zu offenbaren.

Auf diese Weise ist es daher immer gekommen, daß bei den meisten auf eine längere und bedeutendere Wirksamkeit angewiesenen Geistern neben der einen Art ganz objectiver und der Menschheit im Allgemeinen bestimmter Thätigkeit nothwendig zugleich irgend eine andere Reihe von Bestrebungen bemerkbar geworden ist, welche entschieden mehr auf das eigene Innere Bezug nahm, worin das eigenste Wesen gerade dieser Seele sich besonders kund zu geben die Bedeutung hatte, und welche demnach ursprünglich weniger für größere und allgemeinere Lebenkreise bestimmt sein konnte.

Will man diese zweifachen Richtungen sich vollkommen deutlich machen, so sehe man zunächst sich um im Bereiche der Literatur und denke darüber nach, welch merkwürdiges Verhältniß zwischen dergleichen objectiven und subjectiven Werken verschiedener strebender Geister hier von jeher vorhanden gewesen ist. Da findet sich denn reiche Gelegenheit

zu bemerken, wie oft von einem und demselben Autor nach einer Seite hin Werke ausgegangen sind, in denen von dem eigensten Wesen gerade dieses Menschen nur wenige Spuren aufgefunden werden können. Mit wahrer Selbstverläugnung, und doch meistens ganz unabsichtlich, bringt da der Geist, wenn er gewissermaßen sich selbst über die Sache vergißt, Arbeiten zum Vorschein, in welchen nur das allgemein Gültige, nur das auf einen größern Kreis Bezügliche sich hervorthut, und welche man deßhalb eben so gut oft einem ganz andern als gerade diesem Verfasser zuschreiben dürfte. Unmittelbar neben solchen Produktionen jedoch machen sich denn oft auch andere Platz, in welchen, gleichsam durch die Macht des Gegensatzes gefordert, nur die eigenthümlichsten Stimmungen, Gefühlsweisen und die Formen gerade dieser individuellen Erkenntniß sich entwickeln und hervortreten. Für den Psychologen ist in solchen Fällen das Vergleichen so verschiedenartiger Strahlen, welche aus einem und demselben Mittelpunkt ausgehen können, immer als eine der interessantesten Aufgaben anzusehen, und es bietet auch Das hiebei noch zu besonderen Betrachtungen Veranlassung, wenn man abzuwägen versucht, in welcher dieser beiden Richtungen eines und desselben Geistes nun wirklich das Bedeutendere von ihm geleistet worden ist. Man wird dann finden, daß, wenn bei dem Einen die ganz subjectiven Ergebnisse bei weitem hinter Dem, was als objective Aufgabe von ihm verfolgt wurde, an besonderm Werthe

zurückstehen (so z. B. die Gedichte des Alb. v. Haller gegen seine großen wissenschaftlichen Arbeiten), hinwiederum bei dem Andern Das, was er selbst für ganz subjectiv halten mochte, doch für die Folgezeit weit größern Werth behalten hat, als Das, was ihm selbst einst als eine höchst wichtige objective Manifestation erschienen war (so z. B. die unsterblichen Gedichte des Petrarca gegen seine gelehrten aber jetzt längst vergessenen lateinischen Abhandlungen). Hiebei ist übrigens auch Das noch zu bedenken, daß allemal die Vergleichung dieser beiden Richtungen und ihrer Resultate vom größten Gewicht sein müsse, um zu einer vollständigen Kenntniß der Individualität, aus der sie hervorgingen, gelangen zu können; ja man wird zuletzt auf einzelne Geister aufmerksam werden, welche so sehr, so zu sagen, aus dem Ganzen sind, daß bei ihnen es dem Nachlebenden sogar fast für immer unmöglich bleibt, ganz scharf zu unterscheiden, was überhaupt als mehr objectiv und was als mehr subjectiv in ihren einzelnen Leistungen angesprochen werden darf, als wobei wir denn unter den bedeutendsten jeden Falls auf Göthe zu verweisen das Recht haben werden.

Zu allen diesen Betrachtungen wurde ich veranlaßt, als ich in der nächstverflossenen Zeit mancherlei Aufsätze, Tagebücher und Gedenkblätter durchzusehen anfing, welche seit zwanzig, ja dreißig Jahren nach und nach unter meinen Papieren sich aufgehäuft hatten. In den meisten dieser Blätter erkannte ich ebenfalls Ergebnisse einer im Ganzen mehr

subjectiven Art; es war darin gegeben das Aussprechen besonderer Stimmungen, wie sie von bedeutenden Eindrücken herbeigeführt worden waren, die Darstellung gewisser aus besonderen Begegnungen gewonnener Erkenntnisse, so wie die Schilderung mannichfaltiger lebhaft wieder erwachter Erinnerungen, aber in Allem lag mir auch deutlich ein Schlüssel verborgen, Entstehung, Fortbildung und Vollendung so mancher meiner objectiven wissenschaftlichen Arbeiten richtig zu deuten und zu wahrem Verständniß zu bringen. In so fern also hier wirklich so Manches gegeben war, was ich als unerläßliche Ergänzung zu vielfältigen Arbeiten der objectiven Richtung betrachten durfte, schien es mir ganz angemessen, nun auch diesen, vielleicht mehr eigenthümlichen Intuitionen das Recht der Oeffentlichkeit nicht zu versagen, ja es war sogar zu erwarten, daß namentlich Denen, welchen jene objectiven Bestrebungen irgend wichtig geworden sind, auch diese mehr subjectiven Mittheilungen wohl einige Theilnahme abgewinnen könnten.

Ich habe überdies alle hier wieder gegebenen Aufsätze nicht ermangelt mit den Jahrzahlen ihrer Entstehung zu bezeichnen, und ich muß besonders darauf aufmerksam machen, auch das hiemit angedeutete autobiographische Moment dieser Sammlung nicht zu übersehen. Eine andere Färbung der einzelnen, hier größtentheils, obwohl nicht ganz streng chronologisch geordneten Fragmente, je nachdem sie einer frühern oder spätern Lebensperiode angehören, wird

deutlich eingesehen werden können, und auch hieraus wird manches nicht ganz uninteressante Resultat sich ziehen lassen, zumal da es jeden Falls noch in dem angehängten Anfang einer Geschichte meiner eigenen frühern Entwicklung eine gewisse Vervollständigung erhält.

Möge daher nun das so aus vielen Theilen entstandene Ganze, und zwar am liebsten in der Bedeutung eines Manuscripts für Freunde, gleichsam erklärend und ergänzend in die Reihe anderer, früher veröffentlichter Arbeiten hinausgehen, und möge dasselbe, wie es einestheils vielfältige Erinnerungen darstellt, auch anderntheils einigermaßen der Erinnerung Befreundeter sich einprägen, dadurch also in jedem Sinne dem Schutze der Mnemosyne empfohlen bleiben.

I.

Vermischte Aufsätze.

Kunst und Leben.

Fragment, geschrieben um das Jahr 1818.

Das Leben des Menschen soll zu einem Kunstwerk sich gestalten. Darzulegen, in welcher Weise eine solche Gestaltung des Lebens in gleichem Maße wie die des Kunstwerks erfolgt, sollen die nachstehenden Betrachtungen versuchen. Anzuerkennen ist hiebei zuerst und überhaupt: der Mensch sei die Einbildung höhern göttlichen Lebens in das Erdleben. Wie stark in jedem einzelnen Menschen die eingeborene göttliche Idee wirke, hängt nicht von ihm ab; er empfindet sich allemal als ein Gegebenes. Ein solch Gegebenes ist doch aber immer ein Göttliches und somit seiner Art nach jedem andern Göttlichen gleich, ungleich aber andern in seiner besondern Richtung und Stärke. In der Entwicklung des Lebens ist die Aufgabe: dieses innere Höchste, seiner vielseitigsten Anwendung nach, zur Bestimmung jenes Elements, welches als Natur uns vorliegt, heraustreten zu lassen. Ganz auf gleiche Weise ist die Aufgabe der Ausführung des Kunstwerkes: seine Grundidee auf das möglich Vollständigste durch alles Material der Kunstbildung durchleuchten zu lassen. Ist nun aber unser Grundwesen ein Göttliches, und Aufgabe unsres Lebens möglich klares Aussprechen dieses Göttlichen durch Einbildung desselben in

das uns vorliegende Element der Natur, so darf uns nothwendig im Leben auch einzig jene innere Wesenheit, das eigentlich allein unmittelbar Gewußte (Gewissen) bestimmen, und nur das Leben in dieser Richtung ist rein. Ganz auf gleiche Weise muß bei Ausführung des Kunstgebildes einzig die Grundidee desselben stätiger Bestimmungsgrund bleiben, und nur das Kunstwerk erscheint in reiner Schönheit, wo diese Idee alleiniger Bestimmungsgrund war und durch alle Theile vollkommen durchgebildet ist. Ein rein und allein durch seine innere Wesenheit bestimmtes Leben ist aber auch zugleich ein göttliches Leben, weil es eine göttliche Idee ausspricht. Ein göttliches Leben, indem es die Harmonie unsrer Wesenheit mit seinem Urquell offenbart, ist zugleich ein seliges Leben. So auch wird das Kunstwerk, in welchem seine Grundidee rein durchgeführt ist, die Individualität der Künstlerseele, welche Urquell dieser Idee war, am deutlichsten hervorheben. Das Leben wird unrein, sündhaft, unfrei, wenn das eingeborene Wesentliche abweicht von seiner ursprünglichen Richtung, wenn es vom Naturelemente oder fremder Individualität sich bestimmen läßt, anstatt jenes selbst zu beherrschen und diese nur anzuerkennen. Das Kunstwerk wird auf gleiche Weise unrein, unschön, wenn es in seiner Ausführung von seiner Grundidee sich entfernt.

Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß die Anerkennung ursprünglicher Gleichartigkeit der Seelen in Bezug auf ihr göttliches Wesen mit Anerkennung wesentlicher unendlicher Verschiedenheit ihrer tiefinnersten Grundidee verbunden bleibe. Der Mensch kann ewig nur er selbst sein, er kann er selbst in immer größerer Vollkommenheit werden, aber er gleicht in so fern der geraden Linie, welche auch unendlich verlängert immer eine Richtung haben wird. Ja, was kann demnach sein ganzes Bestreben in seiner ganzen Ausbildung anders sein als sich selbst verstehen zu lernen, das heilige Wehen der in ihm

brennenden Gottesflamme immer heller, immer unausgesetzter zu vernehmen? Jeder Mensch hat Augenblicke, wo dieses innere heilige Wehen ihm fühlbar wird; in diesen Augenblicken fühlt er sich in Gott — es sind die Augenblicke seiner Seligkeit. Heilige nun dein ganzes Wesen immer mehr und du wirst dich stets in Gott fühlen, ewiges seliges Leben erwerben.

Wer aber gibt uns überhaupt die Gewißheit dieser unsrer innern Göttlichkeit? Können wir sie erwerben? Können wir eine solche Ueberzeugung Jemanden, dem sie wirklich fremd wäre (obwohl dies nicht zu denken), beweisen? Und woher haben wir selbst diese Gewißheit erhalten? Ist sie wirklich in meinem Ich unmittelbar begründet? Wer hat auf dies Alles eine andere Antwort als das alte und ewig neue: „Kenne dich selbst!" — Das Ich ist die einzige Basis unsres Wissens, unsres Fühlens. Werde deiner recht bewußt, empfinde dich selbst ganz und rein, und du empfindest dich durch unmittelbares Bewußtsein *als ein einiges, ein göttliches, ein zur Seligkeit bestimmtes Wesen*. Auch wird es nicht fehlen bei rein menschlicher Entwicklung, daß nicht — wenn ein gewisser Zeitpunkt heranrückt — dieses Bewußtsein der Seele klar werden sollte. So bricht zur bestimmten Zeit die Blüthe an der Pflanze hervor. Offenbaren kann sich übrigens dieses Bewußtsein durch verschiedene Formen, doch das Beste bleibt immer *unaussprechlich und unmittelbar*. Möglichst überall am Unmittelbaren zu halten, wird schon deßhalb ein großes Gesetz im Kunstbau des Lebens bleiben! Noch so scharfe und tiefsinnige Constructionen, noch so vielfaches Sondern und Trennen aller einzelnen Geistesoperationen, deren wir uns bewußt sein können, ersetzen diese innere Unmittelbarkeit nicht.

Ist nun unser Leben ein Kunstwerk, so laßt uns noch betrachten, wie entsteht überhaupt ein Kunstwerk? — Wie wurden *Mozart's* Melodien, wie gestalteten sich *Göthe's*

Dichtungen, wie bildete Raphael? — Wie? waren diese Geister etwa Philosophen, welche vorher weitläufige Untersuchungen ausführten, was ein Kunstwerk bedeute und fordere? woher ihnen ein Beruf zugekommen sei zum Dichten und Bilden? Entwickelten sie sich endlich wohl eine Theorie, welche haltbar wäre, damit auch jedweder Andere gute Dicht-, Ton- und Bildwerke fertigen könne? Mit nichten! Das in ihnen Gegebene regte mächtig die Schwingen; ohne mit Worten sagen zu können: Das will ich und so meine ich es, riß es sie hin zum Thun und Schaffen, sie wußten weder sich noch Andern Rechenschaft zu geben, und im unmittelbaren lebendigen Anschauen ihrer eigenen Göttlichkeit erzeugten sie Werke unvergänglich in ihrem Wesen wie sie selbst. „Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftigen Discurse unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor," sagt der Eine; und der Andere: „Woher nun aber es kommt, daß meine Musik so ist und nicht wie der Andern ihre, das mag wohl eben daher kommen, woher es kommt, daß meine Nase mozartisch ist und nicht wie andrer Leute ihre."

Eine innere gegebene Anregung also drängt im Künstler als Grundidee eines Kunstwerks sich hervor, und liebevoll ist das ganze Wesen des Künstlers gegen diese Idee gezogen, weil er in jeder Idee sich selbst erkennt und Einssein und Liebe gleich sind. Diese Liebe ist das Licht — das Element der Sprache, des Tons, der Farbe; diese Mittel — sie sind der Boden für die Pflanze des Kunstwerks. Sorgfältige Pflege treibt das schöne Reislein immer freudiger dem Licht entgegen, endlich erschließt sich die Blüthe und mit dem klaren Ausdruck der Grundidee im Element, so wie mit der Wiederdarbildung des Samenkornes aus dem die Pflanze hervorkeimte, die Vegetation, ist der Lebenscyclus der Kunstbildung beschlossen.

Betrachtet nun die Entwicklung des Menschenlebens. Als göttliche Idee ist der innere Keim und Kern des

Menschlebens gegeben; weil es eine göttliche Idee ist, kehrt die Liebe Gottes, und ihr Abbild, die Liebe der Menschen, sich gegen den sich entfaltenden Keim; diese Liebe — sie ist das Licht, an dem sich die im Boden des Naturelements wurzelnde Pflanze erhebt, und nur durch Liebe kann der Mensch erzogen werden. Immer freudiger bildet dann die eingeborene Idee sich aus, immer reiner, immer weniger von außerwesentlichen Momenten bestimmt, übt sie ihre Kraft, und ihre Blüthe ist es, wenn sie sich in ihrer innern Göttlichkeit, in ihrer Beziehung auf Gott empfindet. Die Art aber nun, wie dieses Bewußtsein erlangt wird, die Art, wie die Erlangung desselben befördert werden könne, diese ist eben so unendlich verschieden als das Wesen der einer menschlichen Individualität zum Grunde liegenden Idee selbst. Der Eine erreicht dieses höchste Bewußtsein, indem in scharfer Construction, Schritt für Schritt seine Erkenntniß sich abrundet, er von jedem Vorwärtsgehen genau Rechenschaft sich zu geben bemüht ist, und als Wissender dringt er in's Heiligthum. Der Andere, ohne vom geheimen Treiben des Geistes sich ein schärferes trennendes Wissen erwerben zu wollen, mit heiliger Scheu vor dem geheimen innern Wirken des Geistes (so scheut der gesunde Organismus in das leibliche Innere zu blicken), hält er sich mit Innigkeit und Treue an das unmittelbare Gefühl des Rechten, Wahren und Schönen in seinem Innern, folgt ohne zu klügeln dem geheimen Zuge der Liebe in seinem Innern, und an dem heiligen Schauer, der ihn in hohen und reinen Lebensmomenten durchströmt, fühlt er, daß in ihm das Bewußtsein seiner ewigen Beziehung auf Gott sich erschlossen hat. Diese beiden können als die wesentlichst verschiedenen Wege betrachtet werden, unendliche aber liegen in der Mitte; — welchen von beiden wir vorziehen sollen? — Keinen! — Jeder nach seiner Weise! — Was mich betrifft, scheint mir der zweite höher und kindlicher, der erste verdienstlicher und erleuchteter, aber minder innig

zu sein. Sicher ist wenigstens der erste der Weg des einfachern Menschen (anima semplicetta), den zweiten geht nur, wen strengere Erfahrung zeitig zu hellerm Bewußtsein gereift hat.

Welche Führer können uns dem Ziele des höchsten Bewußtseins entgegenleiten? — Philosophie, Religion, Poesie. — Philosophie; aber nur eine solche, deren erstes Princip Gott ist. — Religion; aber nur eine solche, deren innerer Kern Liebe ist. — Poesie; aber nur die aus reiner Seele hervorgegangene und auf Reinheit der Idee gerichtete. — Möchten nie diese Führer sich selbst bestreiten wollen, möchte nie ein Führer dem andern seine Art aufdringen wollen! Welcher Führer aber von diesen dreien ist wohl das offene Evangelium an alle Menschen? — Die Religion der Liebe, die Religion, wie sie in Christus ausgesprochen ist. Liebe ist ja eben das Licht, in dem die Menschenpflanze allein gedeiht, wie durch sie nur das Kunstwerk vollendet wird; Liebe ist das Medium, das von Allen begriffen, das von Allen empfunden wird, und wir sagen daher mit Augustinus: „die menschliche Seele ist eine geborene Christin". — Zur Erforschung der Wahrheit auf dem Wege des Wissens kann dem Menschen die Kraft versagt sein, zur Kunstübung und Erkennung kann ihm das geistige Organ fehlen, aber er ist Mensch, er liebt, und die Religion der Liebe vereinigt ihn mit Unzähligen, daß ihm Anregung werde, durch immer größere Läuterung seines Selbst, durch immer innigere Wahrnehmung seiner eigensten Individualität zu der innern Seligkeit zu gelangen, welche das höchste, das alleinige, das unentreißbare Dokument wahrhaft empfundener Beziehung auf Gott ist und immer bleiben wird.

Philosophische Systematik.

Briefliche Mittheilung um das Jahr 1823.

Die Kunsturkunden von Krause [1], in denen ich heute Mancherlei gelesen, sie haben Gedanken in mir angeregt, welche eben, weil ich Aehnliches schon längere Zeit bald in dunklern, bald in hellern Anschauungen mit mir umher getragen, nun endlich zur vollen Deutlichkeit sich hindurchzuringen arbeiten. Ich will Klarheit mit mir selbst und reine menschliche Wahrheit, frei von jeder fremden Dogmatik; aber auch frei von Haß gegen fremde Ansicht. Ein Gespräch mit Krause hat mir eigentlich am richtigsten und im Einzelnen gezeigt, worin ich im Ganzen niemals seine Richtung theilen werde. Man könnte es vielleicht in wenigen Worten so fassen: mir ist in der Auffassung des Lebens das rastlos Verwandelnde, alles Stätige der Erscheinung Negirende ganz wesentliches Moment, voraussetzend immer, daß das Innere, das Ewige, das Unveränderliche, das Unbegriffene, das Unaussprechliche dabei als wahrhaft Ursachliches gedacht werde. Krause dagegen strebt nach der Erkenntniß beharrender Form; das ewig Forteilende wechselnder Erscheinung nur als accidentell, d. h. nur als durch die der Vernunftsphäre entgegen-

[1] Die Kunsturkunden der Freimaurerei. — Krause lebte in jenen Jahren in Dresden; ich sah ihn öfters und habe ihm für den mathematischen Theil meines Werks „von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüsts“ manche gewichtige Mittheilung zu danken.

gesetzte Wesenheit der Natur bedingt ansehend. Ihm folgt nun aus dieser Ueberzeugung das Bestreben, alle solche vernunftmäßig erkannte Form in die Natur möglichst allgemein einzuführen, er scheint den Wechsel der Erscheinung selbst beseitigt, ja die Erscheinung menschlichen Daseins von der stäten Veränderung seiner Form so weit als irgend möglich durchaus befreit wissen zu wollen.

Diese Ansichten gleichen nun Linien, von einem Punkte ausgehend; anfänglich in geringster Differenz zwar, verlieren sie sich doch späterhin zu einer unermeßlichen Getrenntheit.

Auch mir ist der Inbegriff einer ohne alle und jede Willkür und Regellosigkeit in vollkommener *Gesetzmäßigkeit* sich offenbarenden Idee, als Darstellung eines wahren Vernunftreiches, durchaus verehrungswürdig und heilig; aber ihm gleich heilig, ja dadurch, daß es die eigentliche wirklich gewordene Erscheinung des Göttlichen und Ewigen selbst ist, noch verehrungswürdiger, steht das eigenste Wesen der in Zeit und Raum ewig mannichfaltigen und eben deßhalb nie das Gesetz des Geistes ganz scharf erfüllenden Natur ihm durchaus gegenüber; das eine ist das Ideale, das andere das Reale; das erste kann nur *in uns gedacht* werden, das andere *umgiebt uns* als die wirkliche natürliche Welt. Dieser große Gegensatz ist es nun, welchen auch *Krause* anerkennt. Die Verschiedenheit unsrer Ansichten aber liegt darin: Ich bin bestrebt, stets jede Sphäre ihrer eigensten Wesenheit nach zu erfassen und kann daher nicht gedenken, daß eine Sphäre ihr Wesen der andern Sphäre bleibend einprägen könnte, während *Krause* jenes gedachte Ideal *überall* in die Wirklichkeit selbst einzuführen bestrebt ist.

Die Natur, das wirkliche Leben ist, jener obigen Gründe wegen, nothwendig stets bis auf einen gewissen Grad *irrational*, und ein Bestreben, dieses *Irrationale völlig* zu heben (gleichsam ein Bestreben, die Natur völlig zur Ver-

nunft zu bringen), kann nach meiner Ueberzeugung nicht anders als widersinnig genannt werden. — Sollte man übrigens finden, daß in diesen Erkenntnissen ein besonders Trostloses gegeben sei, so darf man nicht vergessen, daß dieser Schmerz sich wieder in so fern aufhebt, als bei genauerer Erwägung klar werden muß, daß eben dadurch, daß die Natur nicht selbst schon im Ganzen der reine und vollendete Ausdruck der Vernunft ist, gerade die Natur als eigentliches Element für die Vernunft sich darstellt, gleichsam als das Material, in welchem der Geist sich rastlos zu üben, dem er seine Erkenntniß rastlos einzuprägen bestimmt ist.

Am schärfsten aber springt unsre Differenz dann hervor, wenn von Anwendung dieser Anschauungen auf bestimmte Aeußerungen menschlichen Lebens die Rede ist. Krause fordert im Menschheitleben Wissenschaft als Grundlage und stufenweise allemal soll aus dem Erkennen das Können, das Thun hervorgehen; ja er muß eigentlich, will er consequent sein, Einheit des Menschen zur Einerleiheit, die verschiedene Thätigkeit Aller zur gleichen aus ihrem einen Wissen hervorgegangenen Thätigkeit zu steigern bestrebt sein.

Nach diesen Grundsätzen müßten eigentlich durchaus alle Menschen in einer und derselben Form die göttlichen wie die natürlichen Dinge denken, in einer Form des Menschheitbundes müßten sie zu gleichartiger Uebung des Schönen, Wahren und Guten geeignet erscheinen, in einer und derselben Staatsverfassung müßten sie leben, und eine und dieselben Sitten müßten überall das Leben bestimmen.

Mir hat nun eine solche Uniformität etwas vollkommen Grauenhaftes, mir scheint sie wie eine Form, in welcher das Leben untergegangen, wie ein, wenn auch im schönsten Lebensmoment plötzlich erstarrter Jünglingskörper. — Nicht unbedeutsam hat ja die Natur, nachdem in ihr, nach so unermeßlicher Mannichfaltigkeit organischer Gestaltungen, der

Mensch hervortrat, und räumlich nun wirklich ihr Ziel und ihr höchstes Gesetz gegeben war (weßhalb nothwendig der Mensch das letzte irdische Naturprodukt sein mußte), doch abermals in der menschlichen Natur selbst die unendliche Mannichfaltigkeit in einer Region und auf eine Weise erneuert, in denen auch die Ewigkeit nicht ausreicht, dieselbe zu erschöpfen. Dadurch denn also die in's Unermeßliche sich abändernde Verschiedenheit menschlichen Daseins, daher die unendliche Verschiedenheit menschlicher Charaktere und menschlicher Bildung, und daher die Unabhängigkeit eigenthümlicher Entwicklung einzelner Menschen von eigentlich wissenschaftlicher Ausbildung. Versuche es doch der schärfste Denker, der vollendete Philosoph, ein Kunstwerk zu schaffen, zu dessen Bildung ihn Natur nicht organisirt hatte! versuche er doch Das durch Spekulation darzustellen, was der zwanzigjährige naive Raphael halb unbewußt, nur dem in ihm waltenden Unbegreiflichen sich hingebend, so leicht hervorbrachte; er wird dies eben so wenig können, als wieder andere Menschen für wissenschaftliche Anschauung organisirt sind. — Nein! das Wesen des Menschen geht als ein Durchdrungensein gewisser freier Naturformen durch göttliche Intelligenz seinem Ideale auf unendlich verschiedenem Wege entgegen und für alle diese verschiedenen Richtungen giebt es nur eine ewige und höchste Bedingung. Da nämlich, wie auch Krause sehr schön erkannt hat, Natur und Vernunft überhaupt nur als in Gott seiend zu denken sind, so kann eben so ihre Entwicklung als reine Entwicklung nur auf Gott gerichtet sein, und diese Sehnsucht nach Gott, diese Gravitation zu Gott ist nun eben die Bedingung, sie ist der Trieb zu höherer Ausbildung auch für jede im Menschen erscheinende Vereinung von Natur und Vernunft, — kurz auf diese Weise wird sie Das, was als Liebe für das eigentliche Menschheitleben dasselbe genannt werden darf, was der Pulsschlag des Herzens für das räumliche Vorhandensein des einzelnen

menschlichen Organismus. Wie das Herz die Quelle ist, aus welcher Leben und Nahrung für alle Körperglieder fließt, so geht aus der Liebe zum Urguten, Urwahren und Urschönen in Gott jegliche höhere menschliche Entfaltung hervor. Hierin denn auch liegt die unendliche Weisheit der Christusreligion, daß sie nur reine Liebe zu Gott als die Wurzel alles schönern menschlichen Daseins fordert, daß sie mit aller Macht nur auf dieses Eine, als Basis alles Andern, dringt, — voraussetzend gleichsam, daß dies das Samenkorn sei, welches, einmal gegeben, nur Wasser und Erde braucht, damit sich alles weitere reinmenschliche Wirken dann aus ihm im schönsten Sinn entwickle, das Samenkorn, ohne welches weder Wasser noch Erde die Pflanze hervorzurufen im Stande sein werden.

Müssen nun aber menschliche Anlagen von Ursprung an so unendlich verschieden sein, so wird auch wiederum die Möglichkeit höchst verschiedenartiger Entfaltung in der gesammten Menschheit liegen, sie muß ein uniformes System der Entwicklung durchaus negiren und wird immer nur auf den verschiedensten Wegen zu der ihr erreichbaren Vollendung gelangen. Erkennen wir übrigens, daß die Bedingung zu menschlicher Entwicklung nur eine ist, und erkennen wir die Beziehung, die Gravitation zum Göttlichen als dieses Eine, so muß auch eine solche mehr erreichte Beziehung nothwendig eine Verähnlichung der Erreichenden, der Strebenden herbeiführen, und dies ist alsdann, was als unsichtbare Kirche, als unsichtbare Loge von jeher alle weiter gediehenen Menschen verbunden hat und was sich durch keine willkürlich, wenn auch noch so sehr vernunftgemäß festgesetzte bleibende Form ersetzen läßt. Allerdings spricht sich jede menschliche Thätigkeit nur durch Form aus, allein jede Thätigkeit fordert ihre besondere Form, und wie der Organismus für jede Periode seiner Existenz sich besondere Organe schafft, welche indeß wie sie entstanden auch wieder zerstört werden um andern

Organen zu weichen, so auch versuchst du vergebens den Geist in ein tönendes Wort, in eine bleibende Form zu bannen, sondern jede Art und jede Richtung des Geistes wird sich besondere Formen erschaffen!

Alle Krüppelei menschlicher Verfassungen krankt eigentlich an diesem Mißverständniß. Was irgend einmal der Geist in der Zeit behufs seiner Wirkung an Formen gestaltete, gewöhnlich meint man, es solle bleibend gemacht werden, und bedenkt nicht, daß die neue Zeit wieder immer neue Formen fordert. Dem Jüngling soll noch das Knabenkleid, dem Mann der Jünglingsrock passen; eine Lehre, wie sie im Geiste eines Menschen sich gestaltete, soll auch dem Geiste des andern angemessen sein; die Art, wie ein Künstler bildete, soll das Organ werden, durch welches der Schüler seine Werke erschafft; ja die Anschauungen des Höchsten werden in religiöse Dogmen gekleidet, welchen man gern so und nicht anders Gültigkeit für alle Zeiten erkämpfen möchte.

Nein! „der Herr ist der Geist, wo aber der Geist ist, da ist Freiheit!“ Bedenken wir auch, wie zu allen Zeiten die Menschheit wahrhaft gefördert worden ist. Gewiß war es nicht durch die Form bloßen systematischen und allgemeinen Wissens, sondern es geschah durch einzelne Gewaltige, in welchen reine Menschheit, bald durch Wirken in der Kunst, bald durch Wirken im Wissenschaftlichen, bald durch rein sittliches Leben, immer aber und hauptsächlich in ihrer liebenden Beziehung auf Gott ausgeprägt erschien.

An solche Säulen lehnte die gesammte Menschheit sich an, höher und höher sich hebend, bis Christus das Geheimniß der Liebe aussprach und dadurch in jedem Einzelnen, er mochte mit großen oder mit geringen Gaben ausgerüstet sein, zur Versöhnung mit Gott den Weg bahnte. So geschah es denn oft, daß wir von an sich schwachen, allem schärfern Wissen entfremdeten Gemüthern, sobald reine Liebe in ihnen war, das Herrlichste vollbringen sahen, ungefähr so, wie auch das Samenkorn gerade nur bewußtlos

die schönste Blume entwickelt. Darum also, weil es an alle Menschen gerichtet ist, ist dieses Evangelium ein Menschheitbund, welcher jedenfalls größere-Allgemeinheit hat als der Menschheitbund, wie ihn Krause sich denkt. — Aber freilich, auch hier ist zu wachen, daß nicht die Form für den Geist genommen werde; denn nicht in diesem, nicht in jenem Gebrauche, nicht in dieser, nicht in jener Erklärung u. s. w. besteht dieses Göttliche, sondern es ist ein Reich nicht von dieser Welt, und nur die Unfreiheit der Menschen hat auch da Dogmen erfunden, wo nur das Innere, ja das Innerste entscheiden sollte.

Man könnte in Wahrheit wohl nachweisen, wie alles verjährte Formenwesen, welches in das Leben der Menschheit eingeführt worden ist, nur bedingt wurde durch Unfreiheit und Abfall vom Göttlichen. Waren nicht Regierungsformen überall ursprünglich als Gegengift gegen das Böse, welches geselliges Menschheitleben stört, von heilsamer beglückender Bedeutung? Und wie oft wurden dieselben Formen, welche für eine gewisse Zeit wohlthuend sich erwiesen hatten, für eine andere Zeit belästigend und hindernd! Der reine Mensch wird immer im Leben an gewisse Formen gebunden sein, aber diese Formen sollen sich ändern und erneuern nach jedesmaliger Beziehung und Art der Thätigkeit und des Lebens.

Fasse ich also diesen Gedankengang nochmals zusammen, so scheint mir, es sei in rein menschlicher Entfaltung Liebe die Wurzel, das Können, das Thun, der Stamm, das Wissen die Blüthe und die höchste Vernunftanschauung die Frucht, in welcher eben als Frucht die Möglichkeit erneuter Wiederholung von Liebe, Können und Wissen gegeben ist.

Mir scheint das Festhalten am Leben in seiner Bewegung, das Regiren aller stätig werden wollender Form sonach unendlich und in jeder Beziehung wichtig. Man nehme das Wissen. Wie viel Verkehrtes haben stationäre Systeme geübt, zu welchem Wust haben sie es geschwellt, und wie einfach

richtig betrachtet dagegen oft der unverdorbene, unbefangene naive rein menschliche Sinn die verschlungensten Verhältnisse der Natur, da wo Schulweisheit häufig vor lauter Worten nicht zur Sache kommen konnte? — Auch sind die Fortschritte der Wissenschaft von jeher Geistern verdankt worden, welche naiv und neu die Natur mit hellen Augen anschauten und deren Verhältnisse in einer gerade *ihnen* gemäßen Form aussprachen, in einer Form, welche dann freilich oft abermals von der Schule zur bleibenden gestempelt wurde. Eben so ging es im Bereiche des Schönen, wo gerade deßhalb immer die *ersten* Blüthen, welche irgend eine Kunst hervortrieb, die herrlichsten waren, wenn dagegen die Schule gewöhnlich den Untergang der Kunst veranlaßte.

Die wahre Philosophie möchte demnach ausgehen von der anschauenden Urtheilkraft, welche diesen Namen führt als ein Vermögen über alles mit gesundem Sinn Angeschaute (indem es gleichsam gemessen wird an den höchsten uns als inneres Göttliche eingeborenen Ideen), ein richtiges Urtheil zu geben und dadurch uns in den Stand zu setzen mit Allem seiner Eigenthümlichkeit nach richtig zu gebahren. Sie wird die Idee in ihrer unendlichen Weiterbildung als ein Ewiges, so wie die Natur in ihren endlosen Gestaltungen als ein stets sich Wandelndes verfolgen, den Parallelismus beider, aber auch das sich nicht Berühren beider, das Unnatürliche der Vernunft und das Irrationale der Natur zeigen; in der Erkenntniß dieses Parallelismus aber und der gemeinsamen Auffassung beider den Menschen zum immer lebendigern Bewußtwerden göttlichen Wesens leiten. Dasselbe, was somit die *Philosophie* von einer Seite vollbringt, wird dann von anderer Seite im thätigen Leben die *Liebe* bewirken; alle so von Liebe und Philosophie auf Gott gewiesene Menschen werden in einem Bunde, in einer Religion sich schon ohne äußere Form *befinden*, und dieser Bund ist es, welchen ich den *wahren* Menschheitbund oder die eigentliche unsichtbare Kirche nennen möchte.

Jeder andere Bund könnte nur in Formen bestehen, er kann vielleicht in gewisser Beziehung als wohlthätig und Menschheit fördernd erscheinen, aber immer würde er schon geläuterte Menschen voraussetzen, und ohne diese würden seine Formen für gewöhnliche unfreie Menschen nicht mehr leisten als die Maurerei, von deren Unzulänglichkeit in ihrer jetzigen Gestalt Krause durchaus sich überzeugt hält.

Daß indeß jene unsichtbare Kirche irgend einmal die ganze Menschheit umfassen könne, ist nicht annehmbar, da im Menschengeschlechte, wie im Allgemeinen der Natur, es nicht auf die Quantität, sondern nur auf die Qualität abgesehen zu sein scheint, und vernunftgemäß auch nur sein kann, denn das Höhere wird immer nur in kleinerer Zahl existiren, so wie das Höchste ewig nur als Einheit und Eins gedacht werden kann.

Von der Bedeutung der besondern Bildung des Auges auf manchen alten Gemälden.

Dieser Aufsatz wurde im Jahr 1825 geschrieben und im Kunstblatte des Morgenblattes abgedruckt. Ich gebe ihn hier mit einigen Abänderungen und Zusätzen auf's Neue, um eine so merkwürdige Wahrnehmung zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen.

Den Freunden der Kunst ist das Werk nicht unbekannt geblieben, welches man Herrn Ternite im Verein mit August Wilhelm v. Schlegel, über die Krönung der Jungfrau Maria, von Giovanni da Fiesole, dem seine Zeitgenossen den Beinamen Angelico gaben, verdankt.[1] Eben so setzen wir voraus, daß ihnen die in diesem Werke enthaltenen treulichen Durchzeichnungen der einzelnen Köpfe jenes Bildes erinnerlich sind, deren ganz eigenthümliche Schönheit die von Schlegel angezogene Stelle des Vasari über jenen merkwürdigen Künstler vollkommen bewahrheitet, und wollen sie sich nun diese Erinnerungen recht vergegenwärtigen, so wird ihnen ferner nicht entgehen, in welch wunderbarer Weise diese Züge von der sonstigen Art des Menschenantlitzes sich zwar entfernen, dabei aber eine Reinheit und Verklärung athmen, die jene scheinbar eigenmächtigen Abweichungen nicht nur unbedingt zu rechtfertigen, sondern zugleich von der hohen Einfachheit und

[1] Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominicus nach Joh. v. Fiesole in 15 Blättern gezeichnet von W. Ternite nebst einer Nachricht vom Leben des Meisters und Erklärung des Gemäldes von A. W. v. Schlegel. Paris 1817.

Innigkeit jenes Künstlers selbst sprechendes Zeugniß abzugeben vermögen.

Es waren die Tafeln dieses Werkes, bei deren ernster Betrachtung es mir einmal plötzlich sonderbar auffiel, wie doch dieser Künstler gerade dem edelsten geistigsten Organe des Antlitzes, dem Auge, an den Köpfen seiner Engel, seiner Maria, seines Christus einen Typus aufgeprägt habe, welcher dem des Auges, wie man ihn auf Menschengesichtern zu sehen gewohnt ist, in so mancher Beziehung fremd erscheint.[1] Nicht allein daß mit ungewöhnlich reiner Wölbung die obere und untere Abrundung des ganzen Auges angegeben wird, so daß ein fast reiner Zirkelbogen im untern und obern Augenliede das Auge gegen obere und untere Augenhöhlenwand begrenzt, nicht genug, daß eine reine einfache Spaltung der Augenlieder das Auge mäßig öffnet, ohne doch in den Augenliedern die Falten sichtbar zu machen, welche in der Wirklichkeit bei solcher Haltung hier immer sich bilden, so zeigt insbesondere der farbige Kreis der vordern Augenfläche, die Iris, oder Das, was man insgemein mit dem Namen des Augensterns zu belegen pflegt, sich in einer Kleinheit, welche man auf den ersten Blick vielleicht für eine Verzeichnung halten möchte, wovon man sich indeß bald gestehen muß, daß gerade eine solche Darstellung, anstatt die Gestalt des Auges unschön

[1] Schon A. W. v. Schlegel macht auf die Eigenthümlichkeit in Darstellung des Auges aufmerksam, ohne jedoch gerade Das zu beobachten, was mir, ohne daß ich noch seine Bemerkung gelesen hatte, aufgefallen war. Seine Worte sind S. 16: „Die Augen sind immer beseelt und von großer Kraft, aber nicht immer richtig gezeichnet; der Augenstern erscheint an Profilköpfen mit einer breitern Rundung, als er billig haben sollte. Hüten wir uns jedoch, dieses sofort der Unkunde des Malers beizumessen. Wir könnten vortrefflich geschnittene Steine aus der Zeit der ersten römischen Kaiser anführen, woran sich derselbe Fehler, oder wenn man lieber will dieselbe Licenz in Abbildung des Auges bemerkbar macht. Es ist, als ob Joh. v. Fiesole sich nicht gern entschlossen habe, den Augenstern in der Verkürzung zu malen, wodurch er an Durchsichtigkeit und Lichtempfänglichkeit größtentheils verliert."

zu zeigen, vielmehr dem Auge, ja dem ganzen Antlitz einen eigenthümlichen, überirdischen geistigen Ausdruck zu geben wesentlich beiträgt. [1]

Diese Bemerkung, welche hier so unwillkürlich sich mir aufdrängte, erinnerte mich übrigens an mehrere alte Gemälde, wie sie mir sonst wohl zu Mailand, Stuttgart und Berlin vorgekommen waren; und es schwebte mir vor, dort an mehrern Bildern ähnliche Zeichnung des Auges, vielleicht zum Theil nach Fiesole's Vorgang, gesehen zu haben.

Mich, den bei vieljähriger Beschäftigung mit vergleichender Anatomie immer die Geschichte der verschiedenen Formen des Nervensystems und der Sinneswerkzeuge besonders angezogen hatte, regte wiederholte Beschauung dieser Tafeln zu tieferm Nachdenken an, und ich suchte zu erforschen, welchen Grund man wohl anzugeben vermöge, der es hinreichend erkläre, wie eine Abweichung von der wahren Naturform doch in diesem Fall uns als Veredlung, gleichsam als Vergeistigung der Natur selbst erscheinen könne?

Konnte irgend Etwas hierüber Aufschluß geben, so war es nur die Lehre von Bedeutung der einzelnen Gebilde des Auges; aus ihr mußte hervorgehen, ob bei jener Aenderung der wirklichen Naturform ein niederes Gebilde auf Kosten eines höhern hervorgehoben sei, oder ob umgekehrt das an sich edlere und höhere Gebilde hier als noch mehr entwickelt und vorherrschend dargestellt werde?

Da dieses Alles nun nicht entschieden werden kann, bevor nicht den verschiedenen einzelnen Theilen des Auges ihre besondere Bedeutung und Dignität hinreichend vindicirt

[1] Als ich einige Jahre später Gelegenheit hatte, die trefflichen Originale des Fiesole in den Gallerien von Florenz aufmerksam zu betrachten, sind mir diese Wahrnehmungen mit noch viel größerer Deutlichkeit entgegengetreten. Insbesondere bietet die herrliche Abnahme vom Kreuz auf der Gallerie der Akademie ausführliche Gelegenheit hiezu. Ich durfte damals selbst Durchzeichnungen von zwei Köpfen dieses Bildes entnehmen, welche mir immer noch zu besonderer Freude der Betrachtung gereichen.

ist, so erlaube man uns zunächst über diesen Gegenstand ein möglich kurzes Vorwort.

Das Auge aber, das Organ des Lichtsinnes, das Sinnesorgan, welches, in wie fern das Nervensystem selbst das Lichtsystem des Körpers genannt werden darf, die eigentliche Blüthe des gesammten Nervensystems, den reinsten Nervensinn darstellt, enthält auch als wesentlichstes inneres Gebilde eine Ausbreitung reinen Nervenmarkes, welches die Markhaut, Netzhaut, Retina genannt wird. Diese Markhaut ist es, in der sich das Leben des ganzen Auges eben so concentrirt als das Leben des gesammten Nervensystems im Gehirn, sie ist es, von deren Ausbreitung und Lebensregung es insbesondere abhängt, ob die Kraft des Organs höher und edler, oder ob sie niedriger und unedler sein soll, und wie am Hirnbau die Dignität des ganzen Nervensystems erkannt werden kann, so darf uns auch das Entwicklungsverhältniß der Netzhaut als genauer Maßstab für Ausbildung des gesammten Auges dienen. Diese Markhaut nun ist nach vorn, einem Blumenkelch vergleichbar, zum Aufnehmen des Lichts geöffnet, und in ihrer Höhle ruht das reinste eistoffige Gebilde des ganzen Organismus, der sogenannte Glaskörper. Um diese Markhaut her breitet sich die Aderhaut des Auges (Choroidea), und da wo die Markhaut aufhört, schlagen Fortsetzungen derselben sich einwärts, um theils ein zweites schönes durchsichtiges, gleichfalls eistoffiges Gebilde, die Crystalllinse, durch einen Kranz, in Form des sogenannten Ciliarkörpers, zu umfassen, theils die bewegliche Blendung (Iris) zu bilden, welche bei zu starkem Lichte den Raum für einfallende Strahlen verengert und bei zu schwachem Lichte ihn erweitert. Die äußerste Hülle des Auges endlich bildet rückwärts die harte sehnige Haut (Selerotica) und vorwärts, von der Stelle an, wo die Markhaut aufhört und die Aderhaut sich einwärts schlägt, fügt sich in sie das dritte wesentliche durchsichtige Gebilde, die Hornhaut, ein.

Da sonach Hornhaut und Iris (eben die Theile, welche im gemeinen Leben der Augenstern, oder, jedoch ganz unrichtig, der Augapfel genannt zu werden pflegen) da anfangen, wo die Markhaut aufhört, so ist klar, daß Größe der Hornhaut und Iris allemal auf Kleinheit der Ausbreitung der Markhaut deuten, umgekehrt aber Kleinheit der Iris und Hornhaut weite Ausbreitung der Markhaut anzeigen müsse.

Ist nun aber die Markhaut das höchste geistigste Gebilde des Auges, so läßt sich im Voraus erwarten, daß im Thierkörper, ja im unentwickelten Menschenkörper ihr Umfang *geringer* sein werde als auf dem Gipfel vollendeter menschlicher Organisation, und daß Dem entsprechend gerade *Kleinheit* der Hornhaut und Iris oder des Augensterns, im Verhältniß zur Sphäre des ganzen Auges, das Auszeichnende menschlicher Bildung sein müsse.

Daß dem nun wirklich also sei, hat die vergleichende Anatomie auf das Genaueste dargethan, und insbesondere die Größenverhältnisse im noch nicht völlig entwickelten menschlichen Körper, d. i. im Fötus, betreffend, als worüber noch genauere Messungen fehlten, so haben mich eigene Untersuchungen (deren genauere Aufzählung für einen andern Ort erspart werden muß) belehrt, daß jenes Verhältniß auch für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges vollkommen bewahrheitet sei. Damit mindestens einige aus der Wirklichkeit entnommene Fälle als Beispiele für diese Verhältnisse dienen mögen, so stehe hier folgende Tabelle.

Es verhielt sich aber der Durchmesser des ganzen Auges zum Durchmesser der Hornhaut und somit auch zur Breite der Iris:

im Hecht	wie	$10^5/_{10}$	Linien zu	$8^5/_{10}$	Linien
im Krokodil	„	$7^5/_{10}$	„ „	$5^5/_{10}$	„
im Goldadler	„	16	„ „	$7^5/_{10}$	„
in der Gemse	„	14	„ „	$10^5/_{10}$	„

in einem 20jährigen Mädchen[1] wie $9^{5}/_{10}$ Linien zu $4^{5}/_{10}$ Linien
in einer 60jährigen Frau „ 11 „ „ 5 „
in einem neugeborenen Kinde „ $8^{5}/_{10}$ „ „ $4^{3}/_{10}$ „
in einem 5monatlichen Fötus „ $3^{8}/_{10}$ „ „ $2^{3}/_{10}$ „

Aus der Vergleichung dieser Verhältnisse geht dann mit hinreichender Deutlichkeit hervor, daß *je niedriger der Stand der Organisation sei* (mag man nun am Thierauge oder am Auge des Kindes und des Fötus genauere Messungen vornehmen), *immer die Iris und Hornhaut*, oder Das, was man gemeinhin den Augenstern nennt, *um so größer gefunden werde im Verhältniß zum ganzen Auge*.

Ist nun aber der vorhergehende Satz hinreichend begründet, so sind wir ferner berechtigt zu folgern, daß, wenn Iris und Hornhaut auf einem Bilde verhältnißmäßig *noch etwas kleiner* dargestellt werden, als sie in Bezug auf das ganze Auge bei Menschen gewöhnlich sich finden, dies nicht sowohl *als ein Herabsetzen* menschlicher Form, sondern, wenn es ohne Uebertreibung geschieht, *als eine Veredlung, Vergeistigung der Form des Auges* erscheinen müsse, indem eben durch Verkleinerung dieser Gebilde stillschweigend eine Vergrößerung der Markhaut, als des höchsten sensibeln Gebildes, angedeutet wird. — Daß nun ohne alle jene Kenntnisse, welche erst in spätern Zeiten das Studium der vergleichenden Anatomie erschlossen hat, von *Fiesole* und manchen andern alten Malern eine solche Aenderung und Steigerung des Naturtypus wirklich in ihren Kunstwerken angenommen worden ist, daß sie insbesondere *da* angenommen ist, wo es darum zu thun war, überirdische, hochgeistige Naturen, Engel, Christus, Marienbilder darzustellen, würde noch mehr Verwunderung erregen,

[1] Bis hierher sind die Angaben entlehnt aus Dr. W. *Sömmering*, Commentatio de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali. Göttingen, 1818. Die übrigen Angaben sind nach eigenen Untersuchungen.

wenn uns nicht so viele Thatsachen bezeugten, es sei überall das Vorrecht des Genius, durch richtigen Takt der Entwicklung des Menschengeschlechts vorzugreifen und mit sicherm Blick Das voraus zu erfassen, was den Zeitgenossen noch ein dichter Nebel verschleiert.[1] Eine solche Steigerung im Typus der Menschengestalt durch eine bildende, noch nicht von Wissenschaft geleitete Kunst ist übrigens in diesem Falle nicht allein ausgeführt worden, denn abgesehen von den uralten Anbildungen von Flügeln an die Menschengestalt (deren tiefe Consequenz erst so viel später eine eigentlich philosophische Anatomie gar wohl enthüllen konnte), so haben schon die Griechen etwas Aehnliches an ihren Göttergestalten durch Veränderung des gewöhnlichen Gesichtswinkels geleistet. Dieser Winkel nämlich, durch

[1] In den Köpfen von Fiesole (in dem angef. Werke von Ternite und Schlegel), welche (nach S. 14) „genau nach den Maßen des Urbildes gestochen sind", hat

das Auge von Christus $4^6/_{10}$ Linien Breite, die Iris $1^7/_{10}$.
das Auge des Engels auf $3^7/_{10}$ „ „ „ „ $1^5/_{10}$
das Auge der Maria auf 3 „ „ „ „ $1^2/_{10}$
(welches noch dazu nur im Profil gesehen wird).

Dagegen fand sich bei einem lebenden Manne von gewöhnlicher guter Bildung die Breite des ganzen Auges $11^1/_{10}$ Linien, die der Iris $5^7/_{10}$ bei einer Frau . . . . . $9^5/_{10}$ „ „ „ „ 5
hatte also im gewöhnlichen Menschenauge sich Breite der Augenliedspalte von den Thränenpunkten an bis zum äußern Winkel verhalten zur Breite der Iris wie $1^9/_{10}$: 1 oder $1^{54}/_{57}$: 1, so ist dagegen im Christusauge bei Fiesole dieses Verhältniß $2^{12}/_{17}$: 1, im Engelsauge $2^1/_9$: 1, im Auge der Maria und noch dazu im Profil gesehen = $2^1/_2$: 1.

Merkwürdig ist übrigens, daß schon in indischen Gemälden (wie auf manchen indischen Handzeichnungen wohl nachgewiesen werden kann) dieser Typus der langgeschlitzten Augen und kleinen Iris beliebt war, und selbst das Aufschlitzen der Augen, welches bei mehreren asiatischen Stämmen als Zierde benutzt wird, scheint hierher gerechnet werden zu müssen. Ob man übrigens auch dieses als Resultat dunklen Gefühls, oder ob man es als Tradition aus ursprünglich erleuchteten Zeiten indischer Erkenntniß herleiten soll, ja ob vielleicht jene Darstellung der Augen bei Fiesole und Andern eine Ueberlieferung von griechischer und endlich morgenländischer Kunst sei, mag hier für's Erste unentschieden bleiben. Eine Vergleichung altbyzantinischer Bilder in dieser Hinsicht würde indeß für diesen Zweck manche Aufschlüsse erwarten lassen.

zwei Linien bestimmt, von denen die eine durch den knöchernen äußern Gehörgang bis zum Boden der knöchernen äußern Nasenöffnung, die andere vom vorspringendsten Punkte der Stirne bis zum Zahnhöhlenrande der obern mittlern Schneidezähne geht, nähert sich im Menschen schon sehr dem rechten Winkel, da er bei den meisten Thieren ein sehr spitziger Winkel zu sein pflegt, ohne daß er jedoch auch bei dem regelmäßigsten Menschenprofil den Winkel von 90° völlig erreicht. Nun giebt aber auch hier die vergleichende und philosophische Anatomie einen innern Grund an, warum das Ende der Schädelwirbelsäule, welches gerade in den Antlitzknochen liegt und welches in niedern Bildungen, z. B. bei Fischen, mit dem Rückgrat eine wagerechte Linie bildet, in der höchsten Bildung eben so senkrecht, und dem aufsteigenden Rückgrat parallel, absteigen müsse, wie es beim Gesichtswinkel von 90° geschieht; ein Grund, welcher indeß hier nicht weiter erörtert werden kann, da er zu viel höhere anatomische Kenntnisse voraussetzt, von dem man jedoch mit Zuversicht annehmen darf, daß er den alten Bildhauern fremd war. Nichts desto weniger haben aber auch sie in ihren Götterbildern den Naturtypus überschritten, dem Gesichtswinkel volle 90° gegeben und ihnen eben dadurch eine höhere Schönheit aufgeprägt. Daß man nun bis jetzt, und durchaus ohne besondere wissenschaftliche Gründe dafür zu haben, jenes griechische Profil für das reinste und schönste erkannte, und daß man eben so das Reingeistige im Ausdrucke der Augen bei Fiesole verstehen konnte, dies beweist nicht nur das Treffende jener Aenderungen des Naturtypus selbst, sondern es bewahrheitet zugleich den wichtigen Satz: daß der Mensch eigentlich, seiner innern göttlichen Natur nach, die Ergebnisse aller höhern wissenschaftlichen Forschung schon unbewußt in seinem Innern besitze, daß alle Forschung nur ein zu Tagefördern eines Verborgenen, aber schon in uns Vorhandenen, ein Bewußtwerden eines vorher Unbewußten, aber schon in uns

Liegenden ſei, daß aber ſelbſt mit dem noch Verborgenen ſchon der Genius wie mit einem Offenbaren ſchalten könne, und daß auch im gewöhnlichen, aber geſunden Menſchen dieſes verborgene Gut eine innere Magnetnadel, ein richtig urtheilendes Gewiſſen abgebe, welches ihn die Wahrheit und Schönheit der Thaten des Genius zu erkennen, zu empfinden und zu ehren beſtimmen kann, ja zuletzt immer beſtimmen muß.

Von rechter Art Gemälde zu betrachten.

Ein Vortrag aus dem Jahre 1838.

Wer irgend von Zeit zu Zeit auf größern Gemälde-Sammlungen länger verweilt hat, oder wer Achtung geben will, wenn auf unsrer Dresdner Gallerie in den schönen Sommertagen ein schaulustiges Publikum sich versammelt und vor den Meisterwerken der alten Zeit seinen Beschauungen sich überläßt, dem werden allerdings die mannichfaltigsten, ja mitunter die sonderbarsten Arten, Gemälde zu betrachten, nicht entgehen können. Läßt man hiebei auch alles Komische, alles bald einer gutmüthigen, bald tiefern und schärfern Ironie Raum Gebende bei Seite, und denkt nur, durch diese Veranlassung bewegt, nach über die so sehr abweichenden Arten, nach denen, bei wirklichem Vorsatz einer aufmerksamen Hingebung, Gemälde betrachtet zu werden pflegen, so ergiebt sich wohl vor Allem die Ueberzeugung, ein ächtes Kunstwerk stehe doch auch darin einem selbst gewachsenen Naturwerk durchaus nahe, daß es von unzählig verschiedenen Seiten aufgefaßt werden könne, daß es von einer jeglichen einen gewissen Halt, ja eine reichliche Beschäftigung und ein vielfältiges Bedenken darbieten werde, und daß es endlich im einzelnen Falle von der Seite gewöhnlich aufgefaßt wird, welche dem Betrachtenden selbst am meisten verwandt und gleichartig erscheint.

Wenn uns daher bei dieser Gelegenheit der Spruch in's Gedächtniß kommt, daß man den Menschen erkennen dürfe an den Büchern, die er zu seiner Lectüre sich wählt, so kann man wohl in ganz gleichem Sinne behaupten, daß darin, wie der Mensch *sieht*, wie er ein Kunstwerk aufzufassen und wie er es fest zu halten versteht, sich seine Eigenthümlichkeit unabweislich und mit besonderer Deutlichkeit zu erkennen gebe. Darf man doch sagen, das Sehen, das Betrachten, das Auffassen des Kunstwerks sei wie das Lesen eine Speisung, eine geistige Ernährung. Denn mit vollem Recht sprechen wir hier wie dort von Genuß und von Geschmack — und wehe Dem, der es verfehlt, durch gute gesunde Speise in Wissenschaft und Kunst Geist und Gemüth zu ernähren: seine Seele wird eben so sicher in fades Treiben zerfließen, als der Leib in ungesunder Luft und bei schlechter oder mangelnder Kost nothwendig verkümmert. Aber, wie gesagt, wie unendlich verschieden ist nicht die Art des Genießens unter Menschen! Man darf ganz hier anwenden, was Göthe eben vom Bücherlesen in jener zierlichen Epistel sagt:

„Mit den Büchern ist es nicht anders, liest doch ein Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, und amalgamirt sich das Fremde."

Denken wir indeß jetzt etwas tiefer nach über die verschiedenen Arten der Kunstbetrachtung, so scheint es am wichtigsten, *einen* Unterschied vor allen Dingen genau und scharf in's Auge zu fassen, nämlich, daß wir am Kunstwerke selbst wohl zu sondern zunächst bemüht seien das Innerliche, *Das, was wir die Seele, die Idee des Kunstwerks* nennen können, und dann die *äußere Erscheinung* desselben, nach geschichtlicher Entstehung, Styl, Correktheit, Naturwahrheit, Colorit, Wahl der einzelnen Gegenstände u. s. w. Freilich wird nun Das, was wir die Seele, die Idee, die Monas des Kunstwerks nennen, immer nur zur Erscheinung gebracht durch jene äußeren

Seiten, welche als Styl, Naturwahrheit, Beleuchtung u. s. w. eben genannt worden sind, und bei dem Allen ist es doch damit eine ganz eigenthümliche wunderbar geheimnißvolle Sache — denn geben wir wohl Acht, so können wir nicht läugnen, wie die Kraft und die Frischheit eben jener ersten in der Seele des Dichters oder Künstlers aufgestiegenen und sinnlich noch gar nicht vorhandenen Grundidee doch am Ende eben so bestimmt alles Das, was das Kunstwerk unter glücklichen Verhältnissen irgend werden kann, gleich einer Zauberformel in sich schließt, wie wir anerkennen müssen, daß jeder Organismus in seiner besondern Art durch die ihm zu Grunde liegende göttliche Idee, und so auch die Eigenthümlichkeit eines jeden Menschen durchaus von der grundwesentlichen Stimmung, welche seiner innersten Monas, dem Kern seines tiefsten Seelenlebens von Anfang an aus höherer Hand zugetheilt worden war, bedingt wird.

Nun ist aber nicht zu läugnen, daß es unter uns Menschen so zart organisirte Naturen giebt, daß sie, etwa dem Elektrometer vergleichbar, welches, ohne von den äußeren Formen der Dinge sich irre machen zu lassen, sofort und geradezu die innere negative oder positive elektrische Spannung derselben angiebt, eben so unmittelbar von der innern geheimsten Eigenthümlichkeit eines Kunstwerks, gleichwie von der eines Menschen, bestimmt und zu Anziehung oder Abstoßung veranlaßt werden, während dagegen das Aeußerliche, die verschiedenen besondern Formen, eine weit geringere Macht auf sie ausüben. Andere dagegen erscheinen wieder so ganz als oberflächliche und gleichsam formale Naturen, daß nur der Eindruck der Form, nur die äußere Erscheinung sie durch und durch bestimmt; sie sind es daher, welche am Kunstwerk nur nach Dem fragen, was sich in der Kunst erlernen läßt, welche von Vollendung der Ausführung, Richtigkeit der Zeichnung und Farbengebung, Perspektive, geschichtlichem Costüm u. dergl. allein bestimmt werden, und denen für das innere geheime Seelenleben des Kunstwerks

wenig oder gar kein Sinn inwohnt. — Man thäte vielleicht nicht unrecht, in Beziehung auf unser Thema die Einen Kunstseelen, die Andern Kunstkenner zu nennen. Kommt es freilich unter glücklichen Constellationen auch wohl vor, daß einer oder der andern jener Kunstseelen zugleich die schärfere Kenntniß der Form und die eigentliche Wissenschaft von der Kunst aufgeht, und ist es dann nicht zu läugnen, daß hiedurch sodann allein die dem Künstler selbst erfreulichste und lehrreichste Betrachtung seiner Werke möglich werde, so ist doch nicht zu läugnen, daß bei weitem häufiger jene verschiedenen Anlagen zur Kunstbetrachtung in vollkommener Vereinzelung vorkommen. — Man erinnert sich daher gewiß, kunstgelehrte und im Geschichtlichen der Kunst viel erfahrene, auch im Technischen ihrer Ausübung wohl bewanderte Männer gesehen zu haben, denen man es doch immer und immer anfühlte, daß ihnen, mochten sie noch so viel Gelahrtheit über ein Kunstwerk ausbreiten, doch der innerste Sinn desselben gänzlich verschlossen blieb, daß das geheime innere Zauberwort des Kunstwerks ihren Reden nun einmal nicht anwortete, während man andrerseits wieder hie und da sich in Erstaunen gesetzt fand, wenn selbst in ganz unbefangenen Gemüthern mit Bestimmtheit die liebevollste Anziehung gegen ein tief empfundenes, obwohl vielleicht in der Erscheinung weniger vollkommen entwickeltes Kunstwerk hervortrat, während sie von gerühmten und äußerlich durch Reichthum der Form und Glanz der Ausführung bestechenden, nichts desto weniger aber innerlich seelenlosen Kunstwerken sich widerwillig und entschieden abwendeten.

Möge man daher, indem wir die verschiedenen Arten der Kunstbetrachtung erwägen, zunächst nur erst diese beiden verschiedenen Standpunkte hinreichend anerkennen, so finden wir schon in diesen genugsamen Grund, um die verschiedenen Urtheile uns zu erklären, welche wir über ein und dasselbe Werk so oft fällen hören, und dürfen hoffen, von noch so

abweichenden Meinungen nun die eigentliche Bedeutung nach und nach vollkommen einsehen zu lernen.

Denn freilich geht es in vieler Beziehung den Bildern wie den Büchern: oft liest nur Jeder aus dem Bilde sich heraus und dann kommen eben so viel verschiedene Ansichten darüber zu Tage, als verschiedene Persönlichkeiten in den verschiedenen Beschauenden gegeben sind; — oder ist Einer gewaltig, so liest oder sieht er sich in das Bild hinein und weiß die Grundidee des Bildes sich zu eigen zu machen — sich zu amalgamiren, und auch dann wird der seelenvollere Betrachtende, je nachdem von dieser oder jener Seite sein Gemüth angeregt und bewegt wurde, nicht immer auf eine und dieselbe Weise und jedem Andern ähnlich von der Grundidee des Bildes sich angesprochen finden.

Es würde mich nun hier allerdings weit über die Grenzen dieser Mittheilung hinaus führen, wollte ich noch außer diesen wesentlichst verschiedenen Arten von Kunstbetrachtung alle sonst möglichen Eigenthümlichkeiten einzelner Auffassungsweise mit besonderer Ausführlichkeit entwickeln, und so sei es daher hier nur noch in wenigen Worten versucht, ein Mittleres aus all den verschiedenen Formen heraus zu greifen, und im flüchtigen Abriß zu zeigen, welche Form in Beschauung eines Kunstwerks wir wohl überhaupt die fruchtbarste, nachhaltigste und am meisten geistbildende zu nennen berechtigt sind.

Gedenken wir aber hier zu allererst jenes bedeutenden Wortes:

„Wär' unser Aug' nicht sonnenhaft,
Wie könnt' es dann die Sonn' erblicken,
Und webt in uns nicht Gottes Kraft,
Wie möcht' uns Göttliches entzücken!"

Denn wir dürfen es vollkommen auf die Kunstbetrachtung anwenden. Aus ihm geht nämlich hervor, daß eine Bedingung bestehe, ohne welche es überhaupt keine höhere Kunstauffassung gebe; sie liegt in jenem Unaussprechlichen,

in jener eigenthümlichen geheimen Sehnsucht nach dem Schönen, mit einem Wort in Dem, was ich vorher die Kunstseele genannt habe; — eine solche Eigenthümlichkeit also, sie muß unumgänglich und zuerst vorhanden sein, damit eine ächte Kunstbetrachtung, wie wir sie hier im Sinne haben, eine Betrachtung, welche mächtig geistesbildend wieder auf unser Leben zurückwirken soll, möglich werde. — In wem daher dieser innere Zug gegen das Schöne der Kunst nie erwacht ist, wen seine Eigenthümlichkeit gegen durchaus andere Richtungen gezogen hat, in wem das Sonnenhafte des Seelenauges für die Sonne der Kunst in Wahrheit nicht vorhanden ist, der kann zwar ein sehr achtbares Glied der menschlichen Gesellschaft sein — denn wie unser Tieck einmal beiläufig gesagt hat: „es sei ja keine Bürgerpflicht, den Dante zu lesen", so giebt es auch Stellungen genug, wo eine innere Liebe zur Kunst ein völliges hors d'oeuvre ist, — allein immer ist dann zu wünschen, daß Personen dieser Art auch consequent bleiben und dem Beispiele jenes Engländers folgen, welcher in Rom beim Vatikanischen Apollo, bei Raphael's Verklärung und bei der Sixtinischen Kapelle u. s. w. durch den Bedienten vom Platz seine Karte abgeben ließ, um sich selbst einen unnützen Besuch zu ersparen.

Haben wir ja doch in unsern Tagen die Reise eines Berliner Geschäftsmannes gelesen, welcher, weil er, seine innere Natur gänzlich mißverstehend, sich durchaus an der Betrachtung des kunstschönen Italiens eine Erquickung bereiten wollte, nichts als Widerwärtiges und Langweiliges, nichts als Mühsal und Noth in jenem gelobten Lande antraf, so daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als zurückgekehrt eine Warnungsstimme an Alle, die etwa nach Italien pilgern wollten, zu erlassen.

Müssen wir demnach allerdings als erste Bedingung fruchtbarer Kunstbeschauung eine wahre innere geistige und gemüthliche Verwandtschaft zur Kunst fordern, und erkennen

wir, daß nur ein solcher innerer Magnet uns vollständig bewahren könne, nicht mit unbedeutenden und nichtigen nur sogenannten Kunstwerken Zeit zu verlieren, so glaube ich nun ferner als zweite wesentliche Bedingung die treue Hingebung und das tiefere Eindringen in das Kunstwerk selbst aufstellen zu dürfen. Ein Bild, wie ein Buch, ja wie ein Mensch, fordert, wenn uns sein Geist wirklich aufgehen soll, unabweisbar eine längere, reine und volle Hingebung, welche freilich in unserer Zeit, wo Alles immer mehr nur auf flüchtigen egoistischen Reiz des Augenblicks berechnet zu werden pflegt, an sich schon zu einer immer schwerer zu erfüllenden Anforderung wird. Ist es daher schon unter der Menge, welche gern im Augenblick mit Kälte fallen läßt, was sie kurz vorher mit Heftigkeit zu ergreifen schien, eine seltenere Erscheinung, daß *ein Buch*, das vieljährige Werk eines denkenden Geistes, tiefer erfaßt, wiederholt gelesen und wirklich geistig angeeignet wird, so läßt man einem Bilde, auch dem besten, eine solche anhaltende eindringende Betrachtung noch weit seltener zu Theil werden. Doch überlegen wir auch hier zunächst noch etwas näher, was überhaupt dazu gehört, in dem hier gefaßten Sinne ein Bild vollkommen uns zu eigen zu machen! Offenbar ist es hiebei das Erste, daß die dargestellten Gegenstände an und für sich und zuerst durch wiederholtes Betrachten dem Beschauer recht vollkommen ihrer Natur und ihrem Sinne nach *deutlich* werden. Ist daher das Bild ein landschaftliches, so soll uns aufgehen, welche Scene des Lebens der Erde hier gemeint sei, die Art des Bodens, die Natur dargestellter Gebirge, die Eigenthümlichkeit der Vegetation, die gemeinte Jahreszeit, die Stimmung der Witterung, die Tageszeit des Bildes — denn dieses Alles sind ja die Worte, aus denen der Künstler sein Gedicht bildete, und haben wir hier das Einzelne nicht verstanden, so sind wir in dem Falle Jemandes, der ein Gedicht in einer ihm nicht geläufigen Sprache flüchtig überliest

und eben dieser Flüchtigkeit wegen oft den Sinn des Dichters völlig mißversteht. Ist das Bild ein historisches, so verdient die Zeit und Individualität der Personen, der Geistes- und Gemüthszustand, in welchem sie dargestellt werden sollten, das Thun oder Leiden, in welchem wir sie eben begriffen sehen, das aufmerksamste Studium; ja es mögen auch die äußeren Umgebungen derselben, die Beleuchtung, in welcher sie erscheinen, die Natur oder die Kunstwerke, mit welchen sie der Künstler umgab, die Kleidung derselben und sonstige Beiwerke sorgfältige Beachtung finden, um dies Alles als einzelne Noten zu erkennen, welche beitragen müssen, die harmonische Partitur des Ganzen zum deutlichsten Verständniß zu bringen. Je mehr wir aber somit in alle diese Dinge eindringen, desto mehr wird nun auch jene erste auf innere geistige Verwandtschaft gegründete unbewußte Anziehung zum Kunstwerke uns zum Bewußtsein kommen, desto mehr werden wir uns selbst von unsrer Freude an der innern Idee dieses Kunstwerks Rechenschaft zu geben im Stande sein, und desto deutlicher wird diese Idee selbst uns entgegen leuchten. Ist es aber wirklich gelungen, durch solche Anlagen und solches Studium die Idee eines neuen Kunstschönen uns anzueignen, dann empfinden wir, daß mit jedem Erfassen einer solchen Idee sich das Besitzthum unsrer Seele erweitert, und so vergrößern wir durch solche Betrachtungen in Wahrheit den einzigen Reichthum, den wir ganz unser eigen nennen dürfen, und der allein unabhängig ist von aller Gunst oder Mißgunst der Menschen und von allem Wechsel des Geschicks, so wir von Außen irgend erfahren mögen.

Noch eine dritte Bedingung zu ächter Kunstbetrachtung möchte ich indeß endlich hier anknüpfen, und als solche die tiefere Betrachtung der Eigenthümlichkeit *des Künstlers selbst*, seiner Zeit, seines Volks und seines Geschickes bezeichnen. Bedenken wir nämlich noch, daß jedes ächte Kunstwerk eine Art von Bekenntniß, von Confession des Künstlers ist, daß

es ein Werk ist, in welchem irgend eine besondere Stimmung oder Richtung vom Seelenleben des Künstlers sich offenbarte, so muß uns zwar einerseits das Kunstwerk selbst eine Hieroglyphe werden, aus welcher wir, wenn wir ihren Sinn gefaßt haben, gar wohl auf die Zeit, die Volksthümlichkeit und die Seeleneigenthümlichkeit des Künstlers zurückschließen können, aber es wird auch von der andern Seite unverkennbar durch Das, was uns von jenen Zeiten und jener Kunstart und jenem Künstler schon gegenwärtig war, das Bild selbst in so mancher Hinsicht uns näher und näher herantreten und an sich immer verständlicher werden.

Und so möchte ich es also noch einmal in unmittelbarer Folge aussprechen, daß innere Seelenverwandtschaft zur Kunst, tiefes, ruhiges und deutliches Eingehen in Form und Bedeutung des Einzelnen der Darstellung des Kunstwerks, und endlich genügende Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des Künstlers und seiner Zeit, mir durchaus die wichtigsten Anforderungen zu sein scheinen, um eine fruchtbare, nachhaltige und geistbildende Betrachtung von Kunstwerken und insbesondere von Gemälden möglich zu machen.

Wirklich waren es denn auch diese Grundsätze, welche bei mancherlei eigenen Versuchen, durch aufmerksame Betrachtung ächter Kunstwerke dem Verständniß der Kunst immer näher zu kommen, mir seit einer längern Reihe von Jahren sich auf vielfältige Weise bewährt haben. Wie ich übrigens verfahren bin, um mir dabei jene zweite Bedingung solcher Betrachtungen, nämlich das tiefere, ruhige und deutliche Eingehen in den eigenthümlichen Organismus eines Kunstwerks möglich zu machen, davon erlaube ich mir nur noch einige Worte mitzutheilen. Andere haben hierüber vielleicht andere Erfahrungen und bessere Beobachtungen gemacht. Was aber mich betrifft, so fand ich insbesondere lehrreich

und nachhaltig, wenn ich mir von Kunstwerken, die mich lebhaft angezogen und festgehalten hatten, gleichwie von irgend einem Naturkörper, dessen genaueste Kenntniß ich mir verschaffen wollte, ausführlichere Beschreibungen und zwar wo möglich vor dem Werke selbst entwarf, wenn ich mir auf diese Weise alle ihre Theile deutlich vorzustellen und Alles und Jedes seinem besondern Sinne nach zur Anschauung zu bringen suchte. Auf diese Weise sind dann mehrere Schilderungen von Gemälden entstanden, von welchen einige als Anhang meiner Briefe über Landschaftsmalerei, andere, und namentlich die Erinnerungen an die Gallerie Pitti in Florenz, in meiner Reise durch Italien abgedruckt worden sind. Mögen denn theilnehmende Freunde sie an diesen Orten nachsehen, mögen sie vor bedeutenden Werken ähnliche Besprechungen mit sich selbst versuchen, und mögen sie dann gleich mir erkennen, daß allerdings gerade auf solche Weise ein ächtes und bleibendes Verständniß der Kunst uns insbesondere aufgeschlossen werden kann. Bestätigen sich in solchen Versuchen die obigen Betrachtungen und Folgerungen, so ist der Zweck dieser Mittheilungen durchaus und vollständig erreicht.

Frommsein und Pietismus.

Fragment eines vor ungefähr 30 Jahren an einen Freund nach L****** geschriebenen Briefes.

Es ist mir wichtig gewesen, was Sie mir neulich über Ihre „Stillen im Lande" mitgetheilt haben. Den verschiedenen Bestrebungen der Menschenseele, ihr Verhältniß zum göttlichen Geheimniß rein und sicher zu gestalten, bin ich immer mit Aufmerksamkeit gefolgt, obwohl ich recht gut weiß, daß die Geschichte fast immer mehr Irrungen als Klarheit in diesen Beziehungen verzeichnet hat. Was nun jene evangelischen Gemüther, die Sie meinen, betrifft, so scheint mir, daß bei ihnen die Irrung mehr in der Art lag, wie sie ihre Gesinnungen, welche an sich größtentheils höchst löblich sein mögen, auszusprechen gewohnt sind. Sie, wie ich, wir sind gewiß von der Wahrheit durchdrungen, daß Gott in der Tiefe jeder menschlichen Seele lebe und alle unsere Heiligung darin bestehe, diese Gotteskraft in uns nur immer mehr zu befreien, und immer reiner durch all unser Thun sie hindurch leuchten zu lassen. In der Art nun aber, wie jeder Mensch sein Verhältniß zu Gott auffaßt, spiegelt sich nothwendig die Eigenthümlichkeit des Menschen am bestimmtesten, und wie das Kind auf eine andere Weise Gott anschaut als der Mann, so eigentlich jeder Mensch auf seine besondere Weise. So viel darf indeß als sicher behauptet werden, daß je größer und schöner entwickelt eine

Geisteskraft in allen ihren Zweigen ist, eine desto klarere und reinere Anschauung Gottes wird ihr unter gegebenen Bedingungen möglich sein. Oft habe ich daher schon, um solche Verhältnisse mir ganz deutlich zu machen, die Entfaltung des Menschen mit der Metamorphose der Pflanze zusammengestellt und dann nicht umhin gekonnt wahrzunehmen, daß so wie in der Pflanze auf der höchsten Spitze der Entwicklung das Lichtorgan der Blüthe hervortritt und sich zur Sonne wendet, hiemit sodann zugleich den Kreis des Daseins abschließend und den neuen Cyclus eines jungen Lebens anregend, so auch im Menschen, bei reiner naturgemäßer Entfaltung des Geistes, eine sehr bestimmte Stufenfolge Statt hat, so zwar, daß nach Einbildungskraft und Verstand erst auf der höchsten Stufe die Vernunft hervortreten soll, die Vernunft, durch welche die Seele das reine Licht göttlichen Wesens dann in sich aufnimmt, um von ihm innigst durchdrungen zu werden. Auch hier sonach tritt das Paradoxon des Evangeliums wieder hervor, nach dem es heißt: „welcher hat, Dem soll gegeben werden". Wie es nun aber unmöglich ist, daß schon aus den Wurzelblättern einer Pflanze die Blüthe hervorgehe, oder, wenn sie doch hier schon treibt, immer nur ein Unvollkommneres an's Licht gelangt, so kann auch ohne Bildung der Seele und gehörige Entfaltung der Geisteskräfte das höhere Licht voller göttlicher Offenbarung nicht gefaßt werden, und, treibt es hier denn doch (die von Natur gesetzten Stufen überspringend) hervor, so wird man oft genug nur die Fehlgeburten der Schwärmerei und des Fanatismus zum Vorschein kommen sehen. Betrachten wir dies genauer, so liegt es doch auch hieran, daß von jeher nur durch die reiner und höher entwickelten Seelen aller Zeiten die wahre unsichtbare Kirche gebildet worden ist, und immer wird ja ein höchstes Geheimniß — wenn auch noch so klar ausgesprochen — dem Volke zuletzt unbegriffen und unverstanden verbleiben, so daß es deßhalb mit Recht ein offenbares Geheimniß genannt

wird, als wovon oft Propheten reden und was wir im rechten Sinne auch als das eigentlich Mystische bezeichnen. Mache man es daher, wie man will, dem noch nicht Reifen wird das Licht nicht von Außen gegeben werden können, und ihm doch davon sprechen, ja es ihm obtrudiren wollen, heißt das Mystische profaniren, Hohes vor Geringem wegwerfen. Aber man bilde den Unreifen erst zum Schönen, Guten und Wahren hinauf, man erziehe ihn geistig, und das Höchste wird ihm dann mit einem Male plötzlich erscheinen, sich ihm offenbaren können.

Hier also, theuerster Freund, haben Sie meine Gründe, warum mir jeder Dogmatismus der Religion, welcher Glauben ohne Vernunftüberzeugung verlangt, so entgegengesetzt ist, und ich gestehe, daß ich eben hierin immer den hohen Sinn Luther's verehrt habe, welcher die Schranken des Dogmatismus durchbrach, wahrlich nicht damit aus seinen Worten nur wieder ein neuer Dogmatismus geschmiedet werde.

Deßhalb scheint es mir auch entschiedener Irrthum, wenn Der, dessen innern Geistesaugen sich ein Höheres offenbart hat, nun von diesem Heiligsten sofort zum Unreifen spricht, ihm Das unmittelbar einzupfropfen denkt mit Worten, was nur Gott dem Geläuterten offenbaren kann und offenbaren wird; denn wohl muß alle solche Rede Jenem höchst verwunderlich klingen, ja am Ende nimmt er wohl gar die Worte als Worte für das Positive und verehrt den Götzen statt des Gottes; oder es kann auch wohl wirklich ein Lichtstrahl des Höchsten vorzeitig in ihm zum Durchbruch gelangen, aber dieser Strahl selbst wird mißverstanden, und so wird der Mensch zuletzt zum Fanatiker. — Bilde man doch daher das Kind durch Liebe! Gott kann ihm noch nicht als Gott in höchster Klarheit offenbar werden, es erfahre ihn bloß als Liebe. Diese Liebe bleibe aber, es entwickle sich dem Jüngling nun das Schöne und Wahre, ihm sei Gott außer der ewigen Liebe auch ewige Schönheit und ewige

Wahrheit, und so wird dann ihm dem Manne endlich, bei dem Hervortreten der als höchste Geistesentwicklung erscheinenden Vernunft, die Offenbarung des Gottes selbst, als heiliges ewiges Urwesen, als die herrlichste Blüthe seines gesammten Lebens zu Theil werden.

Höre ich dagegen die Wirkungsweise so mancher Eiferer, von denen Sie mir schreiben, so muß ich ihr Bestreben in so fern immer für durchaus verfehlt halten, als sie, anstatt die Menge zuerst zur Erkenntniß des Schönen und Wahren hinzuleiten, das Letzte und Höchste zuerst und zu unterst mitzutheilen überall bemüht sind, und dadurch eben, wie ich aus Beispielen genugsam erkannt habe, ein Ergreifen des Zufälligen für das Wahrhaftige, einen Pietismus statt des Frommseins, ein Anbeten der Kirche in der Kirche, anstatt ein Anbeten Gottes im Geist und in der Wahrheit, eine Schwärmerei des Gefühls, anstatt eine Seligkeit der vollen Genüge aller Seelenvermögen und zuhöchst der Vernunft, nur allzuleicht und allzuoft wirklich herbeiführen.[1]

Ich kann daher hier auch den Einwurf gar nicht gelten lassen, daß einstweilen, und bis sie Gott in der Wahrheit erkennen möchten, die Menschen doch ein Dogma brauchten, um daran ihren Glauben zu knüpfen. Es ist einmal die Naturordnung, daß in einer Entwicklungsreihe keine Stufe übersprungen werden soll und darf, und so wenig als man

[1] Ich finde unter ältern Papieren noch einen Brief, worin über den Irrwahn eines nicht durch Gotterkenntniß erleuchteten Glaubens noch folgende Stelle enthalten ist, welche hieher wohl gezogen zu werden verdient: „Ein bloßer dogmatischer Glauben führt unter anderm Verkehrten auch so leicht zu einem Sehnen aus dieser Welt heraus. Gott wird dann über- und außerhalb aller Welten geglaubt, und der Mensch wird gleichgültig gegen alles ihn Umgebende, denn es erscheint ihm, weil es in dieser Welt, nothwendig auch ungöttlich. Zuletzt muß er jedes Thun für sündlich, für Abfall von Gott halten, denn alles Thun ist ja ein Wirken in dieser Welt und die Welt ist vom Uebel, weil sie außer Gott ist. Aus diesem Gesichtspunkte werden die Einsiedler, die Selbstpeinigungen der Heiligen erklärlich — so die indischen Säulenheiligen — sie wollen zum Göttlichen durch Ertödtung alles Menschlichen und gerade darum bleibt ihnen das Göttliche gleich fern.“

aus einem Kinde mit einem Male einen Mann machen kann, so wenig ist die höchste Blüthe aller Geisteskraft in einem Unreifen mit einem Schlage hervorzurufen, und daher sollte dergleichen überhaupt nicht versucht werden. Und glauben Sie denn im Ernst, daß eine solche philosophisch ästhetische Erziehung, durch Liebe geleitet und gegen das Göttliche gerichtet, etwas so viel Schwierigeres wäre als unsere jetzige Bildung, wo Tausenderlei mit Unlust gelernt und aus Verdruß zur Hälfte wieder vergessen, das Wenigste aber verdaut wird? Sicher wäre hier wie immer das Wahrhaftigste und Richtigste auch das Einfachste und Leichteste. Ich aber lebe der festen Hoffnung, daß die Zeit ein solches Ziel, wenn auch noch in weitester Ferne, verfolgt. — Christus hat in der Religion, welche Gott als die Liebe darstellt, das Kindesalter einer neuen Menschwerdung angehoben und die schönste Basis zu aller weitern Entwicklung gegeben; durch den Protestantismus ist der Verstand frei geworden, gegen dessen scharfes Eindringen sich verjährte Dogmen überall in Staat und Wissenschaft vergebens mit dem Herkommen vertheidigen; wie die Schranken fallen, waltet die Poesie freier, und aus Kunst und Wissenschaft muß endlich die Philosophie als schauende Theologie hervorgehen. Wird aber endlich die Frucht dieser Entwicklung sich nicht mehr in einigen Erwählten, sondern in Vielen offenbaren, wird die unsichtbare Kirche in der Wirklichkeit auferbaut werden, dann wird sich zeigen, daß es nur eine Religion, eine Verbrüderung giebt, in welcher alle Strahlen menschlicher Seelen ihren gemeinsamen Brennpunkt finden. Daher laßt uns am großen Werk bei Tage und nicht in der Nacht bauen! Es wäre wahrlich weiser, machte man nicht vorläufig lieber Hütten aus den Bausteinen, sondern verwendete diese immer fort nur zu dem Werke, welches die größte Aufgabe sein wird für die nächstfolgenden Jahrhunderte!

Hamlet. Das Entwicklungsgesetz dieser Tragödie.

Geschrieben im Jahr 1827.

Eine so merkwürdige Erscheinung wie der Hamlet sollte man nie an sich vorübergehen lassen, ohne auszusagen und aufzuzeichnen, wie sie auf uns gewirkt hat; denn bleibt auch die Erscheinung an sich stets dieselbe, so bleiben wir nicht dieselben, und die Art, wie wir gerade ein Werk solcher Natur angeschaut haben, wird uns immer gewissermaßen ein Zeichen und Dokument unsres damaligen Entwicklungs- und Bildungszustandes sein können. Für diesmal hat mich besonders der große organische Gang des Ganzen erfaßt und beschäftigt. Gewiß, es liegt eine höchst klare Naturnothwendigkeit in dem Fortschreiten dieser Ereignisse! Wie an der aufschießenden Pflanze das erste unscheinbare Samenkorn die dunkle Erde birgt, so daß wir nur durch das Hervortreten der Keimblätter von ihm erfahren, so liegt die Handlung, welche den Keim des Stücks enthält, der Mord von Hamlets Vater, außerhalb der Grenzen des Stücks, und wie das Samenkorn auch längere Zeit in der Erde ruhen muß, ehe der Keim hervordringt, so ist seit jenem Morde schon ein Monat vergangen, bevor die Handlung des Stücks beginnt. Da öffnet nun wirklich die Gruft ihre Marmorkiefern, der Geist des Ermordeten dringt als der Keim der dramatischen Pflanze herauf, immer reicher entfalten sich Scenen und Charaktere

bis zur Darstellung des Schauspiels im Schauspiel, welche Epoche man ganz eigentlich die Blüthenzeit des Stücks nennen darf. Wirklich! wie in der Blüthe die Idee der gesammten Pflanze sich wiederholt, und wie, wenn die Blüthe sich entwickelt hat, das Absterben der Pflanze oder mindestens der zur Blüthe gehörigen Pflanzentheile nothwendig und unmittelbar erfolgen muß, so auch hier. Das von Hamlet veranstaltete Schauspiel führt noch einmal den grimmigen Mord, welchen wir das Samenkorn des Stücks genannt haben, herauf; ganz so wiederholt und erzeugt in der Blüthe sich wieder das Samenkorn, aus welchem die ganze Pflanze hervorging. Der Geist des Ermordeten schreitet, wie am Beginn des Stücks nach dem wirklichen Mord, so hier nach dem künstlich wiedergespiegelten, über die Bühne, und nun erst ist Alles klar und erkannt, damit aber auch gerichtet und unrettbar einer frühern oder spätern Vergeltung und Vollstreckung anheimgegeben. Die aufsprühende Kraft des höchsten Blüthenlebens verkörpert sich hier im Hamlet; feurig, scharf und entschieden tritt er selbst als Richter seiner Mutter hervor, und nirgends erscheint er wie auf dieser Stelle in solcher Macht und Entschlossenheit. Nicht wie gewöhnlich „von des Gedankens Bläße angekränkelt" verliert er sich in Worten, sondern er redet, wie er selbst sagt, Dolche, und sein Benehmen ist „voll Mark und Nachdruck". Sogleich aber, und ganz so wie die Blume schon bei ihrem vollen ersten Erschließen auch gewisse Hüllen (so etwa der Mohn die Kelchschuppen) abstößt, fällt auch in dieser Scene das erste abgelebte Blatt der dramatischen Blüthe — der Polonius. Ihm folgt bald nach das zarteste Blumenblatt — Ophelia; so fallen wirklich bei fast allen Blüthen die Blumenblätter *vor* den Staubfäden; bis denn endlich auch die wichtigsten innern Theile der dramatischen Blüthe, die ersten handelnden Personen, der König, die Königin, Hamlet und Laertes, ihre Häupter senken und sterben.

Fragt man nun endlich, in wie fern ein solcher Vergleich nützen könne, und frage ich mich selbst, warum er mir beim Ueberhören des Stücks so ganz ungesucht gekommen sei, so muß ich nur aussprechen, daß es deßhalb sei, weil er mir auf's Neue bewährt, daß das organische Bildungsprincip, welches in der Schöpfung organischer Naturen durch den Weltgeist herrscht, ewig kein anderes sein könne als das, was auch in den Schöpfungen ächter poetischer Werke durch den menschlichen Genius sich bewährt, und immer werden wir daher uns gefördert finden, wenn wir auch in dem Kunstwerke wie im Naturwerke das Gesetz seiner Bildung uns möglichst deutlich vergegenwärtigen können. Hat doch das Bestreben, ein solches Entwicklungsgesetz genauer zu erkennen und immer lebendiger in mich aufzunehmen, seit Langem ein wesentliches Ziel meiner Bestrebungen ausgemacht, und muß ich es doch eben darum mit Freude erfassen, wenn auch im Kunstwerk ein solches Gesetz mir mehr und mehr vernehmbar geworden ist. [1]

[1] Es wird vielleicht dem Leser nicht uninteressant sein, wenn er mit der hier gegebenen Betrachtung des Hamlet die Worte vergleichen will, welche Tieck einst über dasselbe Stück bei Gelegenheit meines Aufsatzes über den Lear mitgetheilt hat (s. Raumer historisches Taschenbuch 1845, S. 212). Tieck hält sich dort besonders an den retardirenden Charakter des ganzen Stücks, so wie ich beim Lear gezeigt hatte, daß da Alles auf Uebereilung beruhe. Gewiß, die Stücke Shakespeare's eignen sich ganz besonders dazu, sie von diesem organischen Standpunkt aus zu betrachten! Und so habe ich denn schon früher auch nicht umhin gekonnt, bei dem Macbeth zuweilen an den eigentlichen Gang einer Krankheitsentwicklung zu denken. Ist es nicht, als ob man dort die Einimpfung eines Pestgiftes vor sich hätte! Der zweideutige Ruf der Schicksalsweiber fällt in die brütende Seele des Kriegers wie ein eitermachendes Gift in den von Säften strotzenden Organismus; gleich darauf entsteht die Gährung im Gemüth, wie die Entzündung auf die Einimpfung, die Gährung erzeugt die Unglücksthat, wie die Entzündung die Eiterbeule hervorruft, und von da an gießt sich nun das Fieber durch alle kurz zuvor noch so gesunden Säfte, immer weiter rast die Krankheit, bis in Wahnsinn und Tod Alles endigt. Ein trauriges Bild eines unzulänglichen, einer schweren Versuchung leicht erliegenden Geistes.

Vom Geiste der Musik.

Nach der Aufführung von Schneider's Weltgericht, Abends den 8. April 1827.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!“ und Musik ist eine ganz besondere Kunst! Giebt sie mir doch jedes Mal, wenn ich ein größeres Musikwerk höre, auch wieder besondere Gedanken! Was die heutige Musik betrifft (ich meine nämlich die von heute Abend, vielleicht kann man es indeß auch von der heutigen Musik im andern Sinn sagen), so war sie mehr künstliche Musik, als wahrhaft musikalische Kunst in der vollen Bedeutung des Wortes. Doch, wie gesagt, auch jede größere Musik, läßt sie nur nirgends etwas wirklich Schlechtes oder Stümperhaftes hervorklingen, sie regt den Geist auf besondere Weise an, und so bringt sie mich denn auch jetzt noch dazu, einige schon länger empfangene und gehegte Gedanken über Musik festzuhalten und niederzuschreiben. Was das eigentliche Wesen der Musik aber sei, es ist wohl schon hie und da versucht worden auszusprechen, meist jedoch, wie mir scheint, ziemlich unvollständig. Was mich betrifft, so würde ich etwa Folgendes darüber sagen mögen.

Gedanken, Vorstellungen, Thaten des Menschen entspringen theils aus seinem eigenen Innern, wie Knospen, Blätter und Blüthen aus einem Zweige, theils werden sie ihm von Außen aufgedrungen, indem sich die Welt in

seinem Wesen spiegelt oder ihre Kräfte durch ihn hindurch wirken wie ein durch Glas dringender Lichtstrahl. Nun ist aber klar, daß die Vorstellungen, die Handlungen, so weit sie im Innern des Menschen selbst wurzeln, sie müssen aus einem gewissen innern geheimen Keim hervorgehen, der früher da ist als Vorstellung, Wort und That, kurz der der noch unausgesprochene Zustand des Menschen selbst ist. Könnte nun dieser Zustand durch irgend ein bestimmtes Zeichen sich äußerlich manifestiren, ohne daß er vorher zu besondern wörtlich auszudrückenden Begriffen und Handlungen sich gestalten dürfte, so müßte dadurch zugleich die ganze möglicher Weise aus diesem Zustande hervorgehende Kette von Handlungen und Worten dem verwandten Genius eben so gewiß im Voraus anschaulich werden, als etwa dem geübten Pflanzenkenner schon das Samenkorn genügt, um daraus die ganze Vorstellung von der Pflanze zu erhalten, welche, wie er weiß, nur eben aus diesem Samen sich entfalten kann. Die eigentliche Bezeichnung dieses primitiven Zustandes, dieser innern Ursache äußerlich hervortretender menschlicher Worte und Thaten scheint mir nun in der Musik gegeben, welche, obwohl selbst nur ein vorüberschwebender Hauch, doch recht eigentlich das geheimnißvolle Ei des Kneph ist, aus welchem hier eine Welt mannichfaltiger Bestrebungen sich entfaltet. Ehe also noch ein Seelenzustand in Worte und Thaten sich ausgesprochen hat, faßt ihn der wahre Musiker an der Wurzel, hebt ihn, wie ein geschickter Gärtner den Keim der Pflanze, hervor aus mütterlicher Erde, und bringt ihn in seiner Urgestaltung mit allen in ihm vorgeahnten Wundern unmittelbar so zur Auffassung. Daher also das Eindringliche, das ganz allgemein Menschliche dieser Kunst, daher aber auch das Mysteriöse und das schwer im Innern Zugängliche derselben, daher die Möglichkeit, wie in einem kurzen Tongange eine menschliche Individualität, ein gewisser menschlicher Zustand so schneidend ausgedrückt sein kann

(man denke an Mozart's Don Juan oder die Zauberflöte), und daher endlich auch das Aufregende und gewaltig Fortreißende dieser Kunst, deren inneres Wesen geradezu in's Herz dringt, eben weil sie den geschilderten Zustand in seinem Urquell selbst am Herzen erfaßt. Kurz und gut, der ächte Musiker hat die wahre poetische Reichs-Unmittelbarkeit. Ich habe genug gesagt für Den, der überhaupt organisirt ist das Mysterium der Musik zu fassen; wer bloß den Klang hört und nicht die Seele in der Hülle der zitternden Luftwelle herauszufühlen gemacht ist, Dem kann Alles weitere Reden nichts nützen — also basta!

Ist aber nun Musik wirklich und recht eigentlich die Kunst des Primitiven, so muß auch von ihr allerdings eine besondere Tiefe gefordert werden, wenn sie ihrer Bedeutung genügen soll; und wie an einem Gebäude ein verschobener Dachziegel wenig bedeutet, aber ein verschobener Grundstein das Ganze zum Einsturz bringen muß, so ist auch die Musik, wenn ihr eigentlicher innerer Grund verfehlt und verschoben ist, ohne allen weitern Halt und sinkt zum puren Ohrenkitzel oder zu einem Rechenexempel und Kunststück herab. Entschieden anders verhält es sich dagegen z. B. mit der bildenden Kunst — sie kann immer noch den Werth eines Naturspiegels behalten, sollte sie auch auf ein inneres poetisches Leben verzichten. Sehen wir darum nicht, daß selbst ganz unproduktive, ja wohl sehr geistarme Menschen, wenn sie mit sorgfältiger Treue einen Naturgegenstand nachahmen, doch allerdings noch oft etwas wahrhaft Interessantes hervorbringen können, denn immer wird noch selbst eine solche Nachbildung an das unendliche Kunstwerk der Natur erinnern, da hingegen eine geistlose, nicht vom schöpferischen Genius selbst ausgegangene Musik nichts als tönend Erz und klingende Schelle ist, und zwar darum, weil sie eben ihrer Natur nach gar nicht oder nur in sehr geringem Grade nachahmende Kunst sein kann, vielmehr:

„è moto spiritale, ch'è nato a salire là dove più in sua materia dura."

Wende ich nun mit solchen Gedanken mich zu dem heute gehörten Musikwerke, so darf man es freilich nicht zu jenen genialen Produktionen zählen, welche die innere Welt des Gemüthlebens mit jedem Klange heller und freudiger aufschließen, mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer füllend; doch muß man, neben großer Fertigkeit in den Kunstregeln, ein gewisses Maß einer in reinen Verhältnissen sich würdig bewegenden schaffenden Poesie wohl anerkennen. Aber gewiß! den Holzblock dieses Textes ganz zu durchglühen und uns, nachdem er in Brand gesteckt, dadurch ordentlich warm zu machen, dazu hätte ein anderes Feuer gehört! So leckt die Flamme des Componisten wohl hie und da an dem unbeholfenen Material herum, und wo einmal ein leichter entzündlicher Spahn vorsteht, da faßt sie ihn und es giebt ein kurzes Freudenfeuer, aber bald fängt es dann wieder an zu schmauchen und zu dampfen, und statt der Flamme muß man mit dem Glimmen fürlieb nehmen. So ein Gegenstand müßte auch freilich, sollte er überhaupt musikalisch ausgesprochen sein, ganz anders genommen werden. Man müßte erst alle Freude und allen Schmerz des Erdenlebens in seiner Buntheit noch einmal recht lebendig zur Wahrnehmung bringen, sodann müßte das Grauen hereinbrechender Vernichtung alles Irdischen sich fühlbar machen, und aus diesem Graus hervor müßte sich nach und nach endlich die Klarheit des Paradieses entfalten. Ein Solches aber hat bisher meines Wissens nur ein Sterblicher, und nur in redender Dichtung, durchzuführen die Geisteskraft besessen, und der hieß — Dante Alighieri.

Dämonen.

Vom Jahr 1832, nach dem Werke von J. Falk über Göthe.

Wenn ich zuweilen über die Buntheit und Sonderbarkeit des Lebens nachdenke und mich dann einzelner überlieferter Aeußerungen Göthe's über Aehnliches erinnere, so kommt mir es vor, als habe dieser alte Magus am Ende doch gerade das Beste, was sein war, nicht mitgetheilt und niedergeschrieben. So mag er über die Dämonenlehre manche besondere Anschauungen gehabt haben, von denen seine Schriften Nichts erzählen. [1] Und sicher hier

[1] Um die Zeit, da obiger Aufsatz geschrieben war, besuchte mich Kanzler v. Müller, und als wir auf Gegenstände dieser Art zu sprechen kamen, theilte er mir noch Nachstehendes mit, welches ich hier entlehne aus einem damals geschriebenen Briefe an einen Freund. „Göthe hatte sich einmal spät Abends über Dämonologie geäußert, Dämon im reinen Sinne genommen, wo es mit Urbild = Idee = Gottgedanken zusammenfällt. Er sprach davon, wie es so verschiedene Dämonen gebe, deren einige höhern Ranges — Urgeister — welchen die kleineren Dämonen Manches in den Weg zu legen suchten, die aber trotz Allem doch wieder durchdrängen und gewissermaßen schon in ihrem Menschendasein sich von unverwüstlicher Natur zeigten. Dann wie es gar wohl in der Macht des den göttlichen Funken in sich bewahrenden und erhellenden Dämons stehe, zur eigentlichen individuellen Unsterblichkeit sich hindurch zu arbeiten, da der getrübte und schwache allmählig wie ein Licht verlösche, und dergleichen tiefsinniger Betrachtungen mehr. Endlich aber war er in tiefer Nacht vom Tisch aufgestanden, sagend: „Es ist unrecht, daß ich mich über diese Dinge hier so ausspreche, darüber spreche ich eigentlich nur mit Gott."

liegen sonderbare Dinge verborgen! Wenn man in vielfacher Berührung mit der Welt lebt, wenn man in die wunderlichen Individualitäten hineinschaut, die uns umgeben, wenn man bedenkt, wie durchaus geistig das letzte wirksame Princip ist, welches jede dieser Individualitäten belebt und treibt, so wird Einem mitten zwischen den Wirkungen aller dieser Geister sonderbar unheimlich zu Muthe. Wir fühlen dann die ganze Schwere der Aufgabe, unter der Menge dieser Wirkungen uns selbst nicht nur fest zu halten und alle die bald lockenden, bald widerwärtigen, bald irrenden, bald verwirrenden Geister zu verscheuchen, sondern bei alle Dem unsere eigene Entwicklung unausgesetzt zu fördern und in reinem ächten Lebensäther immer hellere Regionen zu erreichen. Alles, was jemals im Geiste des Menschen von ächter Lebenskunst klar geworden ist, kann nur die Aufgabe haben, diesem höhern Ziele uns annähernd immer näher und näher entgegen zu leiten.

Nachwirkung.

Im Jahr 1832.

Wenn ich so manche Petrefakten betrachte und gewahr werde, wie irgend ein zartes organisches Gebilde, z. B. die aus fünfseitigen Feldern zusammengefügte Schale eines Cidaris, seinen schärfsten Abdruck im Stein hinterlassen hat, und zwar von äußerer sowohl als innerer Fläche, während die eigentliche organische Substanz selbst auch so ganz spurlos verschwunden ist, so kommt es mir vor, als könne nicht leicht ein schöneres Bild von den Wirkungen eines tüchtigen Menschen auf die Nachwelt gesehen werden. Denn drückt nicht auch ein Solcher durch seine Werke die Form seines innersten Wesens den ihn umgebenden Elementen der Natur auf eine Weise ein, welche den spätesten Geschlechtern die Möglichkeit der Erkenntniß und der Bewunderung so mächtiger Individualität mit voller Bestimmtheit gewährt, sie gewährt zu einer Zeit, wo von Erscheinung dieser Individualität im Leben längst keine Spur mehr vorhanden ist?

Geiſt Mozart's.

Im Jahr 1832 nach ſeiner großen Symphonie C-dur.

Glücklich iſt ein jeder Tag zu preiſen, an welchem der Menſch wieder neue Gelegenheit findet, ſich in den Aether der Schönheit, ſei es auf eine oder die andere Weiſe, einzutauchen. Den heutigen, an welchem Mozart's große Symphonie C-dur vor mir, und in reiner ruhiger Umgebung, gut aufgeführt wurde, nenne ich einen ſolchen. O, Mozart — das heißt einen Gedanken ausdenken! — Da liegt's ja eben, daß die Ewigkeit des Gedankens begriffen werde! Denn jeder Gedanke, wenn er dieſen Namen verdient, deutet auf das Ewige; wie ein ſchönes Gewölk ſchwebt er in der Luft, die ſich in den unendlichen Weltraum verliert. Aber wie hoch der Luftſchiffer in dieſen unendlichen Raum eintaucht, darin bewährt ſich die Kraft des Fluges. Das aber vermag eben Mozart wie Keiner ſonſt in Tönen. Wie einfach iſt nicht der Grundgedanke dieſer Symphonie, und welchen Baum mit herrlichen Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten hat er aus dieſem Samenkorn erzogen! Freudig wächst es im erſten Satze empor und bewegt ſchon hier mit den mannichfaltigſten Regungen unſere Bruſt; dann ſenken ſich in Fülle ſchmerzlicher Liebe die ſich ausbreitenden Zweige im zweiten Satze, dem Adagio, abwärts — aber nun ſproſſen neue freudige

Triebe im dritten Satze, dem Allegro, gen Himmel, um im vierten Satze dann, in tausend Verschlingungen, in den zartesten Schwingungen und mit wunderschönen Blüthen bedeckt, sich im reinsten Aether zu wiegen. Es ist etwas der Art doch so ganz allein der Musik erreichbar; denn wo möchten z. B. sonst völlige Umkehrungen eines Gedankens, nicht nur seinem allgemeinen Sinne nach, sondern selbst nach seinen einzelnen Lauten, möglich und immer, wie hier, schön sein? — Und so thut Mozart wirklich im Schlußsatze zuweilen: er läßt im Chore den Gedanken oder, deutlicher zu sagen, die Melodie fortklingen und giebt der leitenden Stimme dieselbe Melodie, aber in gerade umgekehrten Noten, sich fortwährend nach den künstlichsten Verschränkungen des musikalischen Gesetzes bewegend, und nichts desto weniger immer in der heitersten Freiheit. Gewiß, ich wüßte doch auch nichts Edles und Wahres, nichts Schönes und Gutes, was nicht aus Klängen, wie denen jenes Adagio's, widerhallte und tief sich mit ihnen uns einprägte!

Weltton.

Oktober 1832.

Der eigentliche geglätteſte Weltton der ſogenannten Geſellſchaft nivellirt doch faſt auf ähnliche Weiſe ſämmtliche Erſcheinungen des Lebens wie die tiefſinnigſte Philoſophie, nur mit dem gewaltigen Unterſchiede, daß *jener* gegen das Ziel der Nichtigkeit oder Eitelkeit gerichtet iſt und dadurch das Einzelne aufhebt, während für *dieſe* die Erſcheinungen nur zuhöchſt aufgehen in der Fülle der Anſchauung des Göttlichen und Ewigen. Welch wunderliches Vorkommen iſt es nun nicht, wenn wir gewahr werden, daß in einzelnen Fällen auch jener geglätteſte Weltton mit wahrer Gelehrſamkeit und Tiefe ſich verbinden kann! In *Alexander von Humboldt* ſtellte ſich mir eines Abends eine ſolche Verbindung abermals dar, und ich bin nicht müde geworden, ihn in dieſem ſeinem beſondern Weſen zu beobachten. Die Spitze ſeiner Aeußerungen dieſer Art war es, als er die Einrichtung der Buddhatempel und die Weiſe der dabei üblichen Gebräuche ſchilderte, wie er da mit unverſiegbarer Geläufigkeit beſchrieb, wie bald Windfahnen, bald kleine Waſſerräder in Bewegung geſetzt würden, um das Umdrehen der die geſchriebenen Gebete einſchließenden Rollen zu bewerkſtelligen, und wie er auf die Frage einer hohen Perſon: „Was denn das aber helfe?“ mit der äußerſten Leichtigkeit des Tons antwortete: „Eben ſo viel, als wenn man ſelbſt betet, Hoheit! — aber es iſt bequemer!“

Dienſtverhältniſſe im Staate.

Vom Jahr 1833.

Wenn ich die lebendige Idee reinern menſchlichen Daſeins, wie es, von einer ſchönen Seele geleitet, in tauſendfältigen freien Regungen ſich offenbart und zuletzt im Geiſte der Menſchheit ſich vereinigt, mir deutlich vorſtelle und das Beſtreben der Staatsmänner unſerer Tage dagegen halte, mit endloſen Geſetzen und ganzen Geſetzſammlungen ein verkümmertes Staatsleben, ohne die Wurzel des Uebels ernſtlich anzugreifen, hinhalten und alle Fälle voraus ſpecificiren, claſſificiren und protokolliren zu wollen, ſo fällt mir wohl zuweilen das Kind ein, welches der heilige Auguſtinus am Meere ſitzen ſah, um mit einem Löffel das endloſe Gewäſſer auszuſchöpfen! Und liegt denn bei manchen neuern Geſetzen über Staatsdienſt nicht wieder ſolch eine Richtung zu Tage! Das, worauf es eigentlich ankommt, freie, aus Liebe zur Sache entſpringende Thätigkeit im eigenen Kreiſe mit gutem Humor ſich ergehen zu laſſen, ſoll immer mehr ausgetilgt, ein todtes Uhrwerk dagegen immer entſchiedener an die Stelle friſchen Lebens geſetzt werden!

Wie wenig erkennt man doch auf dieſem Wege noch das höchſte Ziel alles Regierens: „durch allgemeine reinere Entwicklung von Geiſt und Herz das Regieren ſelbſt überflüſſig zu machen!“ Sehe ich die arme Menſchheit, wie

ihr immer ein Ballen Gesetze nach dem andern aufgebürdet wird, statt sie innerlich zu erstarken und durch Selbstentwicklung zu läutern, sehe ich, wie dann wieder die Handhabung der Gesetze immer neue Gesetze herbeiführt und in endlosem Papier alles frische Leben mehr und mehr untergeht, so ergreift mich ein Grausen, und ich kann schaudern, mich selbst zwischen die Räder dieses knarrenden Uhrwerkes mit eingeklemmt zu finden. Und gerade *jetzt*, wo ein frischerer Lebenshauch einmal wieder das alte verrottete Dasein der Völker auszulüften begann! Höre ich nun noch die Stimme des alten Meisters, wie in ihm Verhältnisse, wie die oben besprochenen, so klar sich abspiegelten, indem er schreibt: „Jedes Geschäft wird eigentlich nur durch *ethische* Hebel bewegt, daher Alles auf die Persönlichkeit ankommt, die jede auf eigenthümliche Weise behandelt sein will. Ist man der Liebe des Individuums zu seinem Geschäftszweige gewiß, so verfahre man läßlich, doch Ordnung fordernd, und erhalte verdiente Männer bei gutem Humor. Daraus entstehen nun freilich so viele kleine Welten als Individuen!“ — so gedenke ich wieder des bekümmernden Wortes: „Die Weisheit läßt sich hören und Niemand achtet ihrer!“ und die Hoffnungen sinken immer mehr, daß ein reinerer Zustand des Menschheitlebens sich je auf Erden vollkommen verwirklichen könne!

Beethoven - Dante.

Nach des Erstern Missa C-moll im Dezember 1832.

Im Purgatorio des Dante ist eine wunderbare Dichtung von den vorbeirauschenden Geisterstimmen, welche auf den Kreisen des Berges der Läuterung den Büßenden Worte der Liebe und Worte des Ernstes zurufen, dann aber spurlos verhallen. Mich hatte die Deutlichkeit dieser Anschauung des Dichters immer beschäftigt, aber ich hatte nie erwartet, einmal wirklich etwas der Art mit Ohren zu hören. Um so wunderbarer war es mir, als ich heute in dieser Missa im Credo die Worte wie aus verschiedenen Himmelsräumen und von verschiedenen Chören erklingen hörte: „**Deum de deo, lumen de lumine, deum verum de deo vero, genitum non factum, consubstantialem patri, per quem omnia facta sunt!**“ Hier begegnete der Geist Beethoven's dem Geiste Dante's, und in dieser Worte musikalischer Behandlung liegt eine Geistergröße, wie ich sie kaum jemals in anderer Musik vernommen habe. Sei es denn, daß die ganze Missa nicht im ächten Baustyl der Kirche ist, sei es, daß eine gewisse Buntheit, z. B. im benedictus, wegzuwünschen wäre, aber in jener Stelle schwingt der Dichter sich mit einem Male hoch über alles Gewöhnliche hinaus und wallet den heiligen Reigen mit, welchen die Chöre des Ewigen tönen. Mich selbst berührte jene Stelle wie der Fittig des Engels an der Pforte des Paradieses die Stirne Dante's!

Verlorene Heiterkeit neuerer Muſik.

Nach Mozart's Entführung im Jahr 1833.

Wenn, von Neuem erweckt, die Kryſtallreinheit dieſer Muſik wieder an meiner Seele vorübergeht, wenn ich die unendliche Friſchheit und Heiterkeit, die darin lebt, abermals recht innerlich empfinde, ſo wird mir dabei immer klarer, wie es doch nicht möglich zu ſein ſcheint, daß in unſerer jetzigen Zeit Werke eines ſolchen Charakters wieder entſtehen können. Wie der Fieberhafte nicht mehr den ruhigen gleichmäßigen Puls und Athem des Geſunden haben kann, ſo iſt unſerer Zeit nicht mehr möglich, Werke ſo durchaus heitern unſchuldigen Sinnes hervorzurufen! Giftig, einſchneidend, gleichſam quetſchend, und dann wieder üppig aufreizend, fordert die fieberhaft angeregte Zeit ihre äſthetiſchen Leiſtungen, und Heil Dem, der noch in ſtiller Seele mindeſtens die volle Empfänglichkeit ſich bewahrte, die klaren Werke früherer Perioden rein auf ſich wirken laſſen zu können! Wunderbar bleibt es indeß, daß Geiſter wie Mozart und Göthe, ganz einer andern Zeit angehörig als unſerer politiſch nervöſen und geſpannten, doch zugleich auch alles das tiefe Weh der neuern Menſchheit in ſeinen ſchneidendſten Contraſten, daß ſie jene unſelige innere Zerriſſenheit, welche das Wirkende neuerer Kunſtwerke bezeichnet, in ihren herrlichſten Werken Don Juan und Fauſt

allerdings wahrhaft vorgeahnt haben! Mußte dies nicht eben deßhalb so sein, weil schon in ihrer Zeit der Keim lag zu der stechendscharfen Frucht, welche erst die gegenwärtige Zeit reifen ließ? Ist es aber nicht schlimm, daß mich selbst, den die herrliche kindliche Lebendigkeit dieser Entführung im Hören so ganz belebte (ich wüßte wirklich lange nicht, wenn ich so reine Freude empfunden hätte, als bei der Cavatine: „Welche Wonne, welche Lust!“), daß, sage ich, die Erinnerung des Gehörten selbst mich nun gerade auf den Gegensatz jener Heiterkeit zu führen Gewalt hat. Freilich, die Krankheit liegt zu nahe, als daß sie nicht überall sich fühlbar machen sollte! Indeß auch hier gilt das

„Doch ihr, die ächten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!“

Sein — Nichtsein.

Aus einem Briefe an einen Freund im Jahr 1817.

Nicht allein über den in Dunkelheit der Vorstellungen durch's Leben Gehenden, sondern eben so, ja in mancher Beziehung mehr, über den zu tieferm Selbstbewußtsein Gelangten kommen zuweilen schwere, quälende Zustände. Keine Betrachtung jedoch ist es vielleicht, welche so Manchem, der zu hellerem Denken gelangt war, mehr Qualen bereitet hat, kein Gedankenzug, welcher dem tiefer fühlenden menschlichen Gemüth mehr als schreckendes Meduſenhaupt von einem immer weiter sondernden Verstande entgegengestreckt werden könnte, als die Frage: „Wozu dieſes Alles? Wozu dieſer ewige Wechſel von Schaffen und Vernichten, von Bilden und Zerſtören? Welchem Zwecke ſoll es dienen?“ Und findet er dann wirklich keinen letzten Endzweck, soll er dann nicht das Recht haben, mit Mephiſtopheles zu sagen: „Und beſſer wär's, daß Nichts entſtände!“? — Das Gewicht solcher Reflexionen hat oft fürchterlich auf mir selbst gelastet, und wenn ich Ihre eigene Verstimmung, Ihr Aufsaugen britischen Spleens, ja Ihre in der Blüthe ertödtete Lebensluſt betrachte, so fühle ich, daß auch in Ihrer Seele ein ähnliches Sinnen an Ihrer Qual den größten Theil haben müſſe. Laſſen Sie mich daher Ihnen mittheilen, was mich

jetzt gegen diese Medusa in Etwas gestählt hat; ich verdanke es dem freundlichen Licht, welches mir in mancher Gewitternacht treulich geleuchtet hat: der Kunst.

Jedes ächte Kunstwerk aber ist gleich einem organischen Ganzen: es spiegelt, wie jeder Organismus, die Gesetze des Universums zurück, ja es beruht auf ihnen und wird zum Farbenglas, durch welches das reine, ewige, an sich nicht zu erschauende Urlicht dem Menschenauge sichtlich erscheint, es ist mit einem Wort Gleichniß der Welt und des Lebens.

Hat uns nun aber vielfaches Nachsinnen über Kunst und ihre Bedeutung nicht endlich sattsam gezeigt, wie fad und schlecht es sei, wenn wir in der Kunst nicht die Kunst an und für sich als ihren eigenen Zweck erkennen, wenn wir uns beigehen lassen, ihren Zweck und ihre Bedeutung außer ihr zu suchen, ihr einen didaktischen, philosophischen, moralischen oder irgend andern Zweck unterzulegen; kurz, wenn wir überhaupt uns nicht des Kunstwerks freuen, eben weil es ist, weil es gar nichts weiter will, als erkannt, empfunden sein, auf daß die gleiche gotterfüllte Stimmung, welche den Künstler dies schaffen ließ, auch dem Schauenden, dem Hörenden zu Theil werde!

Nehmen wir uns aber dies Erkenntniß recht zu Herzen, erinnern wir uns zugleich, daß, was vom höchsten Kunstwerk im Verhältniß zum Künstler nur im beschränkten Maße gelten kann, von der Welt und ihrem Verhältniß zu Gott im ganz unbeschränkten Sinne gilt, so muß es uns deutlich werden, welche Antwort auf jene oben genannten Fragen der Verzweiflung, in ewigen Lettern gleich wie mit Sternenschrift geschrieben, allerdings Dem offenbar gemacht ist, der zu lesen versteht. Erkenne man denn also Folgendes: Wenn es schon Thorheit ist, vom Kunstwerk einen andern, einen bloß äußerlichen Zweck zu suchen, da es nur um sein Selbst willen in rein menschlicher Bedeutung vorhanden gedacht werden kann, so ist es ein fürchterlicher, zu Geisteszerrüttung führender Unsinn, von der Welt, von

dem unendlichen, ewig lebendigen göttlichen Kunſtwerk einen andern als jenen einen höchſten Selbſtzweck aufſuchen und nachweiſen zu wollen; die Befriedigung im Schauen dieſes Kunſtwerkes muß darin uns kommen, daß wir dieſes Schauens gewürdigt waren. Das Einzige iſt daher hier nur noch beizufügen: „Der Menſch muß durch höhere Entwicklung einen Standpunkt erworben haben, hoch genug, um Welt und Leben in ihrer eigenthümlichen Größe und Schönheit, eben als göttliches Kunſtwerk, erſchauen zu können.“ Iſt aber dieſer Standpunkt erreicht, ſo iſt es auch reine Unmöglichkeit, noch zu fragen: Wozu das Alles? und ſo ſinkt jenes Meduſenhaupt in Aſche; der Menſch und die Welt, ſie feiern auf dieſer Höhe des Lebens das Feſt einer großen und nie wieder zerſtörbaren Verſöhnung! — Das Leben ſelbſt iſt gerechtfertigt. —

Gothischer Styl älterer Musik.

Nach Sebastian Bach's Passion im Jahr 1833.

Wer in unsern deutschen Gauen gereist ist, dem ist es wohl begegnet, daß er in kleinen Orten unter engen, halb verrotteten, halb geschmacklos verzierten Häusern plötzlich eines jener ehrwürdigen Kirchengebäude erblickte, welche aus vergangenen Jahrhunderten uns den Hauch eines damals wie durch ein Wunder plötzlich erschlossenen Kunstgenius herüber und zur Anschauung bringen. Trat er dann, festgehalten von der tiefsinnigen Erscheinung, zu näherer Betrachtung heran, dann beschäftigte ihn bald die großartige Schönheit in der Auffassung eines ersten Planes zu solchem Bau, bald zog ihn die unendliche Zierlichkeit und dann wieder die geheimnißvolle Bedeutung der geschmückten Bogenstellungen, der Fensterrosen und Tabernackel an, bald mußte er auch wieder bemerken, wie so Manches, das nicht rein aus dem Geiste des Ganzen hervorgegangen erschien, wieder erklärt, ja gerechtfertigt wurde durch die Geschichte des Baues in verschiedenen Perioden und durch die fast nie Kunstschönheit im vollen Sinne fordernden Bedürfnisse der Zeit. So ungefähr möchte ich nun den Eindruck schildern, den es auf mich macht, wenn ich aus alle dem wirren, geschmacklosen Kunsttreiben der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts ein so ehrwürdiges Kunstwerk wie diese

Bach'sche Passion heraufstauchen höre; ein Werk, in welchem die geheimnißvolle Verbindung der Harmonie, wie sie in den alten Meistern des sechszehnten Jahrhunderts lebt, und die wahrhafte Gottinnigkeit ihrer Gesinnung mit einer Vollendung der Durchbildung im Einzelnen und mit einem Reichthum der Form im Ganzen auftritt, daß wir uns mit inniger Liebe und Andacht zu dem Schöpfer desselben hingezogen fühlen. — Auch hier wirkt indeß jene Reinheit und Größe nur an gewissen Stellen mit der vollen Kraft einer hellleuchtenden Sonne, während die geschichtliche Entwicklung solcher Gesänge, das Bedürfniß der Kirche und die Stimmung der Zeit, an andern Stellen einen leichten Schleier über einzelne Glieder des Werkes werfen; einen Schleier, welcher zwar nie so die Eigenthümlichkeit dieser Glieder verhüllt, daß uns die Gesinnung des Meisters undeutlich werden könnte, oder daß wir Unbedeutenheit oder Unschönheit gewahr würden, welcher aber doch zuläßt, daß wir die Einwirkung von etwas Fremdartigem im Gesammtbau, von etwas nicht so unmittelbar aus der Seele des Meisters Hervorgegangenem, dafür aber allerdings eben auch recht historisch Eigenthümlichen gewahr werden. So war mir also gleich der Eingang dieser Passion höchst merkwürdig. Denn, wie es wohl manchmal im Leben geschieht, daß wir uns einer Persönlichkeit gegenüber befinden, zu welcher wir uns innerlichst hingezogen fühlen, aber es ist, als ob noch eine kalte Scheidewand einer gewissen Förmlichkeit die innige wechselseitige Erkenntniß und Mittheilung aufhielte: plötzlich aber finden sich beide Seelen durch innere oder äußere Veranlassung von solcher Hemmniß befreit, und hell und freudig tritt nun das reine Gefühl in freierem unbedingtem Einklange hervor; so geschah es mir im Anfange dieser Musik. Die Tüchtigkeit der Gesinnung und des Vollbringens erscheint wohl sogleich im ersten Chore, aber dies sowohl als die ersten Recitative, deren Menge und Art überhaupt manches minder Bedeutende mit sich bringt, ja

selbst der erste Choral „herzliebster Jesu" sprengten noch nicht vollkommen das Band, welches den Geist an der schwerern Masse festhält. Als aber zum ersten Male Christus auftritt und die unendlich rührenden Worte ausspricht: „Ihr habt allezeit Arme bei euch, mich habt ihr nicht allezeit!" und als nun darauf die Stimme der Geister: „Du lieber Heiland, du! wenn deine Jünger thöricht streiten ꝛc." in der eigenthümlichsten innigsten Weise, gleich der in tausend sinnigen Zierrathen sich immer mehr verfeinernden Spitze eines Münsters, zu erklingen anfängt, da sprengt die Seele jedes sie beengende Band, und wie Aug' in Auge blickt sie in die Seele des Meisters und durch diese hinauf zu den mystischen Kreisen, in welchen das Paradies Dante's schließt.

Wir ruhen hierauf gleichsam in den folgenden Recitativen; finden wohl selbst durch jenen früher bezeichneten Schleier die geheimnißvollen Einsetzungsworte des Abendmahls mehr umhüllt, als wir erwartet hatten; erfreuen uns dann an dem, der verschlungensten gothischen Rose vergleichbaren Bau der Arie: „Wie wohl mein Herz in Thränen schwimmt," und werden weiterhin wieder vom vollen reinen Strahl eines göttlichen Lichts erhoben durch den herrlichen Choral: „Erkenne mich, mein Hüter." Jetzt folgen nun Recitative und Wechselgesänge, in deren ersteren nur das Wort Christi: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod, bleibet hier und wachet mit mir!" uns tief ergreift, bis sodann wieder die ruhig klare Betrachtung der Alten im Choral: „Zu helfen Dem ist er bereit, der an ihn glaubet feste," und die zarte, so ganz eigenthümlich ausgedrückte Empfindung der Frauen in dem Gesange: „Mond und Licht ist vor Schmerzen untergangen!" so wie der feurige Zorn der Männer: „Verderbe den falschen Verräther!" uns die verschiedensten Zustände edler Naturen bei so großem Ereigniß auf höchst würdige Weise vergegenwärtigen.

So rollt sich nun das mächtige Werk gleich dem wunderbar gebildeten Blatt einer urweltlichen Palme immer weiter und weiter vor unsrem Geiste auf. Eine Zeit lang trägt erst der Genius des Künstlers den oft wenig der Composition geeigneten Text nur eben geduldig dahin; ja in dem Gesange: „Gebt mir meinen Jesum wieder," drückt uns fast ein Uebermaß der Künstlichkeit nieder; allein weit höhern Ton schlägt er dann an bei dem Gesange, wo im innigsten Gefühl der Schmerz sich Luft macht: „Herz und Auge weinet vor dir bitterlich," ein Gesang, den die kunstreichste Begleitung der Viola wie mit einem goldenen Rahmen umgiebt, so wie später bei der Arie, wo das Verdienst Christi aufgezählt wird und wo die höchste Gottinnigkeit reinster Empfindung die Worte umschwebt: „Aus Liebe will mein Heiland sterben!" — Indeß immer noch nicht genug! denn nach kurzer Ruhe fühlen wir uns tief ergriffen von der Klage: „Ach ja, ihr habt ein Herz, das muß der Marterſäule gleich und noch viel härter sein!" Dann erbaut uns der gewaltige Gesang: „O Haupt voll Blut und Wunden!" dann führt uns der von Oboëngängen wie von Cypressengewinden umgebene Gesang: „Ach Golgatha, unseliges Golgatha!" zur Stätte bitterer Schmerzen; bis hierauf der mächtigste aller Choräle: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" gleich einem aus höhern Welten herabtönenden Klange mit solcher Einfachheit und Größe uns umwogt, daß Niemand sich des Wunsches erwehren wird, in solchen Tönen einst selbst die Seele verhauchen zu dürfen. Plötzlich erzittern jetzt, dem Schlusse sich nähernd, auf wunderbare Weise die Tiefen des Tonreichs in dem auf nie gehörte Art begleiteten Gesange: „Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen!" bis endlich recht eigentlich in dem geheimnißvollen Zwielichttone des Abends der das höchste Mysterium des Glaubens ankündende Gesang das Ganze beschließt, in den Worten: „Am Abend, da es kühle war."

Es war eine seltsame Stimmung über mich gekommen. — Denn diese Verwandtschaft des geheimnißvollen Baues eines gothischen Münsters und eines solchen Musikwerkes — sie war mir noch nie so sichtbar geworden; und deutlich stand es vor meiner Seele: die Zeit für beide Kunstarten ist jetzt nicht mehr! Die Zeit kann gleich Schönes, ja vielleicht dereinst noch Größeres bringen, aber gerade diese Art — sie wird vergebens wieder erwartet!

Gedankenfolgen der Muſik.

Nach v. Beethoven's Symphonie in C-moll. Im Jahr 1833.

Es iſt mir noch nicht ſo deutlich geworden als bei dieſer Beethoven'ſchen Symphonie, wie vollkommene Anwendung auf Muſik der Ausſpruch Göthe's leide: „daß das Leben nur in ſo fern Etwas werth ſei, als es eine Folge habe.“ — Waren denn etwa Das, in der dieſer Symphonie vorhergehenden modernen Cantate, andere Töne als in der Symphonie? Hatten dort die Inſtrumente einen andern Klang? Hallten die Akkorde auf andere Weiſe an den Bogen und Pfeilern der Kirche wider? — Nein; die Töne, die Inſtrumente, der Widerhall waren dieſelben, aber die Folge war eine andere. Was dort willkürlich und gedankenlos wie Scholle an Scholle ſich lehnte, entſprang hier gleich wie an zierlichen Rankengewinden Blatt auf Blatt in organiſchen Verhältniſſen! — Die Folge war unverkennbar; ein Lebens-Brennpunkt warf ſeine Strahlen durch alle Verzweigungen des Kunſtwerks, und ein lebendiges Einheitsprincip verknüpfte die wunderbar mannichfaltigen muſikaliſchen Figuren. — Es geht übrigens ein tiefes ſchmerzliches Gefühl auch durch dieſe wie durch die meiſten Beethoven'ſchen Compoſitionen; ſchon im erſten Theile hauchen die Inſtrumente ſchweres Seelenleiden des Dichters aus, bis erſt ſpäter helle kräftige Ermuthigung wieder lebhafter auflodert; beſonders merkwürdig aber war

mir der letzte Theil, welcher mit einfachen humoristischen Modulationen fast spielend zwar beginnt, doch immer so, daß ein schmerzliches Zucken sich durchfühlen läßt, bis dann, als ob ein großer Entschluß sich in der Seele hervorthäte, die Melodie, gleichsam zum Kampfe rufend, in die muthigsten und doch von einer gewissen Verzweiflung nicht ganz frei zu sprechenden Klänge ausbricht. Wie endlich diese Töne, einem über Felsen sich bergabwärts gießenden Strome vergleichbar, ihrem Schlusse zueilten, hebt sich plötzlich noch einmal die Erinnerung des frühern einfachen stillhumoristischen Zustandes, gleich dem Scheideblick der Sonne, wenn sie am Horizonte noch einmal unter Wolken sich zeigt, heraus, und nun erst erfolgt der eigentliche Abschluß dieses ganzen dichterischen Gedankenzuges. — Jeder, der auf die Vorgänge seines innern Lebens zu achten gewohnt ist und der da erkannt hat, daß die strenge innere Wahrheit überall nur durch eine richtige organische Folge der Zustände bedingt wird, er muß aber anerkennen, daß ein großer Theil der Freude, welche wir an einem so folgerichtigen Kunstwerke, wie dieses eines ist, empfinden, wesentlich eben dadurch sich erhöht, daß alsdann allemal mit der Schönheit zugleich auch die Nothwendigkeit der gesammten Gliederung zum innigsten Bewußtsein gelangt.

Aufgabe für Plaſtik.

1833.

Wenn es ſich tauſendfältig im Leben bewährt hat, daß die Liebe die Luſt und die Begeiſterung zu den Künſten erweckt, ſollte es nicht ein zierliches bedeutſames Basrelief geben: „Amor, eine ſchlafende Muſe aufweckend?“ Es iſt ſonderbar, daß die Alten, die ſo vielerlei Sinniges vom Amor darſtellten, ſo viel ich weiß, nie auf dieſe Idee gekommen ſind.

Mondfinsterniß.

24. Oktober 1833.

Diese Verdunklung machte mir mannichfaltige Gedanken rege. Wie sonderbar sah es doch aus, als der glühendrothe Mond mit zarter Silberkante so lichtlos am Himmel erschien, daß alle andern Gestirne mit ungewohntem Glanz sich hervorhoben! — Ich betrachtete das Phänomen aufmerksam und konnte nicht umhin, daran zu denken, daß es ja eben nur diese Erde sei, welche jetzt Den, der sonst ihre Nacht erleuchtet, selbst verdunkelte. — Und ist es nicht etwa so! Verdunkeln, betrüben wir nicht oft gerade Das am tiefsten, ja eigentlich allein, was wir am innigsten lieben! — Aber wird dann der Mensch nicht zugleich auch mit verdunkelt, weil ihm selbst nun das Licht dieses Geliebten fehlt, ganz so, wie auch die Erde des Mondlichts entbehrt, wenn zuvor und zwar gerade nur durch sie der Mond verdunkelt worden war? — Nichts stimmt mehr zur gegenseitigen Ertragung und Schonung, als Betrachtungen dieser Art. Und doch ist auch hierin wieder nicht unbedingt und zu weit zu gehen, denn wo ein wahrhaftes organisches Band und nothwendige Anziehung vorhanden ist — eben wie zwischen Mond und Erde — da weichen auch Trübungen eines Verhältnisses so schnell wie eine Mondfinsterniß (bald strahlte auch heute Abend wieder die volle Klarheit des Mondlichts über die

Erde), und wo dergleichen innige Beziehungen nicht sind und sein können, da ist es ein Glück, wenn früh und bei kleinen Veranlassungen sich löst, was späterhin oft schwer und mit Schmerz, aber nothwendig, sich lösen mußte.

Ueber einen merkwürdigen Fall von Somnambulismus und Hellsehen. [1]

Schreiben an einen Freund, im September 1834.

Indem ich Ihnen die geneigteſt mitgetheilte Geſchichte Ihrer Somnambule beifolgend zurückſende und Ihnen für dieſe Mittheilung verbindlichſt Dank ſage, füge ich Ihrem Wunſche gemäß noch einige Bemerkungen bei, mich übrigens auf Das berufend, was ich in meiner Gynäkologie, im erſten Bande, bei Gelegenheit der Entwicklungskrankheiten, und dann in meiner Pſychologie beiläufig, über ähnliche Zuſtände geſagt habe.

Jedenfalls iſt die Thatſache ſehr merkwerth und ver-

[1] Auf einem bedeutenden ſächſiſchen Rittergute hatte ſich bei einem ganz gewöhnlichen dienenden Bauernmädchen ein ſehr vollſtändiger ſomnambuler Zuſtand entwickelt. Nachdem ſie einige Mal magnetiſch behandelt worden war, traten die Erſcheinungen des Hellſehens ein. Das Tagebuch über dieſe Vorgänge wurde durch den Geiſtlichen des Orts ſehr zweckmäßig geleitet und ſpäterhin durch den Gutsherrn — einen vielſeitig gebildeten Mann — uns zugeſendet. Die Geſchichte war jedenfalls eine von den unbefangenſten und merkwürdigſten ihrer Art. Mehrere bedeutende Gelehrte und Aerzte waren aufgefordert worden, ihre Meinung darüber zu geben, und ſo kam die Aufforderung auch an mich. Das folgende Schreiben zeigt denn, wie ich derſelben zu entſprechen bemüht war. Da nun Das, was über dieſe Geſchichte zu ſagen iſt, eigentlich von den meiſten ähnlichen geſagt werden könnte und ſollte, ſo habe ich den Abdruck dieſes Briefs wohl für paſſend gehalten.

dient gerade in dieser einfachen unwissenschaftlichen Form durchaus zur öffentlichen Mittheilung zu gelangen.

Das Ganze ist unzweifelhaft in die Reihe der Entwicklungskrankheiten zu stellen (über deren sonderbare Erscheinungen der verstorbene Osiander in seiner Schrift: Ueber die Entwicklungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts, nur zu Viel ohne hinreichende Kritik zusammengetragen hat). — Die Erscheinungen sind übrigens von der Art, daß sie sämmtlich bereits in ähnlichen Fällen mehrfach beobachtet worden sind, und es würde absurd sein, deßhalb daran zu zweifeln, weil in gewöhnlichem Zustande dergleichen nicht vorkommt. — Gäbe es ein Volk ohne Augen, so würde es ihm nicht minder fabelhaft vorkommen, wenn ihm ein Sehender berichtete, daß er von Millionen Meilen weit entfernten Weltkörpern Kunde habe.

Irrig ist es dagegen jedenfalls, dergleichen Zustände als eigentliche Steigerung innersten Menschheitlebens anzusehen. Als Maßstab wahrhafter Erhöhung unsres Seins kann nur die Steigerung des Vermögens zur wahrhaft freien That betrachtet werden; noch nie aber ist in somnambulen und hellsehenden Zuständen etwas dem rein gesunden Wirken des Menschen Vergleichbares geschaffen worden — kein hohes Kunstwerk, kein beachtendes Werk des Wissens, keine große That!

Wenn die Individualität des Menschen zurücktritt, wenn er eintaucht in den Kreis allgemeinen Naturlebens, so berühren ihn tausend Kräfte und tausend Phänomene, welche bei schärferer Persönlichkeit (wodurch er eben mehr isolirt erscheint) nothwendig unempfunden bleiben. Die eine helle Sonne gewährt den Tag, aber das Meer der Gestirne bleibt verborgen — die Sonne tritt zurück und tausend Sterne werden sichtbar. — Das Leben der Welt ist aber nur ein einiges, Alles ist verbunden, ein Band umschlingt Alles, vom Gewaltigsten bis zum Geringsten — Nichts ist so entfernt und so klein, daß es nicht einen

Bezug zu uns hätte. Geben wir unsre Persönlichkeit zum Theil auf, so werden viele dieser Bezüge uns klar — darum muß das Einschlafen diesen Wahrnehmungen vorhergehen; Schlaf aber ist ein Latentwerden höherer geistiger persönlicher Thätigkeit. So nähern sich daher diese Wahrnehmungen oft zum Theil dem Instinkt der Thiere, und eben darum zeigt sich ein solches Schauen oft insbesondere als Trieb und Herstellung der Gesundheit und zwar im Verordnen selbst geahnter Mittel. Dergleichen Schauen ist also eigentlich bloß eine zum Traumbewußtsein kommende vis medicatrix naturae.

Der Referent der Geschichte Ihrer Somnambule, mein verehrtester Freund! möge sich übrigens, seinen Schlußworten nach, hüten vor der Seherin von Prevorst: er ist beinahe auf dem Wege dahin! Auch ihm ist das Wunderbare im Verhältnisse der leiblichen Erscheinung der Person, zur Einheit der dieselbe allein bedingenden Monas oder Idee, der Stein des Anstoßes. Daß eine Idee, abgesehen von ihrem natürlichen sich Darleben, *als solche* nie zur *Erscheinung* kommen kann, ist ihm dunkel geblieben. Daß die Seele (welche, wenn ein vernünftiger Begriff mit dem Worte verbunden werden soll, nichts Anderes sein kann als eben diese Monas) bei jener verkehrten Ansicht immer im Stillen wie ein, wenn auch noch so fein *sinnlich* erscheinendes und nur zeitweise in einen durch andere Kräfte heraufgewachsenen Leib eingeheftetes Wesen gedacht wird, ist die Wurzel aller dieser Confusionen, als worüber ich denn in den psychologischen Vorlesungen[1] nach Möglichkeit Aufklärung zu geben gesucht habe.

Uebrigens, wenn es gewiß eine der staunenswerthesten Betrachtungen ist, im tiefen Sinnen zu verfolgen, wie durch die sonderbaren Verschränkungen des Lebens der Menschheit hindurch, schon im gewöhnlichen Gange, eine einzelne

[1] In neuerer Zeit aber noch weit schärfer und klarer in meinem Buche: „Psyche, zur Entwicklungsgeschichte der Seele.“ Pforzheim, 1846.

menſchliche Seele fort und fort ihrer weitern Entwicklung entgegenringt, ſo ſteigert ſich das Bedeutungsvolle dieſer Betrachtung noch, wenn wir gewahr werden, wie hie und da eine Monas die Hemmniſſe ihrer Entwicklung auf ungewöhnliche Weiſe überwältigt und wie z. B. im Falle dieſer Bäuerin, zum Zweck ihrer eigenen Rettung, für eine gewiſſe Zeit ſich gedrängt fühlt, tiefer in allgemeines Naturleben einzutauchen, damit durch ein ſolches engeres Vereinleben mit dem Allgemeinen ihre Kraft vermehrt und dadurch ein erfolgreicheres Fortſchreiten zu höherm Ziele möglich werde. — Wollen Sie einmal aufmerkſam erwägen, welches Geheimniß Göthe in die Entwicklungsgeſchichte des Homunculus im zweiten Theile des Fauſt eingehüllt hat, ſo werden ſich Ihnen in dieſen tiefſinnigſten Viſionen manche wichtige Wahrnehmungen über dergleichen ergeben!

Doch dies Alles ſind Materien, welche durch Folianten nicht erſchöpft werden. Möge Ihnen für eine briefliche Bemerkung das Obige nicht ſchon zu viel ſein!

Ob Reinheit des Tons in der Muſik übertrieben werden könne?

Nach dem Spiel der Knaben Eichhorn. Im Jahr 1834.

Es iſt eine wunderbare Sache um die Bildung eines reinen Tons! Streng genommen laſſen ſich die Anforderungen nach Reinheit des Tons in's Unendliche ſteigern — es gilt hier die unendliche Annäherung an das Ideal von Reinheit eines Tons, welche, wäre ſie erreicht, zuletzt kaum mehr als hörbarer Ton erſcheinen würde. So etwa iſt eine Linie, welche mathematiſch genommen gar keine Dimenſion der Breite haben ſollte, immer feiner, immer ſchmaler gezogen, allerdings um ſo vollkommenere Linie, und doch, würde endlich die Dimenſion der Breite ganz verſchwinden, ſo würde keine Linie mehr ſichtbar bleiben. Eben ſo läßt ſich über die Reinheit der Farben mannichfaltige Betrachtung anſtellen: das herrlichſte Himmelblau iſt, wenn wir genau vergleichen, immer bald mit einem Schimmer entweder in's Violett oder in's Grüne begabt, und es fragt ſich, ob wir ein ganz reines Blau als Farbe denken können? und ob nicht Alles, was wir blau nennen, bald grünliches, bald violettes Blau ſei? So ſehen wir denn abermals den ächt menſchlichen Standpunkt auf eine gewiſſe ſchöne, nirgends ſcharf begrenzte Mitte geſtellt! — Das Unreine der Farbe wie des Tons iſt widerlich und gemein, das übermäßig Reine beider iſt unſichtbar und unhörbar,

das zwischen beiden Polen in der Mitte liegende Reine, oder wenn wir recht bestimmt sagen sollen relativ Reine, ist das eigentlich menschlich lebendige und erfreuliche. Und so ist es im Sinnlichen wie im Sittlichen: das Unreine als solches ist widerwärtig, das übertrieben Reine verliert sich in asketische Mißhandlung anachoretischer Schwärmer. Daß die alten Griechen jene Mitte, jenes schöne Feld ächt menschlicher eigenthümlicher Wirksamkeit, so bestimmt erkannten und festhielten, das hat in Kunst und Wissenschaft wie im Leben ihnen die unverwüstliche Heiterkeit und Grazie, die Bedeutsamkeit ihrer Schöpfungen und die sichere Gültigkeit ihrer Poesie und Philosophie gegeben, und daß unsre Zeit immer und immer aus dieser heitern Gegenwart heraus will, und wenn sie einerseits sich oft noch im Sumpf der Gemeinheit verliert, auf der andern Seite zu einer unfruchtbaren Höhe einer öden Spekulation, zu einer übersinnlichen Schärfe der Wahrnehmungen, Abgrenzungen und Anforderungen sich hinaufsublimirt, wodurch sie in wüster Ueberspannung zuletzt in Rauch aufgeht, ist die gefährlichste Krankheit unsres Zeitalters, welche in tausend und abertausend Dingen sich bethätigt.

Doch wohin reißt mich selbst die Betrachtung, indem ich von der außerordentlich reinen Tonbildung, wie sie diese Knaben üben, ausgehe, daß ich mich in so weit greifende Reflexionen verliere, fast selbst, wie Hamlet sagt, „von des Gedankens Bläße angekränkelt?“ — Es muß in dieser scharfen Reinheit des Tons, die ich in diesem Falle doch noch mit Vergnügen gehört habe, schon ein Schritt gegen jene spekulative Höhe gegeben sein, daß es auch mich zu Grübeleien dieser Art anregt; — eine andere freiere höhere Kunstleistung würde dafür die poetische Schöpferkraft des Gemüths mehr anregen, als zu bloßen Selbstgesprächen einladen. — Indeß sei auch dies mit Dank empfangen!

Vom eigentlichen Charakter Mozart'scher Musik.

Nach Clemenza di Tito. Den 6. Dezember 1835.

Eine neue Sonne ist mir in diesen dunklen Dezembertagen aufgegangen! Gestern waren es 43 Jahre, daß Mozart's Geist diese Erde verlassen, und heute tritt mir zum ersten Male das Werk entgegen, welches diesen Geist noch beschäftigte, während schon sein Unbewußtes mit der letzten Krankheit rang — es tritt mir entgegen in aller Jugendfrische eines ewig ungetrübten Daseins!

Ist doch ein ächter Genius — wie das große offenbare Geheimniß der Natur selbst — immer neu und bedeutend, so wie er eine neue Seite uns zuwendet. Aber freilich, man muß das Buch *seines* Lebens zu *lesen* verstehen. Ich weiß auch noch die Zeit, wo ich das Buch Mozart'scher Werke wie das Buch der Natur anstaunte, gleich dem Kinde, das sich am Umschlag und den bunten Vignetten eines großen Werkes ergötzt, ohne davon eine Zeile fassen zu können. Fast im gleichen Schritt mit reinerm Verständniß der Natur hat sich auch tieferer Sinn für Musik in mir erschlossen.

Was mich heute in diesem Titus am meisten erfreut hat, *Das* freilich will ich für dies Gedenkbuch nicht in allen Einzelheiten ausgliedern — denn eben, daß es ein Ganzes ist, macht es so bedeutend! — Die große klare

meisterhafte Zeichnung, das gehaltene harmonische Colorit der Instrumentirung, die reiche Mannichfaltigkeit der klarsten Melodien, das läßt sich ja gar nicht sondern, das muß als ein Ganzes empfunden werden, oder es wird gar nicht empfunden. Nein! nur ein paar Bemerkungen, die mir bei alle Dem gekommen sind, möchte ich hier in ihrer ersten Frische niederlegen. Davon ist die eine: Es lebt in Mozart's Seele und seiner Kunstweise wie in allem Höhern und Göttlichen ein unnennbar schönes, das Geringe erhebendes, das Trübe verklärendes, das Schmerzliche beschwichtigendes Princip, — denn, wenn Göthe einmal sagt: „Und das Alter wie die Jugend und der Fehler wie die Tugend nimmt sich gut in Liedern aus!" so findet gerade das in Mozart seine volle Bethätigung. Wie daher im Figaro die leichtfertigste Gesinnung und im Don Juan die verworrenste Leidenschaft sich verklärt hinaufgehoben zeigen in ewig heitere ätherische Regionen, so in diesem Titus das Finstere des Verraths und die Verzweiflung eines in Reue zerrissenen Gewissens. Dasselbe, woraus neuere Componisten eine heftig aufgeregte, mit allen Reizmitteln bis zum Tam-tam ausgestattete Musik gemacht hätten, das führt Mozart hinüber auf das Gebiet des tiefen Seelenlebens, und mit edler Ruhe und immer in großen Gestalten läßt er die Zustände des Gemüths an uns vorüber gehen. Es liegt wahrhaftig etwas recht Sonnenhaftes in dieser Wirkung! Denn ist es nicht auch die Wirkung eines schönen farbigen Sonnenlichtes, Alles zu verklären, was es beleuchtet? Wer war nicht manchmal schon entzückt von der Wirkung eines farbigen Abendsonnenstrahls, wenn er auf einen schlichten Rasenhügel oder ein altes Mauerstück fiel?

Die andere Bemerkung betrifft die tiefe seelische Zeichnung Mozart's! — Ich habe manches Außerordentliche der Art schon in seinen Werken gefunden, aber doch eins überraschte mich diesen Abend wieder ganz neu und wunderbar!

Folgt man nämlich dem Plane des Stücks (welcher übrigens erst durch Mozart's Melodien zu einer organischen Gestaltung gelangt), so ist es am Tage, daß Vitellia und Sextus eine innere Anziehung auf einander ausüben; — Vitellia's Ehrsucht treibt ihr Ziel zwar höher hinauf, aber seelenverwandter steht sie zum Sextus, welcher unwiderstehlich hinwiederum von ihr angezogen wird. Beide bringt ein trübes Gestirn zu widerwärtigen Plänen und Beiden erwächst innere Verzweiflung daraus. Als nun im Sextus, dem Titus gegenüber, das Klagen der Seele über die ihr gewordene Unfreiheit und die daran geknüpften Schmerzen laut wird, da gestaltet sich diese Klage zu jener Melodie, welche Jedem unvergeßlich bleibt, der sie einmal gehört hat:

„Dennoch zürntest du gelinder,
Könnt'st du meine Reue seh'n ꝛc."

Als sodann später die gleichen Klagen in der Seele der einsamen Vitellia laut werden, als tiefe Schmerzen sie durchdringen, da tritt, auch hierin die Verwandtschaft beider Seelen andeutend, nur mit milder Abänderung, dieselbe Melodie hervor in dem unnachahmlichen:

„Menschen, fühl't ihr, was ich leide,
Ach! ihr weinet meiner Schmach ꝛc."

und der Hörer ahnet so unmittelbar, wie in den geheimsten Saiten der verwandten Seelen, auch entfernt von einander, stets dieselben Akkorde widerhallen. Gewiß, hier liegt eine Tiefe geistiger Anschauung, die unsre höchste Bewunderung verdient, und welche zu fühlen, ja zu verstehen, wir uns immerhin Glück wünschen mögen.

Und so bringt uns denn jedes neue aufmerksame Vernehmen von Mozart's Werken auch zu neuen fast unerwarteten Erkenntnissen.

C-moll Symphonie Beethoven's noch einmal.

Gehört am Palmsonntage 1835.

Ich habe früher versucht den musikalischen Grundgedanken dieses Werkes mit menschlichen Zuständen zu vergleichen und die Schilderungen derselben in Worten zu geben; heute habe ich es zum zweiten Male in solcher Vollkommenheit gehört und nun finde ich Beziehungen dieser Art immer noch zu eng. Es ist etwas Eigenes um ein rechtes Musikwerk — gewissermaßen steht es vor dem Geiste durchaus als eigenthümliche organische Welterscheinung, als eine solche, die zwar mit Allem, was uns auf Erden umgiebt, unmittelbar nichts gemein hat, aber doch die Entwicklungsgesetze jedes Organismus theilt und gleich einem solchen auf uns einwirkt. Schwebte nicht heute schon der erste Theil dieser Symphonie wie ein großes in abendlich schönen Farben erleuchtetes breithin schattendes Gewittergewölk heran? Die Wolken wogen wunderbar in einander, Wetterleuchten theilt sie hie und da, und mitunter hört man das Rollen eines fernen Donners; bald aber brach dann dieses Adagio hervor, wie wohl bei beginnender Nacht ein klarfarbiges Mondlicht durch die sich theilenden Wolken bricht. Dies Alles empfunden und erwogen: es bringt uns dann dazu, ein solches Werk mehr als ein Naturwerk zu verehren, als ein Werk, bei welchem man zwar Vieles sich

denken, welches man aber durch keinen Gedanken wahrhaft erschöpfen mag und kann. Eben so ist es ja, wenn ich das Meer vor mir ausgebreitet sehe, oder wenn die Schönheit des Sonnenaufgangs meine Seele rührt, da kann ich zwar vergleichungsweise an vielerlei menschliche Zustände denken, auch an so Manches, was in meinem Innern gewogt hat oder erleuchtet worden ist; aber jene Erscheinungen selbst stehen doch gänzlich auf ihrer eigenen Basis, sie sind Werke eigener Art, in denen es dem schaffenden Weltgeist gefallen hat, gerade auf diese besondere Art sich zu offenbaren. Und so meine ich, ist es denn auch mit dieſem Werke und manchem ihm ähnlichen. Es ist daher hier nicht abgesehen, eine Folge von Begriffen, welche auch durch Worte ausgedrückt werden könnten, in Tönen zu erfassen, es ist nicht darauf abgesehen, eine besondere menschliche Gemüthsstimmung in Melodien auszusprechen, es ist noch weniger die Rede davon, etwa bloß äußere Naturerscheinungen in Tönen zu wiederholen — ein ächtes großes Musikwerk ist selbst allemal etwas durchaus Neues, das der Menschheit durch Offenbarung in einzelnen Kunstseelen hiemit eben so erst aufgegangen ist, wie dem blind Geborenen schon oft die Hand des begabten Arztes ein ihm vorher ganz unbekanntes Etwas — das Licht — aufzuschließen vermocht hat. Daher auch wohl großentheils das schwer zu Fassende eines solchen neuen Ganzen! — aber daher denn auch die Freude daran, wenn erst der Sinn für die inneren organischen Verhältnisse desselben uns wirklich eröffnet ist. Möge denn diese Freude allen Denen kommen, die es mit der Kunst ernsthaft meinen!

Bruchstück einer nicht metrischen Uebersetzung des Dante. [1]

Erster Gesang des Paradieses.

1836.

V. 1. Die Glorie dessen, welcher Alles beweget, sie durchdringet das Weltall und wiederleuchtet in einem Theile mehr und weniger in einem andern.

[1] Wer sich irgend einmal ein tieferes und vollständiges Studium des Dante vorgenommen hat, wird es erfahren haben, daß dieser Geist so eigenthümlich gewaltig ist, daß er Einem durchaus nicht erlaubt, ihm gegenüber ganz passiv sich zu verhalten. So erging es auch mir, als ich vor mehreren Jahren einmal in Mußestunden die Divina Comedia nicht bloß las, sondern studirte. Ich fand mich zuerst angeregt, einen Plan seines Inferno auszuarbeiten, in welchen der ganze Gang des Gedichtes eingetragen ist und welcher — späterhin in Großem lithographirt — an viele Freunde und Kenner des Dichters vertheilt wurde. Außerdem aber sah ich mich denn auch veranlaßt, vielfältig nachzudenken über die zweckmäßigste Form der Uebersetzung seines großen Werkes. Sehr ausgezeichnete Uebertragungen in unsre Sprache lagen mir bereits vor, aber bei allen — selbst bei der, welche den Reim weggelassen hat und sich deßhalb freier bewegen konnte — fand ich, daß es der Zwang des Metrums unmöglich mache, alle die tiefen Gedanken, die höchst concentrirten Aussprüche, die verschlungenen Gleichnisse, mit einem Wort die merkwürdige Fülle der Idee wiederzugeben, welche gerade den ganz besondern Reiz, aber auch die gewaltige Energie dieser Darstellungen allein erklärt. So kam ich denn auf den Gedanken, eine Uebersetzung gleich Luther's Uebersetzung des hohen Liedes müsse hier deßhalb die besonders angemessene sein, weil es doch hier wesentlich darauf ankommt, von

V. 4. Im Himmel, welcher Seines Lichtes mehr empfänget, befand ich mich, und sah Dinge, welche wiederzusagen weder weiß noch vermag, wer von da oben niedersteiget,

V. 7. Dieweil annähernd ihrem Verlangen unsre Einsicht dergestalt sich vertieft, daß dahin zurück Erinnerung nicht mehr reichet.

V. 10. In Wahrheit werde nun, so viel ich des geheiligten Reichs als theuren Schatz meines Geistes bewahren konnte, zum Gegenstand meines Gesanges!

V. 13. O gütiger Apollo! zu letztem Werke schaffe jetzt solcherlei Gefäß deines Werthes aus mir, wie du verlangest, um den geliebten Lorbeer darzureichen.

V. 16. Bis hieher war die eine Höhe des Parnasses mir genügend, doch nun ist's Noth, mit beiden einzutreten auf die noch vorliegende Rennbahn.

V. 19. Kehre denn ein in meine Brust, und hauche so wie dazumalen, da du den Marsyas gezogen aus der Hülle seiner Glieder!

V. 22. O du Gottes-Kraft! mit solcher Macht sei mir hilfreich, daß den Schatten des seligen Reichs ich ganz so offenbaren möge, wie er in meinem Haupte verzeichnet steht!

V. 25. Nahen wirst du mich dann sehen dem dir geliebten Stamme, und wirst mit solchem Laube mich krönen, dessen der Gegenstand würdig machet und du!

V. 28. So seltene Male, Vater, pflückt davon ein

Allem eher als von dieser Gedankenfülle Etwas zu verlieren. Kein Versuch dieser Art war mir bisher bekannt, und so wagte ich selbst diesen Versuch, der mir mindestens gezeigt hat, es sei allerdings auf diese Weise, ja auf diese wohl allein, möglich, allen feinsten Wendungen jenes Dichtergeistes zu folgen. Ich wählte einen Gesang, welcher mit Recht seiner philosophischen Tiefe wegen (zumal in der letzten Rede der Beatrix) hochgerühmt wird und werden muß, nämlich den ersten des Paradieses, und theile ihn hier so mit, wie er damals übertragen wurde. Hoffentlich findet dieser Gedanke einmal von Andern eine vollständige und vollendetere Ausführung.

Cäsar oder Dichter sich zum Triumphe! (o Schuld und Schmach des menschlichen Wollens!)

V. 31. Da es doch Freude erzeugen muß, der heitern delphischen Gottheit — das Penäische Laub, wenn irgend Einer danach dürstet!

V. 34. Geringerm Funken folgt wohl große Flamme! Mit bessern Tönen wird vielleicht nach mir Einer flehen, daß Cirra [1] ihm erwiedre!

V. 37. Herauf aus verschiedenen Gründen steiget den Sterblichen die Leuchte der Welt, aber aus jenem, wo vier Kreise [2] sich einigen in drei Kreuzen

V. 40. Geht sie in besserm Lauf und mit besserm Gestirn verbunden hervor, und mehr nach ihrer Art stimmt und siegelt sie dann das Wachs dieser Welt.

V. 34. Solcher Aufgang war es, aus welchem dort Morgen, hier Abend hervorgegangen, und ganz war jenes Hemisphärium hell und dieses dunkel.

V. 46. Da sah ich Beatrix nach linker Seite gewendet und festblickend zur Sonne; nie heftete so ein Adler dorthin den Blick!

V. 49. Und wie ein zweiter Strahl auszugehen pflegt vom ersten, und wieder zurück, und hinaufwärts gebrochen wird, dem Pilger gleich, der zur Heimath zurück will,

V. 52. Also geschah es, daß ihr Thun, nachdem es durch die Augen in mein Erkennen gegossen worden, das meinige in gleichem Maße erregte; und auf die Sonne heftete ich so die Augen, weit über Das, was sonst in unsrer Macht steht!

V. 55. Ist doch viel dort vergönnt, was hier unsrer

[1] Stadt des Apollo am Parnaß.

[2] Horizont, Ekliptik, Meridian und Aequator zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche.

Kraft versagt ist! — Dank jenem Orte,[1] zum Eigenthum geschaffen dem menschlichen Geschlechte!

V. 58. Nicht viel ertrug ich dieses, doch auch so wenig nicht, daß ich nicht hätte erschauen mögen in ihr ein innerliches Funkensprühen, dem Eisen vergleichbar, wenn glühend es aus dem Ofen hervorgeht.

V. 61. Und plötzlich schien es, daß gekommen sei ein Tag zum andern, als hätte Der, welcher allein es vermag, den Himmel mit einer zweiten Sonne geschmückt.

V. 64. Beatrix aber stand, geheftet ganz die Augen auf jene ewigen Kreise, und ich, von dort oben abgewendet, heftete sie nun auf die ihrigen.

V. 67. Also vertiefte ich mich in ihren Anblick, wie es dem Glaucus geschah, als er das Kraut erkostete, wodurch er im Meere ein Mitgenoß wurde der andern Götter.

V. 70. Verzückung wird durch Worte sich nie verdeutlichen! — Genüge es deßhalb an diesem Gleichniß Dem, dem die Gnade davon Erfahrung aufbewahrt!

V. 73. Ob hier allein ich Das war, was Du, Liebe, die Du den Himmel beherrschest, neu in mir erschaffen hattest,[2] Du weißt es, die Du mit Deinem Lichte mich erhoben!

V. 76. Als nun der Kreis, den Du in Sehnsucht verewigst, mit jenen Harmonien, die Du stimmest und unterscheidest, mich an sich gezogen hatte,

V. 79. Da schien so viel des Himmels mir entbrannt von der Flamme der Sonne, daß niemals wohl Regen oder Strom einen ausgebreitetern See gebildet haben möchten.

V. 82. Mir aber entzündete die Neuheit des Klanges und des mächtigen Lichtes ein solches Sehnen, wie nimmer ich zuvor in solcher Schärfe es gefühlt hatte.

V. 85. Weßhalb nun sie, die mich erschaute, wie ich war, zur Beschwichtigung des erschütterten Gemüthes, noch ehe ich zum Fragen kam, selbst den Mund eröffnete.

[1] Dem irdischen Paradiese.

[2] Die Seele.

V. 88. Und so begann: „Du selbst verdumpfest Dich mit falschem Vorstellen, so daß Du nicht siehst, was Du sehen würdest, möchtest Du jenes abschütteln!

V. 91. Nicht bist auf Erden Du, so wie Du glaubest, sondern ein Blitz, fliehend seine eigenste Heimath, fliegt nicht so wie Du, der zu ihr zurückkehrt!"

V. 94. War nun so vom ersten Irrwahn ich entkleidet durch die kurzen lächelnden Wörtlein, alsbald war von einem Neuen ich umgarnt.

V. 97. Und ich sprach: „Schon ruhe ich befriedigt von großem Staunen; wieder aber verwundre ich mich, wie diese leichten Körper ich überfliegen möge!"

V. 100. Worauf denn sie — nach einem frommen Seufzer — richtete die Augen auf mich, mit Mienen, wie die Mutter sie auf den Sohn wendet, der im Fieberwahnsinn liegt.

V. 103. Und also begann sie: [1] „Der Dinge alles und jedes, sie haben eine Ordnung unter sich, und diese ist die Gestaltung, durch welche das Weltall zum Ebenbilde der Gottheit wird.

V. 106. In ihr erkennen höhere Wesen die Spur jener ewigen Macht und Herrlichkeit, zu deren Endzweck jene Ordnung selbst erschaffen worden.

V. 109. Dieser Ordnung, von welcher ich spreche, beugen sich alle Naturen, je nach verschiedenem Maße, bald näher, bald entfernter ihrem Uranfange,

V. 112. Weßhalb sie denn zu verschiedenen Häfen steuern auf dem großen Meere des Daseins, und eine jegliche zwar mit dem eigenen eingebornen Sehnen, wodurch sie dahin getragen wird.

V. 115. Diese ist es denn, welche das Feuer zum Monde trägt, jene ist die Bewegende im Herzen der Sterb-

[1] Hier folgt eine der außerordentlichsten Stellen — Worte, wie sie selten ein Sterblicher ausgesprochen hat.

lichen, und diese ist es, welche die Erde in sich festigt und einiget.

V. 118. Und nicht bloß die Geschöpfe, welche von der Erkenntniß ausgeschlossen sind, treffen die Pfeile dieses Bogens, sondern auch diejenigen, denen Einsicht und Liebe zu eigen gegeben.

V. 121. Die Vorsehung also, welche in dieser Weise ihre Pfeile versendet, hält in Ruhe durch ihr Licht den einen Himmel, innerhalb dessen jener andere sich bewegt, der in größter Eile sich umrollt,

V. 124. Und eben jetzt, als zu dem für uns erwählten Orte, trägt uns dorthin die Kraft jener Sehne, welche stets zu freudigem Ziele wendet Das, was sie fortschnellt.

V. 127. Wahr ist's, daß, wie eine Form oftmals nicht ganz sich eignen wird dem Willen der Kunst, dieweil dem zu entsprechen der Stoff unzulänglich erscheint,

V. 130. Also trennt wohl jezuweilen von solcher Richtung sich das auch hierin freigegebene Geschöpf, und wendet sich, so getrieben, einer andern Seite zu.

V. 133. Und so, wie Du wohl sehen magst, Feuer aus der Wolke herab fallen, wenn sein ursprüngliches Aufstreben durch ein falsches Gefallen zur Erde gelenkt ist,

V. 136. So sollst Du nun nicht stärker Dich verwundern, wenn anders ich es recht beachte, ob Deines Aufsteigens, als ob des Baches, wenn vom hohen Berge herab zur Tiefe fleußt.

V. 139. Möchte es Dir doch ein Wunder scheinen, wenn frei von Hemmniß Du da unten vermöchtest sitzend zu weilen, gleich wie lebendiges Feuer, wann es fest an der Erde ruhen sollte." —

Und von hier an wendete sie ihr Antlitz wieder dem Himmel zu.

Mendelsohn's Paulus und Beethoven's Symphonie B-dur.

Palmsonntag 1838.

Man erzählt von einem Manne in Antwerpen, der im Stande war, den Ton eines Trinkglases so stark mit eigener Stimme in das Glas hineinzusingen, daß das Glas, alsbald in das heftigste Mitklingen versetzt, zersprang. — Ich habe oft bei der Musik Beethoven's in ihrer Wirkung auf menschliches Gemüth an solche Macht des Tons denken müssen. Und so war es denn auch heute mit jener großen Symphonie!

Zuvor aber jenes wirklich großartig, edel und sinnig gefaßte Werk — der Paulus! — Was ich irgend von dem Besten der Düsseldorfer Malerschule und insbesondere von Bendemann ausgesprochen habe: es sei hier die Morgenröthe einer im schönsten Sinn modernen Kunst, d. h. einer mit Bewußtsein klar und großartig und im edelsten Styl schaffenden Malerei nicht zu verkennen, das muß ich bei diesem Paulus in musikalischer Hinsicht wiederholen. Gewiß, dieses Oratorium ist vielleicht das durchdachteste, consequenteste und aus schönster Seele gereifte Kunstwerk seiner Art, aber es fehlt ihm einerseits die alpenhafte Gewaltigkeit eines Händel'schen

Messias oder Judas Maccabäus, und andererseits ist es doch auch noch nicht so ganz gleichmäßig und in derselben Macht fortschreitend, um dadurch bis an's Ende mit derselben Macht uns festzuhalten.

Aber, ich wiederhole es, ein schöner Weg ist eingeschlagen! — Die neue Zeit steigt in hellem Morgenroth herauf, die Zeit, wo die Kunst, auf tieferer klarerer Erkenntniß der Welt und des Menschen gegründet, in reiner Schönheit wohl eine Blüthe zu entfalten vermöchte, gegen deren hellen Schein, unterstützt durch so viel vorgeschrittene Mittel der Technik, die Kunst der frühern Zeiten als heiterer naiver Jugendversuch einer kindlichen Periode der Menschheit dereinst erscheinen könnte.

Dabei ist es wirklich, als habe durch gleichzeitiges Erblühen dieser Musikschule neben jener Malerschule das Werk eine eigene sinnliche Gegenständlichkeit gewonnen. So sah ich mit dem Seelenauge bei dem prächtigen flötenbegleiteten Duett

„So sind wir nun Botschafter an Christi Statt"

ganz deutlich in heiliger Frühe die wegfrohen beiden Apostel hinausziehen über Feld und Hügel am schlängelnden Strome dahin; dann sah ich bei dem prächtigen Chor der Heiden

„Seid uns gnädig, hohe Götter"

die Schaaren der blumenbekränzten opferbringenden Griechen und Griechinnen, und eben so sah ich bei dem maestuosen Chor der begrüßenden Wächter auf den Zinnen von Zion die beflügelten Schaaren über dem himmlischen Jerusalem mit Posaunen den Zug des herannahenden Bräutigams begrüßen. — Und so habe ich denn in vieler Beziehung auch dem neuen Meister Großes zu danken! — Aber — ich läugne es nicht — höher stieg doch die Erregung noch, als nun die große Symphonie des von uns Geschiedenen begann.

Ist es doch allemal eine besondere Freude, ein Werk aufzufassen, von dem wir uns sagen müssen, es sei wirklich

ein durchaus vollendetes seiner Gattung! Dasselbe, was wir bei einer vollkommen schönen menschlichen Gestalt empfinden, indem wir uns sagen, es könne vielleicht noch mannichfaltig andere gleich in sich vollendet schöne geben, aber diese Form sei in sich so rein, so consequent abgeschlossen, daß jede Umänderung in irgend einem Theile zu einer Verunstaltung werden müßte — eine solche Freude empfindet man bei dieser und so manchen andern Symphonien Beethoven's!

Es war wohl eine wunderbare Seele, die in dieser zuletzt verkümmerten, ja vertaubten Gestalt jenes Mannes über die Erde gezogen ist! — Wenn ein solcher Geist aus seinem Wolkenhimmel hervorgriff, wenn er mit seinen Riesenarmen über die zwischen Eichbäumen und den Spitzen gothischer Dome gezogenen Wetterharfen hineinrauschte, wenn er dann wieder seine Seraphsschwingen entfaltete und Frühlingshauch und Blüthenregen und Mitleidsthränen über die verarmten Menschen herabwehete, dann ging wohl auch in dumpfern Gemüthern eine Ahnung von dem großen Mysterium der Musik auf! Denn so und nur so soll man alle ächte Musik betrachten und benennen! — Denn den Maler preisen wir, wenn er den Wellenzug der Naturformen im Lichte uns nachahmt, und den Bildhauer, wenn er die Schönheit menschlicher Form in Marmor verewigt, aber der Musiker hat keine Welt außer sich die er nachahmt: nur das Wehen seines eigenen Geistes ist es, was ihn durchdringen und seine Schöpfungen bedingen muß, die aber eben deßhalb auch, wie Nichts sonst, mit unmittelbarer Gewalt auf unsre Seele wirken. Welche Fülle von Humor, welch fortstürmendes Leben, welche hervorbrechenden und fortreißenden Tonmassen in dieser Symphonie! Auf das bewegte und in der Bewegung beseligende Allegro, das in den Tiefen unsrer Brust alle Liebe und allen Schmerz öffnende Adagio, dann das neckend-erfrischende Scherzo, bis es in den unaufhaltsam hinbrausen-

den Strom des Preſto übergeht, welches nun mit reißender und doch uns immerfort mit Blüthen überſchüttender Bewegung zum Ende ſich drängt, nichts deſto weniger unſerm Gedächtniß als bleibend und unvergeßlich ſich einprägend! — So wohl ſtürzt ſich von hohen Gebirgen der Cordilleren herab durch blühende Palmenwälder ein ſchäumender Strom, bis er in den blauen Fluthen des für uns endloſen ſtillen Oceans ſich verliert, und läßt dem Reiſenden von dem Zauber ſeines Anblicks eine Erinnerung zurück, die ihn noch in ſpäten Jahren beglückt, wenn er im Frieden der Heimath jenes Zauberbild ſich zurückruft.

Nach Beethoven's Trio B-dur.

Im November 1838.

Es ist wunderbar, was Alles ein ächtes Musikwerk in der Seele loslöst, was für Bilder auftauchen, was für Gedanken sich erzeugen! — Es war heute eine tiefe Verstimmung in mir — ich konnte wenig thun; die trübe Luft, der nasse Schnee, Alles wirkte lähmend und drückend — da kam ich zu diesem Trio. Vorher ging ein Quatuor von Haydn — eine gute Einleitung — der treue gute einfache Mann, wie er sich so freudig mittheilt! — und in dem Adagio schießen plötzlich hohe leuchtende Gedanken hervor, seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorauseilend. — Dann aber wieder dieser Beethoven! Mit jedem Satze seiner Musik wurde mir wohler und frischer, und wie Wolken vor der Sonne verzog sich die nächtliche Stimmung. Es fiel mir bei ihm ein: ist nicht der Mensch eigentlich ein Cherub mit drei Flügelpaaren, die untern kurz, schwerfällig, den Cherub nur flach über der Erde hin und kurze Strecken weit zu tragen geschickt, die obern immer größer, mächtiger, zu immer höherm und weiterm und schönerm Fluge geeignet! Bei den meisten Menschen schwingen bloß die untersten Flügel, die obern sind ungebraucht, gelähmt, und zuletzt durch nicht gebraucht sein verkümmert. Auch hier nun wird anfänglich nur ein und

das andere Flügelpaar entfaltet, endlich aber und mit einem Male auch die größern Adlerflügel: rauschend gehen sie von einander und nun geht unaufhaltsam der Flug zur Sonne! Es ist ein heilendes und belebendes Princip in dieser Musik!

Verwerfliche Wirkung der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter unsrer Zeit. [1]

Und das Gewässer nahm überhand und wuchs so sehr auf Erden, daß alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden.

Genesis 7, 19.

Wer mit scharfem Blicke der menschlichen Entwicklung folgt, erkennt bald, daß all ihr Bestreben nur darauf gerichtet sein soll, den göttlichen Funken, welcher in jede menschliche Brust geworfen ist, zur möglichst hellen, freudigen, heiligen Flamme zu erwecken; er erkennt aber auch, wie diesem Bestreben überall eine Menge von Hindernissen sich entgegenwirft, wie rastlos die alte Nacht ihre Nebel ausbreitet, um das heilbringende Licht zu dämpfen und zu tilgen, und wie dennoch der Mensch gar wohl alle Ursache hat, sich tüchtig zusammenzunehmen, damit er sich nicht irre machen lasse auf seinem Wege zur wahren innern Veredlung und damit zum wahren allein haltbaren Glück.

Bedenken wir dies, so möchte es ja wohl der Mühe verlohnen, einmal näher in's Auge zu fassen, was es denn

[1] Dieser Aufsatz, geschrieben 1821, wurde 1822 in dem Taschenbuche Minerva ohne Namen abgedruckt. Ein Vierteljahrhundert hat das Uebel, gegen welches er streitet, eher vermehrt als gemindert, und so erscheine er dann hier, in manchen Theilen umgeändert, noch einmal, um gegen jene Unbilden zu kämpfen.

eigentlich sei, wodurch der Mensch auf diesem ihm von Gott vorgezeichneten Wege so oft aufgehalten werde und was es hinwiederum sei, wodurch er in diesem Entwicklungsgange in Wahrheit gefördert werden könne. Einige dergleichen Betrachtungen denn hier unsern Mitbürgern vorzulegen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

„Des Menschen Thätigkeit mag allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich gleich die unbedingte Ruh'!"

sagt Göthe im Faust und schlägt damit das Grundthema zur ersten Reihe dieser Betrachtungen an. — Vergebens rufen die Weisen aller Zeiten den Menschen zur Wachsamkeit, Rüstigkeit und Thatkraft auf, vergebens ruft ein weiser König:

„Du willst ein wenig schlafen und ein wenig schlummern und ein wenig die Hände zusammenthun, daß du ruhest; aber es wird dir deine Armuth kommen wie ein Wanderer, und dein Mangel wie ein gewappneter Mann."

vergebens ein prophetischer Dichter:

— — che seggendo in piuma
in fama non si vien, nè sotto coltre:
senza la qual chi sua vita consuma,
cotál vestigio in terra di se lascia,
qual fummo in aere, ed in acqua la schiuma.

Der Mensch liebt nichts desto weniger die unbedingte Ruhe, und spannt er seine Kräfte an, rührt er sich einmal wirklich, so ist es mehr um zeitlichen Gewinn, und das Ziel aller Arbeit ist oft wieder nur der Hintergrund eines sorglosen, schläfrigen, hindämmernden Lebens. Was nun aber dieser Trägheit schmeichelt, was ihn in behaglichen Schlummer einsummt, daß er „seines Nichts durchbohrendes Gefühl" verschlafe, das thut ihm wohl, das läßt er gern an sich heran, alles Muthige, Auffordernde, Anregende möglichst ablehnend.

Was aber kann dann Eintagsmenschen dieser Art willkommener sein als die Flut von schlaffen geistarmen Blättern, wie sie nassen Schneeflocken ähnlich sich jetzt an alle

Fenster heften? Das ist solch Zuckerwerk, wonach die Hand des unverständigen Kindes am liebsten verlangt und immer ruft das Volk diesen Schreibern zu:

„Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du Schmeicheln."

Und so zerbröckeln denn die gefälligen Schreiber immer sorgfältiger, so überzuckern sie immer mehr diese fade Speise, deren Aufnahme so mühelos als ihr Ergebniß kraftlos bleibt.

Wir sehen dann, daß Tausende von Menschen so Zeit versplittern und Geist und Herz erschlaffen, und wer wohl noch eine ruhige Stunde an ein ernstes, geistig schönes Werk verwenden könnte, dem schwemmt der Journalträger durch eine frische Ladung seiner Waare gern den guten Vorsatz sogleich aus der Seele weg.

Doch lassen wir diesen Unfug für jetzt einmal bei Seite, wir wissen auch recht gut, daß die Ueberschwemmung mit faden Tagesblättern uns nicht das Auge verschließen darf gegen wahrhaft angemessene Zeitschriften, Schriften, in denen die Neuigkeiten der Wissenschaft, des Lebens und der Kunst sich auf rechte und tüchtige Weise verbreiten können, ja wir wissen auch, daß selbst jene hier gemeinten Zeitschriften, welche nur darum so genannt werden sollten, weil sie Zeit *verderben*, immer nur *eins* von den tausenderlei Hindernissen abgeben, welche in das Triebwerk einer rüstig fortschreitenden menschlichen Entwicklung störend eingreifen. Wenden wir dagegen fürerst den Blick nach aufwärts zu den Gestirnen, welche das verschlagene Fahrzeug zum Hafen der vollen Genüge eines seligen Lebens führen können, und finden wir dann, daß gerade die dicke Nachtwolke so flacher Literatur eine wesentliche und für Viele undurchdringliche Bedeckung der wahren Leitsterne abgiebt, so wird unser Urtheil doppelt gerechtfertigt erscheinen.

Wir lesen aber in einem Altmeister folgendes bedeutende Wort:

Sprich, wie du dich immer und immer erneust?
„Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend,
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend."

Und es braucht wahrlich keiner Zergliederung dieser Worte, um von ihrer Wahrhaftigkeit durchdrungen zu werden. Der Mensch, gemacht, nicht nur ein Spiegel seiner Umgebungen zu sein, sondern fortwährend durch seine Außenwelt erregt und bestimmt, muß gewissermaßen selbst Farbe von ihr annehmen; und wie es nicht fehlen kann, daß ihn eine große Naturumgebung, ein Umgang mit großdenkenden, tüchtigen, einsichtsvollen Menschen heranheben, entwickeln, zur Vollendung führen muß, so geht selbst eine reichbegabte menschliche Natur im Kreise fader, unwissender, nur augenblicklichem Reiz nachstrebender Leute allmählig zu Grunde. „Ein Messer wetzt das andere und ein Mann den andern" ist ein morgenländischer Spruch, der mehr Weisheit enthält als manches dickleibige Buch über Erziehung. Leider kann nun nicht Jeder, dem auch wohl Empfänglichkeit inwohnt, sich des lebendigen Umganges mit großen und durchaus tüchtigen Menschen erfreuen, dafür aber stehen ihm die Werke der Besten aller Zeiten offen. Was großartig, wahr und schön von einem Homer, Plato oder Sophokles, von einem Herodot, Aristoteles oder Euripides gedacht und geschrieben wurde, was Männliches und Ernstes Tacitus oder Livius aufgezeichnet haben, was die heiligen Schriften Erhabenes darbieten, was indische und persische Dichter und Weise gelehrt, was der erleuchtete Dante mit Adlerauge erfaßt, was Petrarka empfunden, was der tiefe Kenner des menschlichen Gemüthes, Shakespeare, scharf hingestellt, was aus so viel altdeutschen Gesängen wie aus denen eines Gottfr. v. Straßburg, Walther von der Vogelweide und aus den Nibelungen Großes und Schönes hervorklingt, das ist jetzt allgemein zugänglich geworden, das leuchtet mit Macht in

das alltägliche Treiben hinein, Jedem, der es begehrt, Erquickung und Stärkung verheißend und gewährend. Aber, Dank sei dem Himmel! wir brauchen nicht einmal in so ferne Zeiten zu blicken, wenn wir nach Werken fragen, deren urgeistiges Leben geistiges Leben entzünden und menschliche Entwicklung fördern muß: die Literatur unsers eigenen Volks zeigt eine Masse von Lichtpunkten, die nur erkannt und festgehalten sein wollen, um ihren belebenden Einfluß zu äußern.

Nun aber frage ich die große Mehrzahl meiner Leser: wer von euch eilt denn in Wahrheit in ruhigen Stunden zu den Schriften eines Herder, Lessing, eines Hamann, eines Johannes Müller, eines Friedrich Jacobi, eines Winkelmann und eines Lichtenberg? Wer nährt seinen Geist im Umgang mit diesen Geistern? Wem sind nur von unsern bekanntesten Heroen, von Schiller und namentlich von Göthe, alle Schriften so bekannt, wie ein Classiker seinem Volke es sein soll? Ja, wie Wenige verhältnißmäßig sind es, welche den neuern, Lebensweisheit und Lebenserfahrung reichlich haltenden Arbeiten eines Tieck, oder den Gedanken eines A. v. Humboldt, eines Fr. v. Raumer und ähnlicher Männer öfters ihre Seele rein und ausdauernd zuwendeten?

Nicht einmal den Männern der Wissenschaft ist die Erkenntniß allgemein aufgegangen, daß, um in irgend einem Zweige thätigen oder forschenden Lebens etwas Tüchtiges, etwas Vollkommenes zu leisten, der Mensch zunächst als Mensch etwas sein müsse, und auch von ihnen treten darum Wenige aus dem engen Kreise staubiger Stubengelehrsamkeit heraus in die Alpenluft urgeistiger höherer Gemeinschaft. Zwar fordert man von dem Wissenschaftlichen noch immer Kenntniß der Alten; aber wie oft ist das nur Kenntniß des todten Buchstabens und nicht ihres Sinnes! In England liest man in den Collegien die Classiker des Alterthums noch mehr in der Weise, daß der Geist ihrer Darstellung im Allgemeinen erfaßt werde, daß ihr

urkräftiges Behagen die Seele des Jünglings wahrhaft befruchten kann, und die Wirkung hievon auf den Charakter des Volks bleibt nicht aus; anstatt daß bei uns immer noch großentheils der Classiker in Stücken zerpflückt wird und die Jugend oft keine Idee von der Herrlichkeit seines Gesammtbaues erhält.

Doch genug hievon! Wenden wir uns jetzt einmal zu den Ursachen, welche das Eingehen einer classischen Literatur in die Mehrheit des Volks hindern, welche machen, daß man so oft das Schlechte dem Guten vorzieht, ja daß man sich wohl mit fadester, ungesundester Speise den Magen überladet und eine durchaus gesunde, kräftige Nahrung verschmäht.

Eine wahrhaft elende Seite der menschlichen Natur müssen wir leider hier zuerst vorkehren, d. i. die Scheu vor dem Tüchtigen und Rechten.

„Willst du besser sein als wir, guter Freund, so wandre!"

läßt Göthe eine solche gemeine Natur sehr charakteristisch sagen.

Es giebt eine Masse von Leuten, die sich immer wo möglich mit Schwächern und Unwissendern verbinden, um ihrer eigenen Dürftigkeit ein gewisses Relief zu geben, und die sich gleich gedrückt fühlen, wenn sie mit Stärkern und Kenntnißvollern in Berührung kommen; da hingegen ein strebender Mensch eilt, sich an Bessere und Wissendere, als er selbst ist, anzuschließen, theils weil ihm die Erkenntniß einer solchen Natur an und für sich Freude gewähren muß, und theils weil er dadurch sich selbst immer gefördert finden wird. Nicht genug aber, daß ein solcher elender Widerwille Menschen dieser Art von Größern und Bessern im Leben zurückscheucht, selbst der Ausdruck der Sinnesweise höherer Naturen, wie er in ihren Werken lebt, wird ihnen zuletzt unbequem und verhaßt. Für Menschen dieser Art ist daher die ordinäre Literatur der Unterhaltungsblätter eine wahre Festtagsmahlzeit, sie sind hier entweder unter

ihres Gleichen oder fühlen sich wohl gar häufig über solchen Produkten; hier ist es, wo sie oft selbst den Richter machen können, wo sie im Stande sind, Fehler nachzuweisen, ja zuweilen erheben sie sich wohl gar zu dem stolzen Gefühl, daß sie Dies oder Jenes besser zu machen im Stande wären. Freilich, so gut wird es ihnen nun nicht werden, wenn sie in Lessing oder Herder lesen, oder wenn sie aus einem wissenschaftlichen Werke sich in der Kenntniß der Natur und der Menschen vervollkommnen. Schon hierin also erkennen wir einen Hauptgrund Dessen, weßhalb Schlechtes immer bei ihnen den Vorzug vor dem Guten haben wird. Und doch, bedenket einmal recht das Elende dieser Denkweise, das Unwürdige, das Verderbliche derselben! Gebt einem bessern Sinne Raum, werft die elende Nahrung weg und wendet euch zur bessern.

Der Verein der Besten aller Zeiten, die wahre unsichtbare Loge höherer Naturen, ruft euch zu:

„Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen,
So oft du kommst, du sollst willkommen sein!“

Eine andere Zahnlücke dieses Zeitalters, wodurch einer schwächlichen Leserei Thor und Thür geöffnet wird, liegt in der größtentheils noch zu flachen und luxuriösen Erziehung der höhern Klassen der Gesellschaft. Wer schon im Beginn seiner Entwicklung sich verzärtelt und geschmeichelt findet, wem die ernstere Kost strengen und tüchtigen Lernens nur unvollkommen gereicht wird, und wer nicht zeitig geübt ist, sich selbst zu concentriren und zu bezwingen, dem ist späterhin kaum möglich, zu einem gründlichen Studium eines wissenschaftlichen oder auch schöngeistigen Werkes sich zu erheben, und nächst der oberflächlichsten Literatur von Romanen und Novellen werden die Feuilletons der Zeitungen und wird die Flut der Unterhaltungsblätter zuletzt das Einzige, womit als Lektüre die von Vergnügungen erübrigte Zeit übel genug erfüllt bleibt.

Lasse man uns nun aber noch etwas schärfer die Pa-

rallele zwischen körperlicher und geistiger Nahrung ziehen und alsbald werden wir erkennen, wie jene Blätterliteratur so leicht die eigentliche Brutstätte wird, in welcher Halbheit, Schwächlichkeit und Unstätigkeit so Vieler unabsehlich wuchern muß. Ist es nämlich gewiß, daß, wenn Gesundheit und Kraft des Leibes erhalten werden sollen, die beste Anlage nicht ausreicht, daß vielmehr eine gesunde Luft, eine tüchtige Uebung der Körperkräfte, eine hinreichende und kräftige Nahrung nothwendige Bedingungen einer wünschenswerthen leiblichen Existenz sind, so lassen sich ganz gleiche Grundsätze auch über Erhaltung der geistigen Gesundheit aufstellen. Wie ein Körper als absolut Einzelnes undenkbar wäre, wie sein Dasein nur erklärlich wird durch die Gesammtheit der Natur, in deren Existenz erst die Bedingung der seinigen mit gegeben wurde: so ist ein einzelnes geistiges Wesen abgetrennt von der Wechselwirkung mit allen andern gedacht ein Unding. Der Mensch als Geist entwickelt sich nur durch Vereinleben mit andern Geistern, er braucht geistige Nahrung, wie der Leib leibliche; er muß sie haben, oder er verkümmert. Wer hätte es nicht erfahren, wenn er auf sein eigenes Leben zurückblickt, wenn er bedenkt, was ihn selbst vorwärts gebracht, was ihn gekräftigt, erhoben hat, daß es die Einstrahlungen von geistigem Leben verwandter Naturen waren, welche hiebei immer die ersten Stellen einnahmen? Daß nun aber eine solche Einstrahlung ihre Wirkungen entwickeln könne, dazu ist Feststellung eines gewissen stätigen bleibenden Rapports eine unerläßliche Bedingung. Das Gegeneinanderneigen zweier verwandten Geister ist ein geheimnißvoller, wundersamer Vorgang, der nicht ohne ruhige Hingebung und besondere Weihe Statt haben kann. Können wir doch nicht einmal eine gewisse Naturform oder Naturthätigkeit anders verstehen lernen und gründlich erkennen, als durch ruhiges, anhaltendes darauf Hinwenden voller Anschauungskraft, wie viel weniger wird ohne solches Fixiren tieferer Wahrneh-

mung das Verstehen einer andern Individualität möglich sein, welches Verstehen doch erste Bedingung ist der Assimilation, der eigentlichen geistigen Durchdringung und Ernährung. Das eine gewisse Zeit hindurch fortgesetzte Concentriren in einer gewissen Richtung auf eine gewisse geistige Individualität ist also unumgängliche Bedingung, wenn das Lesen eines bedeutenden Werkes einen wahrhaft erregenden und kräftigenden Einfluß auf unser Leben gewinnen soll! Damit wir aber dieser Concentration fähig werden, ist eine innere Sammlung, eine gewisse Abstraction, ein Festhalten Eines und nur Eines Gegenstandes bis zu seiner Durchdringung unerläßlich, und nur um diesen Preis werden wir in das Mysterium eines fremden geistigen Lebens eindringen. Was aber kann nun in aller Welt einer solchen, zum Heile führenden, freien Selbstbeschränkung mehr entgegenstehen als die stäte Zerstreuung, welche durch das Lesen der hereinflutenden sogenannten Unterhaltungsblätter herbeigeführt werden muß? Hier, wo recht absichtlich dem Menschen aller Halt und alle Stätigkeit entzogen wird, wo das Irrlichteriren der poetischen Flackergeister noch das Beste ist, was irgend gegeben werden könnte, wo wirklich nach des Direktors Rath im Faust „jedes Stück nur in Stücken" gegeben wird, wo meistens die flachste Geistesarmuth ihre Habseligkeiten in einzelnen Brocken zerkrümmelt feil hält: hier wird offenbar Alles gethan, um jene innere Sammlung des Menschen durchaus zu untergraben, um ein unseliges centrifugales Wesen an die Stelle echten centripetalen Strebens zu stellen und den Menschen durch ewiges Zersplittern geistig allmählig zu annihiliren.

Faßt man nun diesen Gesichtspunkt, so erkennt man alsbald, wie in Wahrheit gerade diese Unterhaltungsliteratur jeder höhern Läuterung des Geschmacks und geistigen Veredlung des Volks wirklich als eins der wesentlichsten Hindernisse entgegensteht, und zwar eben, in wie fern sie

das Vertrautwerden mit der bedeutendern eigentlich geistbildenden Literatur unrettbar untergräbt, ja endlich unmöglich macht. Sage man doch ja nicht, ein recht gutes Unterhaltungsblatt werde eben die Aufgabe sich stellen müssen die Blüthen jedes ausgezeichneten Geistes der Masse näher zu bringen und zugänglich zu machen; was wäre denn der Siegeskranz, wenn er dem müßig im Lehnstuhle Ruhenden hingebracht würde? Ein Bündel Lorbeerblätter ohne alle Bedeutung, am besten noch etwa in der Küche gebraucht zu werden. Nein! erworben soll der Lorbeer werden und dann erst ist er bedeutungsvoll und ein köstliches Kleinod. So auch fordern die Schönheiten des Dichters und die Wahrheiten des Weisen, wenn wir sie wirklich uns aneignen sollen, eine gewisse Selbstthätigkeit, ein inniges Bestreben, den Lichtstrahl recht und wahr aufzunehmen. Ganz anders wird auf uns ein Werk einwirken, zu dessen Studium wir uns gesammelt haben, dem wir uns hingeben, dessen Gang wir gefolgt sind: hier tritt uns der Verfasser näher, er wirkt mit seiner geistigen Individualität auf uns ein. Mancher Mensch wird seine geistige Wiedergeburt von dem elektrischen Schlage bestimmt datiren können, der aus einem würdigen Werke auf solche Weise erfaßt in ihn einströmt. Was ist nun gegen solche Wirkung im Ganzen die flüchtige Reizung durch eine ausgehobene Stelle, ein aus dem Zusammenhange gerissenes Fragment?

Aber genug dieser Gründe, welche von Beziehung auf edlere Kunstliteratur entlehnt das Verwerfliche jener dürren Blätter darthun. Blicken wir jetzt auch nach andern Seiten — wohin wir nur sehen, kommt uns Veranlassung zum Unwillen über diese Verirrung unsrer Zeit entgegen.

Was mehr als das Unwesen dieser Tageblätter und Almanache, welche letztere die erstern nur in so fern übertreffen, als sie doch wenigstens im Jahr nur Einmal erscheinen, ist der Grund der lauen Aufnahme größerer wissenschaftlicher Werke? Wie häufig sah man sonst, daß der

Gebildete und Wohlhabende die Anlegung einer gut geordneten Bibliothek als etwas Unentbehrliches betrachtete; bedeutende wissenschaftliche Werke, selbst weniger vom Besitzer gebraucht, ja gekannt, durften nicht fehlen, und abgesehen davon, daß eine solche Sammlung doch oft unverhofft ihre guten Früchte trug, vermehrte es auch den Absatz gelehrter Werke, ermunterte den Buchhandel zum Verlag wissenschaftlicher Arbeiten und wirkte so mittelbar zum Emporbringen einer geistige Bildung auf ernstere Weise fördernden Literatur. Noch jetzt verdankt England, wo dieser Brauch besteht, ihm zum Theil den Flor seines Bücherverkehrs und die Aufmunterung seiner Gelehrten. Dagegen bei uns, welche Summen verschlingen die Unternehmungen der Unterhaltungsblätter und Taschenbücher, wie selten mag man sich verhältnißmäßig für das würdige Erscheinen eines wissenschaftlichen Werkes interessiren, und wie rasch schreitet so die Erniedrigung unsrer Literatur auch in dieser Beziehung durch jenes Unwesen vorwärts!

Doch wahrhaftig, ich werde es müde, Gründe gegen einen Feind aufzuhäufen, der, wenn er nicht von der Thorheit der Zeit gefüttert und gepflegt würde, längst an der eigenen Kränklichkeit verkümmert und verstorben wäre. Ja es kommt mir zuweilen vor, als hätten wir auf unsrer Hut zu sein, daß es uns nicht gehe wie dem Zauberlehrling in Göthe's Lied, der, nachdem er den verwandelten, Wasser herbeischleppenden Besen in zwei Stücke zerhauen hat, leider sehen muß, wie jedes Stück ein neuer Wasserträger (und kein Cherubinischer) wird. Eine Besorgniß der Art mag auch wirklich um so weniger ungegründet sein, da das stäte Vermehren dieser Blätter auf eine wahre Polypennatur deutet — Thiere, die man bekanntlich zerschneiden oder zerquetschen kann, wie man will, und wo nichts desto weniger jedes Theilchen wieder zum ganzen Polypen wird. Laßt uns also zum Schluß diesen Wasserträgern nur noch die Worte des Meisters zurufen:

„In die Ecke! —
Besen, Besen
Sei's gewesen!“

Und möge denn also zur rechten Zeit auch von diesem eigentlichen Ueberfluß eine erwachende bessere Richtung des Geschmacks uns erlösen.

Gluck's Armide, dargestellt von der Schröder-Devrient.

8. März 1843.

Ein Außerordentliches habe ich heute erlebt! Wunderbar, groß, einer Erscheinung aus altgriechischer Zeit vergleichbar, schritt Armide an mir vorüber.

Dies Bild greift tief in meinen Busen — reine große Gemüthszustände, verliebter Haß und hassende Liebe, Stolz, Ruhmesgier und Entsagung, und ihr gegenüber die ganze Kraft der unbedingt sich hingebenden Liebe — das sind die Elemente, aus denen dieses außerordentliche Werk gewoben ist.

Ja, es ist ein Ereigniß in meinem Leben und ein großes, daß mir in der Gestalt dieser Künstlerin die Gestalt des Alterthums, die ganze hohe plastische Kraft der Schönheit, wie wir sie an den Frauengestalten am Giebelfelde des Parthenon bewundern, zu lebendiger Anschauung gekommen ist. Das seltsam Meduſenhafte, was mir auf herkulanischen Wandgemälden an so manchen weiblichen Gestalten entgegentrat — im fünften Akt, im Wahnsinn der verlassenen Armide, heut' habe ich es gesehen.

Und diese Tonwelt, dieser um eine einfache Folge von Gemüthszuständen sich breitende große historische Styl der Musik, gleicht er nicht in Wahrheit dem faltenreichen Mantel um die weiche menschliche Gestalt gebreitet!

Ich habe etwas Aehnliches noch nie gehört — Gluck ist für mich erst jetzt geboren! Früher kannte ich nur Iphigenie und so ist mir darin dieser wunderbare Geist nie enthüllt worden.

Gluck selbst wurde mir als etwas derber Oberpfälzer geschildert. — Seltsam! — Tiefer als bei andern Künsten liegt wohl in dem Musiker die lebendige zarte schaffende Seele verborgen und eine derbe Natur kann sie oft von Außen wahrhaft verdecken, oft auch vielleicht ihm selbst das „Erkenne dich selbst" hindern. Die Schöpfung, welche ich heute Abend gehört hatte, deutet auf eine außerordentliche Tiefe des Innern. Quälend ist es einigermaßen zu empfinden, wie an der Menge ein so Mächtiges großentheils unerkannt vorübergeht. Bei alle Dem fühlt man, daß es der Menschheit für jede Zeit unverloren sein und bleiben wird — es gehört durchaus zu den großen zeitlosen Erscheinungen der Kunstwelt. Nach Schöpfungen dieser Art mißt sich der Pulsschlag des innern ästhetischen Lebens der Völker.

Mendelsohn's Paulus noch einmal.

Palmsonntag 1843.

Ich las wieder durch, was vor 5 Jahren ich schrieb, nachdem ich denselben Paulus und eine andere Symphonie als jenes Mal gehört hatte. Ich konnte das Urtheil über den Paulus von damals nur wiederholen. Das Lyrisch-tiefgefühlte vortrefflich! das groß Historische fehlend! Aber merkwürdig jedenfalls, diesmal von Mendelsohn selbst das Werk dirigirt zu hören und auch zu sehen! — Die Erscheinung, ein Werk dieser Art von dem wirklich hochbegabten Autor und Musiker selbst geleitet zu erfahren, war mir neu und wichtig. Auch in dieser seiner Führung der (im schönern Sinn) sentimentale und zarte Sinn vorherrschend! Es muß ein eigenes Glück darin liegen, wenn ein so durchgebildeter Geist auf den großen Wogen eines solchen Meeres von Tönen sich wiegen, ja zugleich diese Wogen beherrschen oder sogar schaffen kann. Die Geschichte vom Schwan, als Sinnbild des Gesanges, könnte am Ende auch hierin ihre Anwendung finden. Ich bin mit Vergnügen den eigenen weichen empfundenen Gesten und Blicken dieses Meisters gefolgt! Daß die Aufführung selbst auch noch mehr wirken mußte bei dieser Leitung, war ohnehin klar.

Eine andere Symphonie hätte man heute wohl zum Nachsatz wählen sollen — diese war zu frühlingsgrün und

lerchenartig, eigentlich eine rechte Palmensonntag-Musik. Es ist übrigens mir doch auch mit dieser weniger tiefsinnigen Symphonie eigen gegangen! Was ich die langen Gedanken in der Musik nenne, dieses eigene tiefe Fortdenken eines Gedankens — es erscheint mir immer recht eigentlich als das Dokument jedes höhern Genius, und diese leuchteten mir sogleich wieder entgegen, als ich mich in den Wogen dieser Symphonie fortschwimmen ließ. — Auch aus einer Klaue ist der Löwe erkennbar! Nun immer wieder Heil ihm! Ihm, den in Noten Begrabenen, immerfort Auferstehenden, immer wieder Beigesetzten, immer neu Erklingenden und immer wieder Verschwingenden, immer anders Erstehenden, nie ganz zu Erfassenden, unendlich vielfach zu Deutenden, so nie Wiederkehrenden, eine eigene Seite der Menschheit Verklärenden — kurz, ich möchte von Beethoven sagen, was im Divan von der Suleika gesagt wird:

„Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name noch für dich!"

Ostermorgen.

1845.

Sich Erneuen, Auferstehen, Wiedergeborenwerden ist die Bedeutung des Osterfestes, und kaum habe ich diese Bedeutung noch so in mir anklingend gefunden als heute. Gehen doch seltsame Umschwingungen im tiefsten Innern unsers Lebens vor. Jeder erlebt in sich — wenn er überhaupt lebt — eine Weltgeschichte mit all ihren Kämpfen, Revolutionen, Entthronungen und Krönungsfesten, und eben darum werden ihm auch Epochen fühlbar — er fühlt, obwohl Alles ein Strom, doch gewisse Abtheilungen und ganz eigentliche Erneuungen, und solche sind dann die wahren Ostern des Lebens. — Wie wunderbar quälen den Menschen oft Lagen und Stimmungen, welche, ihres innern Saftes und Gemüthes beraubt, scheinlebendig sich doch noch lange fortschleppen und eigen belästigend den ächten freien Lebensmuth hindern; endlich fühlt die Seele:

„Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt verjüngt der Rose in den Schoos."

Dergleichen ist auch nicht etwa bloß im äußerlichen Leben und im Verhältniß zu Andern geltend; es geht dergleichen vor in Wissenschaft und Kunst und Allem was die Seele bewegt. — Wohl Dem, den ein gnädiges Walten des Ewigen zu immer Höherm und Schönern weiter geleitet — im Einen und Echten aber erhält und bewahrt!

Vom Ende Beethoven's.

Nach seiner neunten Symphonie. Palmsonntag 1846.

Daß der durch alle Weltkörpersysteme gehende Rhythmus des Steigens und Fallens auch durch menschliches Leben und menschliche Kunst gehen muß, ist so nothwendig als einfach und ganz unerläßlich, und wenn man des Ewigen gedenkt, was hinter all diesem Steigen und Fallen unverrückt feststeht, so hat es auch eigentlich nichts Furchtbares und Schmerzliches; und doch! dem Menschen macht es immer wieder einen erschütternden Eindruck, jenes nothwendige Fallen auf das schöne und allmählige Steigen folgen zu sehen.

So fühle ich heute Abend mich eigen schmerzlich bewegt von diesem eben gehörten Werk eines der außerordentlichsten Musiker.

Alle Kunst hat in der Menschheit den Gang genommen, von dem unschuldigen und unbeholfenen kindlichen Anfange sich endlich hinaufzuheben zu der reinen Schönheit, zu der gesunden Vollendung und echten Befriedigung des nach göttlichem Schaffen strebenden Geistes. So entstand aus den tastenden Anfängen volksthümlicher Kitharöden der göttliche Homeros, so gingen aus den tempelweihenden Bachusfesten die Tragödien des Aeschylos und Sophokles hervor, so wuchs aus Giotto, Cimabue und Perugino der einzige Raphael heraus, und so entwickelte

sich die Höhe von Gluck und Mozart aus halb steifen, halb unbedeutenden Anfängen. Aber es ist kein Halt im Gange der Menschheit! Nicht tritt Ruhe und festes Beharren hervor, wenn ein Staat auf seiner Höhe angekommen ist, und eben so wenig verharrt die Kunst auf der reinen Mitte, wenn sie sie einmal erreicht hat. Die Nothwendigkeit stäter Bewegung reißt die Menschheit immer wieder über das Ziel hinaus! Nicht aber darf behauptet werden eine solche Nothwendigkeit für den einzelnen Geist! Dieser, einmal aus der stäten Flucht zwischen Vergangenheit und Zukunft befreit, kann zu einer wahrhaften Gegenwart, zu einem festen Verharren in dem ihm Gemäßen gelangen und wird nur als solcher mit Sicherheit wachsen und immer fester und mächtiger werden. Aber ganz gesichert ist auch er nicht, sonderbare Fäden können ihn umspinnen, die Nacht der Verirrung, der Krankheit kann ihn erfassen, und da, wo eigentlich ein stätes Fortbilden gefordert war, kann ein Sinken, mindestens eine Zerwürfniß veranlaßt werden.

So ist es dem mächtigen Genius eines Beethoven ergangen. Wer ihn in seinen spätern Jahren, beraubt schon lange des Gehörs, gesehen hat, Ihn, tief in sich gekehrt, schroff, halb verwildert, wunderlich, — der sagt aus, wie sehr dies Bild abgewichen sei von Dem, was man sich von Klarheit, Frieden, reiner innerer Schönheit wohl denken darf als Das einer in hohen Jahren zur Erkenntniß der Weisheit gelangten Seele. Auch dann aber ruhte nicht in ihm der heftige Produktionstrieb, und unter vielen andern mag wohl diese Symphonie das mächtigste und in sich ausgeführteste durchgebildetste Werk aus dieser Zeit sein. Man hörte sie heute in der trefflichsten Ausführung und doch hinterläßt sie mir einen eigenthümlich schmerzlichen Eindruck.

Ist es doch etwas Eigenes um musikalische Gedanken! In der Musik steigert sich eigentlich das Gefühlsleben zum Erfassen besondrer Aequivalente, welches die Töne sind, ganz

so, wie im Bereiche der Erkenntniß die Worte die Aequivalente der reinen Idee und der sinnlichen Vorstellung zugleich sind. Musikalische Gedanken sagt man daher eigentlich nur figürlich, so wie man das Wort „Ton" auch für gewisse Eigenschaften der Farbe braucht — beides ist zu entschuldigen, weil es an besondern Worten für beides eben fehlt. Kurz, diese musikalischen Gedanken haben in ihrer Sphäre Vieles, ja fast Alles, was die erkennenden eigentlichen Gedanken auch haben: sie können Klarheit und Verworrenheit haben, sie können mächtig und erhaben, sie können schwach und gemein sein u. s. w.; besonders aber können sie sich auch auszeichnen durch Das, was wir reine, gesunde, natürliche Folge nennen, und je mehr unser innerer Sinn ausgebildet und entwickelt ist, desto mehr wird diese Folge uns freuen, und desto mehr wird ihr Mangel uns unbefriedigt lassen. Es giebt einen Fluß großer musikalischer Gedanken, welche durch diese Folge, durch diese große erhabene Natürlichkeit das Gefühl einer höchsten Schönheit entzünden können. Der dritte Akt von Gluck's Armide, die größten Werke Mozart's und viele unsterbliche Schöpfungen Beethoven's haben dies in vollstem Maße. Fehlt diese Folge, so kann selbst der Reichthum feinster und originellster Harmonie und unerwartetster Tonverhältnisse nicht ein hinreichendes Gegengewicht darbieten. Das seligste Genügen des Geistes aber entsteht im Reiche der Töne allemal erst dann, wenn Melodien ihm zudringen, wie er selbst sie nicht zu schaffen vermag, wie sie ihm aber doch so durchaus gemäß sind, daß er in ihnen sich selbst gleichsam vervollständigt findet, und wenn in diesen Melodien ihm Alles neu und doch Alles so nothwendig, so organisch bedingt, und darum wieder so bekannt vorkommt, daß er im voraus gewiß ist, es könne nicht anders kommen als es kommt. Dieses Genügen ist daher eigentlich auch allein der Prüfstein vollendeter Schönheit eines großen musikalischen Werkes.

Diese Befriedigung hat mir denn die heutige Symphonie nicht gegeben! Ein Anderer hätte dies Werk nicht machen können als Beethoven, das hört man! und das ist genug, es als ein merkwürdiges, gewaltiges zu bezeichnen; aber wer gerade dies als ein Musterbild nehmen wollte, um daran sich zum Musiker zu bilden, der würde sicher auf die seltsamsten Irrwege gerathen.

Der erste Satz hat etwas wunderbar Nächtliches. Wie aus frühem Morgengrauen einzeln heraufzuckende Lichtstrahlen, so geht ein sonderbares leises Rufen wie aus der Tiefe voran und kehrt nach manchen heftigen und auch schmerzlichen Mittelsätzen immer wieder. In dem zweiten Satze ergreift dann eine heftige Aufregung die verwundete Seele, und wenn man im ersten Satze die consequente Folge in innerer Nothwendigkeit schön auseinander entwickelter Gedanken noch fast überall entbehrt, so tritt hier eine weit größere Consequenz, aber die Consequenz der Zerrissenheit, des Jubels mit verbissenem Gram in erschütternder Gewalt uns entgegen. Man nennt es Scherzo, aber wehe dem Kummer da wo der Scherz nicht heiterer ist! — Der dritte Satz des Adagio wirkt nun wohl mit seinen ächt Beethoven'schen Harmonien vom Anfange herein außerordentlich tief beruhigend und mildernd ein, aber die Folge der Glieder desselben in sich ist wieder eine weit schwächere, und gegen den Schluß bekommen dann die Uebergänge eine krampfhafte Gereiztheit, welche gegen die Milde des Anfangs abermals sonderbar absticht.

Am meisten endlich tritt das bloße Wunderliche und tief Zerrissene im vierten Satze hervor, und schon daß es den Componisten hier gedrängt hat, über alle Grenze der eigentlichen Symphonie hinauszuschweifen, und Gesang, ja den Chor-Vortrag einer ganzen Ode hier einzuweben, ist bezeichnend für die Unruhe, das Unbefriedigtsein, die Qual des Künstlers. Wer diesem heftigen Treiben mit Aufmerksamkeit nachgeht, der wird nicht läugnen können, daß an

vielen Stellen ein vollkommener Wahnsinn durchzubrechen scheint, und daß hier Vieles, wie auch im zweiten Satz schon Manches, über die feine Linie des Schönen entschieden hinaus greift.

Nichts desto weniger liegt mir in diesem Satze ein ungeheurer Lichtpunkt, ein Gedanke blitzend und groß und für mich der größte der ganzen Symphonie; so dringt wohl manchmal mitten unter den Träumen und unter der Gedankenflucht des Wahnsinns auch eine einzelne lichte Idee, ein höchst erhabener unerwarteter Ausspruch mächtig und neu hervor, und dies ist die Stelle:

„Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer — Welt?"

Die wunderbare einfache Größe, mit welcher dieser Gedanke musikalisch ausgesprochen wird, die Tiefe der Anbetung, die darin liegt, die Gewalt, die den Aufruf „Welt" begleitet, und das nie so gehörte nachfolgende wachsende Klingen und Tönen, welches den Uebergang bildet zu den Worten:

„Such' ihn über'm Sternenzelt!"

sie haben mich außerordentlich ergriffen und in ihnen enthüllt sich noch einmal ganz der Cherub — aber dann schlägt er wieder die Flügel über das leuchtende Engelsantlitz fest zusammen; denn gleich darauf geht es nun in den jubelnden Lärm des Schlußchors über, und fort ist wieder der helle Strahl höherer Erleuchtung, und die Woge der fast wahnsinnigen Jagd der Töne flutet wieder hoch über und entläßt den Hörer zuletzt mit der eigenthümlichen schmerzlichen Erschütterung, welche auch mich eben heute bewogen hatte zu der Betrachtung, mit welcher ich dieses Gedankenblatt eröffnete und mit dem ich es nun hier spät in der Nacht beschließe.

Die Ströme der Literatur.

1846.

Wir erhalten jetzt so viel Literaturgeschichten und wo ich eine dergleichen ansehe, vermisse ich doch immer ein eigentliches Princip der Darstellung. Welches könnte aber ein solches Princip sein? Wenn man sich das Entstehen und Wirken der Bücherwelt vorstellt, so darf man wohl, um ihre Bedeutung ganz zu erfassen, dabei der Flußgebiete und der Geschichte des Laufs der Quellen bis zum Meere gedenken. Jedes einzelne Werk ist eine Quelle, die gesammte Literatur — die Weltliteratur — ist das Meer. Wer denn eine Literaturgeschichte mit Erfolg und Klarheit schreiben wollte, müßte dies wohl im Auge behalten. Die wichtigsten Quellen also werden namhaft und gegenständlich gemacht werden müssen; genau zu bezeichnen wäre dann ihr Weg durch die verschiedenen Landesgebiete, damit ihre Wirkung deutlich werde; dann wäre zu zeigen, wie so viele Bäche, lange ehe sie das Meer erreichen, im Sande vertrocknen, wie andre stärkere Quellen die schwächern nach sich ziehen und wie doch auch deren Beitritt in so fern mitwirkt, daß erst Bäche und dann Ströme entstehen, in denen freilich viel unbedeutende Wassertropfen mitziehen; ferner, wie gewisse mittlere Perioden kommen, wo, gleich wie Ströme in Seen sich abklären, die Literatur über gewisse

Gegenstände und in gewissen Richtungen sich sammelt und abklärt, bis sie denn wieder weiter zieht; endlich aber wie mehr und mehr alles einzelne Wirken in den Ocean einer Weltliteratur zu einem gemeinsamen Ganzen sich vereinigt.

Ein solches Gleichniß mag nun freilich an sich nur unzulänglich sein und kann nur bis auf einen gewissen Grad gelten, indeß wird immer, wer dergleichen vor Augen behält, im Urtheil sich wesentlich gefördert finden. Man sieht, daß nur in solchem Sinn es sich bestimmen läßt, von wo eine Geistesrichtung begonnen hat, wer sich ihr widersetzte, durch wen sie gefördert worden ist, und wie unter solchen Gesichtspunkten dann nothwendig die Darstellung der einzelnen Autoren vielfältig gewinnen und eine tiefere Bedeutung erhalten muß. Kurz, nur in solcher Richtung würde eine Literargeschichte in wesentliche Beziehung gesetzt mit Dem, auf welches zuletzt doch alles Allgemeine bezogen werden muß — nämlich mit der Geschichte der Menschheit.

Was sind Literaten?

1847.

Wie es keinem Zweifel unterliegt, daß andere Perioden des Erdlebens andere Geschöpfe hervorgebracht haben, dergestalt daß was in unsern Tagen auf Erden lebt, schlechterdings nicht in den Urperioden des Planeten gefunden wurde, so ruft auch jegliche Zeit der Menschheit ihre besonderen, so nie da gewesenen und so nie wiederkehrenden Produktionen eigenthümlicher Individuen hervor, und dies zwar im Schlimmen, im Guten und im Gleichgültigen.

So ist denn unter andern auch zu unsrer Zeit in den höher gebildeten Nationen eine Gattung Schriftsteller aufgetaucht, welche in dieser Weise durchaus zu keiner andern Zeit vorhanden waren, wir nennen sie: die Literaten. Was der Begriff eines Literaten sei, ist nicht ganz leicht zu sagen: ein Gelehrter ist er nicht; es ist kein Mann der Wissenschaft, welcher in irgend einer bestimmten Provinz des Geistes vollkommen zu Hause ist, dort eigenkräftig wirkt und schafft, und dadurch, wenn das Glück gut ist, wirklich, wie es die ehemaligen deutschen Kaiser sein sollten, als ein „allzeit Mehrer des Reichs", d. h. hier des geistigen Reichs, sich erweist. Eben so wenig aber ist der Literat Diplomat, oder Kaufmann, oder Mann der Industrie, oder Künstler, oder Dichter, oder sonst irgend ein Bestimmtes dieser Art, vielmehr ist er Etwas von

diesem Allen! Er hat einen gewissen Fluß der Rede vom Staatsmann und Gelehrten, er hat in seinen Geschäften mit dem Buchhändler und Zeitungs-Unternehmer Etwas vom Kaufmann, er hat Etwas vom Industriellen in der Schreibfertigkeit, womit er bändeweise seine Produkte liefert, und er hat Etwas vom Dichter und Künstler in dem Schmuck, durch welchen er seine Schriften der Menge empfiehlt. Er ist also gewissermaßen eine Art von Amphibium, ein Mittelding zwischen der ernsten Wissenschaft und überhaupt der strengern exakten Stellung bestimmter eigenproduktiver Menschheit einerseits, und der müßigen nach Unterhaltung begierigen Menge andererseits. Diese Literaten sind daher vornehmlich die Ausgeburten langer Friedenszeiten, und ihre Menge wächst mit der Menge der Müßigen, der Unterhaltung, Ergötzlichkeit, Anregung, gleichviel sei es durch Medisance oder durch Belehrung, Begehrenden.

Eingedenk des Wortes jenes Franzosen, welcher geradezu sagte: „man könne über Alles schreiben, ohne Etwas davon zu verstehen, ausgenommen über Mathematik" (und — setzen wir hinzu — über jede Intimität irgend einer tiefern exakten Wissenschaft), füllen die Literaten unendliche Blätter mit unendlichen Besprechungen unendlich verschiedener gegebener Gegenstände oder Personen, und indem sie in einer Richtung allerdings oft beitragen, die Verstandeskräfte der Menge zu üben und zu schärfen, lenken sie in einer andern Richtung auch ganz ab von dem selbständigen gründlichen Eingehen in diejenigen Werke, in welchen eigentlich die wahren Heiligthümer einer fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes gegeben sind.

Es ist nicht uninteressant übrigens bei ähnlichen Erscheinungen der einen Zeit zurückzublicken auf die gleichartigen einer andern Zeit. Thun wir dies in Bezug auf die Literaten, so dürfen wir sie, wenn wir an das griechische Zeitalter zurückdenken, am meisten mit den Sophisten vergleichen. Zu jener Zeit, wo das gedruckte Wort noch

gar nicht, und das geschriebene nur sehr wenig sich verbreiten konnte, galt das gesprochene Wort Alles. Neben den eigentlichen Heroen des Geistes also, neben einem Aristoteles, Plato, Pythagoras, Hippokrates und Aehnlichen, nahmen die Akademien in Anspruch Männer, welche, ohne selbst bedeutende Geister zu sein, eine gewisse Volubilität der Zunge und des Gedankens sich zu eigen gemacht hatten, welche disputirend und discutirend und immer unter dem Scheine, die Wahrheit zu verfolgen, doch zumeist Das anstrebten, mit ihren Sophismen wesentlich nur ein ihnen Genehmes geltend zu machen. In so manchem platonischen Dialog sind Sophisten dieser Art aufgeführt, meistens jedoch nur um zu zeigen, wie jene hohle Form der Discussion, welche nur die Discussion selbst will, zuletzt alle Mal scheitern muß an dem tiefern und liebevollen Ruhen eines tüchtigen Geistes auf einer bedeutenden und deßhalb folgewichtigen Idee.

Diese Gedanken kommen mir beim Lesen mancher Blätter, in welchen über Männer, denen die Nationen wahrhafte Förderungen in Wissenschaft oder Kunst zu danken hatten, mit eben der sophistischen Geläufigkeit hin und her gesprochen und abgeurtheilt wurde, welche etwa am Platz wäre, wo die letzte Mode in Erwägung gezogen werden sollte. Es hat dann allerdings etwas Unangenehmes, zu sehen, wie hier mitunter Leute ohne alle Autorität in der Wissenschaft mit einem Geiste umgehen, welchem die Muse der Wissenschaft eine für immer bleibende Stelle in ihrem Tempel eingeräumt hat, wie sie ihn ironisch zu handhaben versuchen, ja manche Hoffnungen für ihn auszusprechen die Keckheit, um nicht zu sagen die Unverschämtheit haben.

Indeß, wie es bei Göthe heißt:

„Jetzt, da Jeglicher lies't und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen"

muß nun dergleichen Alles in Einem mit hingehen! — Auszusprechen mitunter mag es jedoch wohl geziemen, daß für immer ein Unterschied sein und bleiben wird zwischen dem Sophisten und dem Weisen und zwischen einem Literaten und dem Manne der Wissenschaft oder der That.

Napoleon in Fontainebleau von Paul Delaroche.

1847.

Was irgend neu, bedeutend, gleichzeitig auf Viele wirkend hervortritt, iſt von jeher ein gutes Thermometer geweſen, um die Stimmungen der Geiſter daran zu meſſen. So war es mit Thatſachen und Menſchen, ſo iſt es auch mit Kunſtwerken. Der Napoleon von Paul Delaroche muß ſolch ein Kunſtwerk genannt werden. Ich will jetzt verſuchen, die verſchiedene Wirkung mir deutlich zu machen, welche ich ihn auf Kunſtſeelen und auf Künſtler üben ſah. Sei jedoch zuerſt geſagt, daß ich dieſe Trennung, ja Gegenſetzung von Kunſtſeele und Künſtler mehr abſtrakt als concret nehme, denn im Conereten muß natürlich oft beides in einem zuſammentreffen: Delaroche iſt beides!

Der Künſtler an ſich alſo bewundert daran die äuſſerſte Technik, die Reinheit der Behandlung, die Richtigkeit und Tüchtigkeit der Zeichnung und Farbe; dabei nimmt er es aber als Porträt ſchlechthin, will nichts von einem hiſtoriſchen Bilde daran erkennen, und findet es mit dieſer Vorausſetzung unvortheilhaft, ein Porträt ſo aufzufaſſen, daß der dargeſtellte Menſch niedergedrückt, ja halb vernichtet erſcheine. — Die Kunſtſeele, wie ſie ſich hie und da, in Vielen halb unbewußt, in Andern mit größerer Schärfe der Einſicht äußert, empfindet ſich dagegen eigenthümlich gefaßt und ergriffen von dem Werke. Dieſe noch ein Mal,

zum letzten Male, in einem alten Königsschlosse zu kurzem Ruhen gelangte Feldherrn-Gestalt, das erloschene Auge, das vom Denken und Reiten genäßte Haar über der bedeutenden Stirne, diese ganze merkwürdige, unter ungeheuern Ereignissen zusammengebrochene Individualität — sie macht eine große und eigenthümliche Wirkung. Der Kunstseele ist es keineswegs zweifelhaft, daß man hier ein historisches Bild vor sich habe; sie knüpft nicht den Begriff eines historischen Bildes an die Zahl der Figuren oder an die Darstellung einer besondern Handlung: ihr erscheint ein Bild historisch, wenn es nur den Menschen darstellt, in wie fern er ein Individuum war, welches auf die Menschheit irgend bewegend gewirkt hat und welches im Bilde nicht schlechthin als dieser besondere Mensch, sondern als einbegriffen in den Kreis der Menschheit, als in Wechselwirkung mit derselben erscheint, gleichviel ob leidend oder handelnd. — Ein treffliches „Ecce homo“ hat man ja auch überhaupt für ein historisches Bild immer erklärt!

Bedenke ich nun solche Verschiedenheit der Ansichten und Wirkungen, so bringt mich dies zunächst zum Nachsinnen über die Bedeutung Napoleons für die Menschheit; denn von dem dunklen Gefühl seines blutigen Eindrucks, den er der Welt hinterlassen, geht doch namentlich die Empfindung aus, welche mit wahrhaft historischer Tiefe so Viele vor dem Bilde festhält und innerlich bewegt. Wäre Napoleon ein großer freudiger Held gewesen nach Art Alexander des Großen, dem in heroischem Jugendmuth Europa zu eng wurde, daß er Asien erfaßte und bis nach Indien es siegend durchzog, dann wäre eine Darstellung des Mannes in seiner Zerstörung, in seinem Druck und innern Schmerz etwas durchaus Verfehltes, sie wäre jedenfalls wirkungslos, ja geradezu abstoßend. Anders aber ist diese Geisteseigenthümlichkeit!

Napoleon war ein innerlich unschöner, aber energisch mächtiger Charakter. Eine gewisse Rohheit der Seele geht

mit dem scharfen Erkennen und der großen Willensmacht, mit dem gewaltigen Feldherrntalent und manchen an sich großen Intentionen des Regenten durchaus Hand in Hand; er zog wie eine große Epidemie über Europa, und jene unsichtbare Macht, welche die Schicksale der Menschheit leitet, brauchte ihn gleich einer solchen Epidemie, um durch Millionen von Leichen den Boden zu düngen und aufzulockern für eine neue Generation, ja für eine nach ganz andern Regionen gewendete Menschheit. Man darf es vielleicht kurz aussprechen: seine Bedeutung war eigentlich eine negative, und so trug er auch das Princip seiner eigenen Vernichtung, gleich dem Keim einer innern Fäulniß, mit sich herum, bis er ihm erlag. Wer dies recht erkannt hat, Dem muß auch deutlich sein, warum ein eigenthümlich tragischer Charakter, ein tiefinnerliches Pathos in Allem weht, was auf ihn sich bezieht, und warum der Künstler, der ihn recht in seiner Wesenheit darstellen wollte, niemals ihn in Siegesfreude und Herrlichkeit darbilden darf, sondern stets Momente wählen wird, welche gerade dies tragische Princip am besten vergegenwärtigen können. [1]

Auf solche Weise nun ist Delaroche verfahren. Die kurze Rast des Ueberwundenen in Fontainebleau, dieses Kaisers, von dem sein Reich und seine Krone abfällt wie hier der bestaubte Hut aus der ermatteten Hand, er bringt wirklich das innere Todesprincip, welches ihm eigen war, zur Anschauung, und in einer und derselben Darstellung

[1] Ein Freund schrieb mir nach Lesung dieses Aufsatzes: „Die Siegesfreude scheine ihm allerdings auch nicht mehr dem Kaiser, wohl aber noch dem General zuzukommen; dieser sei gleichsam noch der Mensch vor seinem Falle.“ Ich aber erwiederte ihm: „Ich gehe nicht darauf ein, dem General Bonaparte ein anderes Colorit zuzubilligen als dem Kaiser! Der finstere Corsikaner zeigte sich schon auf der Militärschule, und bei aller Größe in Thatkraft ist mir nie ein Licht-Seelen-Zug von ihm bekannt worden. Wo eine gewisse Seelen-Rohheit von Haus aus gegeben ist, da hält diese Farbe für immer fest.“

erfassen wir die Schärfe einer solchen Individualität und den Wendepunkt zwischen zwei großen Perioden der Weltgeschichte. Ist sonach schon dieser Geist des Künstlers ein durchaus glücklicher, so wird er es noch mehr durch die außerordentliche Concentration des Gegenstandes. Wie in Rede und Schrift alle Mal zwiefach gut gesagt ist, was mit wenig Worten gesagt wird, so ist auch in jeglicher Kunst, und namentlich in allem Tragischen, Kürze und Präcision stets von entschiedenster Wirkung. Wie hat es immer auf eigene Weise das Gemüth angesprochen, wenn Friedrich in seinen Landschaftstragödien in weiter wüster Ebene durch ein Paar Granitblöcke, dürftiges Gestripp und aufgehenden Mond, oder durch ein einsames Meeresufer mit darüber ziehenden Wolken, den ganzen Ernst des Lebens im Bilde zur Erscheinung brachte! Und was Armuth und Trockenheit genannt werden mußte da, wo es die Aufgabe der Kunst ist, die Fülle und den Reiz des Daseins zu schildern, es wird schön und angemessen da, wo das Pathos in seiner seelenerhebenden Macht zur Wirkung kommen soll. Nun gerade so ist Delaroche bei diesem Bilde verfahren. Er, der Kaiser, der Gestürzte, er ist es allein, der hier nach seinem tiefinnerlichsten Wesen zur Erscheinung gebracht wird. Man fühlt, er konnte in solcher Stimmung nur allein sein, Keiner durfte jetzt in das einsame Zimmer störend eintreten, er mußte dies ungeheure Ereigniß mit sich durcharbeiten, und seine starke Seele hat es durchgearbeitet; Niemand wird daran zweifeln, der es weiß, daß er den Selbstmord verschmähte und daß er noch auf St. Helena so betrachtend über sein Leben sich verbreiten konnte, wie aus den Berichten von Montholon hervorgeht.

Nun schaut mit geistigem Auge der Betrachtende hinein in jenes stille Zimmer, er erkennt den Gestürzten an dem verloschenen Auge, aber er erkennt zugleich die Macht dieses Geistes an der bedeutenden Stirne, er sieht nur ihn,

nur die allernächsten Umgebungen, den abgelegten Degen, die hingeworfenen Portefeuille's der Depeschen, den verschobenen Sessel und den gefallenen Hut; aber dies Alles, die Gestalt selbst, der merkwürdige Kopf, die kleine Hand, die einfache bestaubte Kleidung, es ist nicht gemalt, es ist da! Und so wirkt denn das Ganze nach Art einer Vision, einer Vision, vor welcher sich ein Blatt der Geschichte und ein gewichtiges aufschlägt.

Erinnert man sich dann, es sei doch ein Bild, so dringt wenigstens eine Ueberzeugung mit ganzer Festigkeit sich auf, und diese heißt: es ist ein historisches Bild! — Ja ich möchte hinzusetzen, es ist das erste mir bekannt gewordene, wahrhaft historische Zeitbild.

II.

Erinnerungen an Florenz.

Aus dem Jahr 1841.

Im Anfang des Jahres 1841 hatte ich dem Rufe Sr. Kais. Hoheit des Großherzogs Leopold im Auftrage Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königs zu folgen, um in Florenz bei Ihrer Kais. Hoheit der Prinzessin Caroline, ältesten Tochter des Großherzogs, meinen ärztlichen Rath abzugeben. Ich hatte früher das Glück gehabt, der jüngern Schwester, Prinzessin Auguste, wesentliche Dienste als Arzt zu leisten, und daher war jener hohen Familie die Hoffnung entstanden, es werde gerade mir möglich sein, auch dieser ihrer ältern Schwester in ihren Leiden Hilfe bringen zu können. Dies die Veranlassung dieser Reise und eines sechswöchentlichen Aufenthalts in Florenz. Leider fand sich das Uebel zu weit vorgeschritten, als daß die Erhaltung einer so trefflichen Prinzessin möglich gewesen wäre. Nachdem es mir vielleicht gelungen war, hie und da einige Erleichterung zu bringen, mußte ich zu meinen heimathlichen Berufsarbeiten zurückkehren. Sechs Monate später erlag die hohe Kranke ihrem unheilbaren Leiden.

Mit Hinweglassung alles Dessen, was allein auf den ärztlichen Zweck dieser Sendung Bezug hatte, theile ich hier, nach mehr als sechs Jahren, das Tagebuch der Reise und des dortigen Aufenthaltes mit, in der Hoffnung, daß manchen Aufzeichnungen und Bemerkungen desselben eine wohlwollende Aufnahme zu Theil werden könne.

Prag, den 26. Februar 1841, Abends.

Schon einige Mal habe ich die Rollendorfer Höhe passirt, aber in so seltsamer Weise wie diesmal noch nie. Meine Uhr repetirte in voriger Nacht gerade halb Eins, als die eigene Empfindung im Ohr, über welche ich einst den versammelten Naturforschern in Jena einen Vortrag hielt und welche dem Aufgehen eines Bläschens vergleichbar ist, mir anzeigte, daß ich nun die größere Höhe des Berges erreicht habe.

Der Schnee lag tief, die Räder des hin und her schwankenden Wagens knarrten vor Kälte in widerwärtigster Musik, der Wind pfiff und die Wagenlaternen flackerten unruhig. Nun erst fühlte ich mich recht einsam. Ich war plötzlich den Meinigen, dem Umgange der Freunde und der Behandlung meiner heimischen Kranken entrissen, um ärztliche Wirksamkeit in fernem Lande fortzusetzen. Die Aufgabe war eben so ehrenvoll als schwierig.

Es war schon weit über Teplitz, als ich aus dem spätgekommenen, unruhigen und kurzen Schlummer durch Morgenhelle geweckt wurde. Schöne Wintereffekte, prächtiges Cirrusgewölk in röthlichen und gelblichen Farben, die wunderbaren vulkanischen Hügel auf der Straße nach Schlan, in ihrer Schneedecke, die kleinen dürren Eichenwälder mit ihrem röthlichen hie und da beschneiten Laube, Alles schön, aber kalt.

Weiterhin beschäftigte mich das altböhmische Städtchen Laun. Hier wären manche malerische Studien zu machen.

Da der Dom mit seinen sonderbaren Spitzen (selbst das Kirchendach bricht sich in drei Thurmdächer, deren jedes in eine langgestreckte Spitze ausläuft), davor die alten Häuser, Mauern mit Zinnen und verfallende Festungsthürme, eine lange Bogenbrücke sich an sie anschließend, o! man glaubt nicht, was so Etwas im klaren Morgenlichte mit einigem Schnee verziert schön aussehen kann. Auch das alte gothische Stadtthor ein ganzes Bild!

Als ich dann an der Post hielt und um mein Frühstück zu nehmen mich in das Gasthaus einführen lasse, trete ich in einen großen alten Saal mit gewölbter Decke im Spitzbogenstyl verziert, mit wunderlich in Stein und Stuck ausgeführten schlangenartigen Leisten, zwischen welchen kleine nackte Kindergestalten und dergl. hervortreten. Dabei drei große alterthümliche Bogenfenster, deren das mittlere eine Thüre gewesen zu sein schien, das andere war voller großer, hier überwinterter Geranienstöcke gesetzt, zwischen deren Blättern sich die Strahlen der Morgensonne hindurchdrängten. Es sah Alles so originell aus — es wäre recht ein Lokal gewesen zum genauesten Abschildern für irgend eine moderne Novelle. Ich lies mich mit dem alten Wirth in's Gespräch ein und er erzählte: „Laun sei sonst der Stammsitz der Werschowitsche gewesen, einer großen böhmischen Familie, welche mehrmals Ansprüche auf die Königskrone gemacht habe. Dies Haus sei das Stammhaus und dieser Saal die Eintrittshalle gewesen. In einem frühern allgemeinen Brande des Städtchens wurde auch dies Haus größtentheils mit vernichtet; nur diese Halle und wenige der obern Räume seien stehen geblieben und beim Neubau wieder benutzt worden. Vor einiger Zeit war ein fremder Offizier hier eingekehrt, hatte Alles im Hause sorgfältig betrachtet und eine genaue Kenntniß seiner Merkwürdigkeiten verrathen. Dem verwunderten Wirth hatte der Fremde endlich auf seine Fragen geantwortet: er sei der Letzte des Stammes der Werschowitsche.

Auf dieses ganz unterhaltende Intermezzo folgte nun der altbekannte gleichgültige Weg, den mir jedoch der herrliche Herodot verkürzte. Gewiß, ich segne den Einfall, gerade diesen zu meinem Reisegefährten erkoren zu haben. Sind es doch keineswegs die alten merkwürdigen Geschichten allein, die uns hier festhalten: es ist vielmehr die große Menschheitsgesinnung, die Klarheit, Einfachheit und Tiefe des alten Griechen, welche uns die Seele im Innersten bewegt und kräftigt. — Blickte ich aus dem Wagen, so war Alles nur eine Schneedecke. Auf den Höfen vor Prag ein wirklich sibirischer Winter. Endlich Prag selbst! Es ist doch jedes Mal und auch im Winter schön, vom Hradschin so auf Prag herabzusehen. Wenn man von irgend einer deutschen Stadt sagen kann, sie habe eine bestimmte Physiognomie, so ist es Prag. Den neuen Städten geht es wie so viel neuern Menschen — Fabrikarbeit, Alles über einen Leisten und folglich auch keine Physiognomie. Wie schön nahm sich auch die Brücke mit ihren Brückenthürmen über der beschneiten gefrornen Moldau aus. Ich sah im Vorbeifahren, daß man emsig an Wiederherstellung des alten Rathhauses arbeitet. — Auch hier Alterthumsvereine. Diese Bestrebungen der Gegenwart, die Reste einer alten poetischen Vergangenheit zu erhalten und herzustellen, haben etwas Rührendes. Sie gemahnen mich zuweilen, wie bei dem ruhelosen in den Sorgen des Tages umgetriebenen Geschäftsmann der verstohlene Blick auf vergilbte Papiere und verblichene Blumen und Bandstreifchen, an welche die Erinnerung einer poetischen Jugend sich knüpft.

So gern hätte ich noch den Dom auf dem Hradschin wieder gesehen, aber keine Möglichkeit. Dafür werde ich heute Abend die mir so lange befreundete gräflich Thun'sche Familie sehen, und vorher noch die neuern naturwissenschaftlichen Arbeiten von Corda.

Wien, den 1. März, früh.

Als ich neulich Abends in Prag so in der bequemen Batarde des Grafen Thun und zu dessen Hause durch die erleuchteten Straßen rollte, an vielen andern rollenden Wagen vorbei — es war mir, als sei ich nun schon lange dort und mache gelegentlich einen Abendbesuch. So schnell bestimmt oft ein Aeußeres das Gefühl der Gegenwart im Menschen. Diesmal fuhr ich also zuerst zu Corda, welcher mir manche schöne Zeichnungen und Naturalien vorlegte. Prächtig waren die Zeichnungen von der Rinde des Bernsteinbaumes. Lauter zierlich ausgezackte mit einem Kern versehene Oblongen von rother Färbung und wie Kammräder ineinandergreifend. Unter den Versteinerungen war ein Stück von einem kleinen bambusartigen Stamme, mit noch sehr schön erhaltener, erst durch starke Lupen erkennbarer wunderbarer Zellenstruktur sehr merkwürdig; deßgleichen ein trefflich erhaltenes Batrachierskelet, in Calcedon von Bilin eingeschlossen. Ich hoffe, da jetzt ein neues naturhistorisches und Kunst-Museum als Monument für Kaiser Franz gebaut werden soll (250000 fl. C.-M. sind, wie ich höre, bereits dazu bestimmt), daß auch für den thätigen Corda eine bessere Stellung sich ergeben wird.

Dann ging ich zum Grafen Thun, wo ich mit gewohnter Freundschaft empfangen wurde. Welch mächtiges Haus! die Hausflur mit ihren Pfeilern einer Kirche vergleichbar, dann die Treppe mit Statuen im Renaissance-Styl, dann die Vorsäle und Gemächer, ganz dem reichen Besitz eines böhmischen Magnaten entsprechend, und darin waltend der einfach herzliche Sinn dieser trefflichen Menschen! — Selbst die Frühstunde in Prag vor meiner Abreise war interessant: ich zeichnete aus meinem Fenster zum schwarzen

Roß ein Paar hübsche gegenüberliegende gothische Thürme. — Die Fahrt von dort hieher nach Wien war nicht eben angenehm: Kälte, Schnee (einige Mal gegen drei Ellen hoch beiderseits am Wege aufgeschaufelt) und am Ende nirgends besonders interessante Gegenden. Schön war nur der vorgestrige Abend auf dem Waldgebirge bei Tabor. Die Abendsonne arbeitete sich durch; weite Schneefernen der Berge mit ihren Waldungen leuchteten in prächtigen Farben, und den Wald, durch welchen ich fuhr, sah ich mit Schnee und Eis dicker bedeckt, als ich es sonst irgend jemals gesehen. An den Birken hingen die zarten Zweige so dick mit Eis umkleidet herab, wie man wohl die Nadeln der Dornbündel an Salz-Gradierhäusern von Salzniederschlägen bedeckt sieht. Eine prächtige Wirkung machte es, wenn eben so mit Eis und Schnee dick bedeckte Kiefern gegen den hellen gelblich duftigen Abendhimmel sich stellten, so daß der Schnee in dunkel schmaltegrauer Färbung erschien. Dieser Effekt ist noch nie gemalt worden.

Bei Waidhofen, wo man in's Oesterreichische eintritt, sah ich die Leute in der gestrigen Sonntagsfrühe zur Kirche ziehen. Ein hübscher gesunder Menschenschlag, Frauen und Mädchen feine Gesichter, die unter ihren hohen Pelzmützen gar frisch und hübsch sich ausnahmen. Auf den Ebenen zwei Stationen vor Wien lag noch der Schnee in immensen Massen. Kommt plötzliches Thauwetter, so möchte meine Reise durch Anschwellen der Flüsse leicht sehr gehindert werden. Bis jetzt steht die Donau noch fest zugefroren. So rollte ich denn gestern spät gegen 9 Uhr Abends in dieses Wien ein, welches ich bestimmt scheine immer nur im Fluge zu sehen.

Das bequem Elegante des ganzen hiesigen Lebens spricht sich selbst in später Abendstunde aus. Die sanft hinrollenden, alle Straßen durchkreuzenden Batarden, das Nette der Häuser und der Straßen selbst, die helle Erleuchtung, und endlich hier in meinem Gasthofe zum wilden

Mann eine so comfortable einladende Einrichtung! Ich fühle mich in diesen Zimmern ganz heimisch und träumte auf dem bequemsten Lager nach beschwerlicher Winterreise von den angenehmsten Erscheinungen. Ueberall ladet dieses Wien zu anmuthigem Lebensgenuß ein — und ich — wie ein Sturmwind vorüber!

Wien, denselben Tag, Abends.

Ein reicher Tag. — **A Jove principium!** — Zuerst zum Stephans-Münster! Diese ehrwürdig braunen zierlichen Gewölbe mit den reichen Verzierungen — und wie das Volk so durchzog, beiläufig dem Herrn seine Andacht zu beweisen, bevor es an seine täglichen Geschäfte geht — es rührte mich innerlich! Wie eigenthümlich leuchtete das Morgenlicht durch die alten bunten Fenster des Chors! Wie schön die alte steinerne Kanzel mit ihrer reichverzierten Treppe, unter welcher das Brustbild des alten Baumeisters Pilgram, mit seinem Zollstab in der Hand, herauslugt! Wie schön und edel die Verhältnisse aller dieser Pfeiler und Bogen! Eine große Uebereinstimmung mit dem Style des Meißner Doms wurde mir heute recht sichtbar.

Als ich wieder fortgehen wollte, sah ich noch eine Seitenkapelle mit dem Muttergottesbilde, reich mit frischen und künstlichen Blumen geschmückt und von andächtigem Volke umdrängt. Als ich den Bedienten vom Platz fragte, was das bedeute? sagte er: „das ist halt die Muttergottes für die Dienstleute, die haben's so geschmückt." Wunderbar einfach beschränkte und doch gewissermaßen gemüthliche Sinnesweise des Volks! Für die Dienstleute eine besondere Muttergottes zu erfinden! — es war mir ein bedeutsamer Zug hiesigen Volklebens.

Von Außen entbehrt jetzt das Münster seiner schönsten Zier — der hohen Thurmspitze des weit und breit bekannten St. Stephan — sie ist abgetragen und der Thurm mit vielfachen Gerüsten umgeben. Sonst ist doch auch von Außen der Baustyl reich und prächtig! und diese schöne braune Patina des Ganzen — diese **Aerugo nobilis**! — es stand gegen den Schnee auf Dächern und Straßen zwiefach schön!

Ich hatte mir vorgenommen, in aller Frühe, ehe die Museen und Andres meine Zeit in Anspruch nähmen, die Fürstlich Lichtenstein'sche Gallerie zu sehen, welche ich, als ich vor dreizehn Jahren in Wien war, nicht besuchen konnte. So durchwanderte ich denn bei dem schönen aber scharfkalten Morgen die Straßen nach dem Schottenthore hin. Wie viel auch hier neu gebaut wird, war überall zu bemerken. Ein modern französischer Bazar mit glasbedeckten Gallerien, leichten Spiraltreppen und elegantesten Gewölben präsentirte sich im Vorbeigehen! Immer Paris das große Muster, dem die andern Städte nach müssen, wie die Kinder dem Hameln'schen Rattenfänger!

Das Lichtenstein'sche Palais liegt in der Alster Vorstadt, und als ich zum Schottenthor hinaus dorthin ging, sah ich schon überall Haufen von Bretern aufgeschichtet, in Erwartung der Ueberschwemmung, welche die Donau im Frühjahr oftmals über diesen Theil von Wien verbreitet. Bis in's erste Stock werden die tiefer liegenden Häuser hier oft unter Wasser gesetzt und leicht möchte auch dieses Jahr Manches der Art zu befürchten stehen.

Was jenen Palast betrifft, so liegt er höher, ist mit einem großen, elegant eingerichteten Garten umgeben und die Avenue durch die Gitterthore in die offenen untern Hallen ist in alle Wege glänzend. Gemalte Plafonds, reichverzierte Pfeiler und Bogenstellungen und prächtige Treppen mit Marmorgewänden! Es nimmt sich im Ganzen, trotz des unreinen Styls, immer gut aus. Der Fürst wohnt nicht hier, sondern in einem seiner andern Paläste in der Stadt. Gewiß, in Oesterreich hat doch die Aristokratie noch eine positive Grundlage; der größte Grundbesitz knüpft sich an den Adel, und eine vorsichtig erhaltene Beschränktheit des Volks macht — mindestens in der allernächsten Zeit — eine Entwicklung folgerechter Demokratie so gut als unmöglich.

Die Gallerie erfüllt den ersten und zweiten Stock des

Palastes und hat vor 132 Jahren mit dem Ankaufe von sechs mächtigen Bildern von Rubens begonnen. Ein Fürst Lichtenstein, damals Gesandter in Paris, acquirirte diese dort für die Summe von 80000 fl. Noch bis in die neueste Zeit wird die Sammlung immer durch Ankäufe vermehrt.

Was mich betraf, so habe ich bei der heftigen Kälte, die noch alle Zimmer und Säle erfüllte, und gedrängt von der Zeit, diese weiten Räume allerdings nur flüchtig durchgehen können, allein wer viele Gallerien mit Kenntniß der Sachen gesehen, bekommt nach und nach einen Ueberblick, welcher ihn aus den Massen gleichgültiger, sich in allen Gallerien wiederholender Bilder (ich möchte sie nur Bilder — nämlich Scheinbilder — von echten Bildern — nämlich Seelenbildern — nennen) bald das wahrhaft Ausgezeichnete herausfinden läßt. Man findet hier nicht weniger als 1448 Gemälde, aber des wirklich Vortrefflichen ist doch nur eine geringe Anzahl vorhanden. Da hängen gleich in den ersten Sälen an 42 große Bilder von Franceschini — sogenannte große historische Compositionen — ja, ich konnte sie nur wie sorgfältig gearbeitete Tapeten betrachten. Wir wollen das vergessen! Was hilft alle akademische Fertigkeit — meist gute Zeichnung, geschickter Pinsel, reiches Colorit — es fehlt die Seele! — und die Maler sollten bedenken, was die Türken sagen: „es sei gefährlich, ein Menschenbild machen zu wollen, denn es fordere eine Seele von dem Künstler!“

Ein Bild trägt den Namen „Raphael“ — und wohl mit Recht! — Es ist ein Bild des Herzogs von Urbino — einfach edel, sprechend und schön! — Bilder von Guido und auch ein sogenannter Correggio sind hier, die mich nicht befriedigten. Ein Perin del Vaga enthält ein zierlich lebendiges Köpfchen einer heiligen Catharina. Dagegen ist ein schönes Bild von Giorgione vorhanden. Das Kniestück einer interessanten Frau mit üppigen Formen

und einem eigenen scharfen Blick. Sie ist in ein grünes orangegestreiftes Sammtgewand gekleidet und wunderlich coiffirt; in der Hand hält sie die Zeichnung einer nackten Lucretia. — Von Caravaggio sieht man einmal, statt seiner immer wiederholten Kartenspieler, eine ganz hübsche Lautenspielerin; von Francia eines seiner stereotypen Madonnenbilder u. s. w.

Einer besondern Betrachtung sind die sechs großen Bilder von Rubens werth. Sie geben die Geschichte des Decius Mus, und es herrscht trotz mancher Verzeichnung, vielem Uebertriebenen und einigem Widerwärtigen doch ein großer, lebendiger, wahrhaft schaffender Geist in diesen Werken! — Da das mittlere große Schlachtstück — zwei Pferde sprengen an einander vorbei, der Reiter des einen wird erstochen, der des andern haut den Tödtenden über den Kopf; man sieht sein Pferd, eine braune Schecke, von hinten wild in das Getümmel hineinsetzen. Alles Muth, überquellende Kraft! Man muß hier sagen: „ich mag es gerne, wenn der Becher überschäumt!“ Auch auf einem andern Bilde die Gestalt des den verhüllten Feldherrn segnenden Alten ist äußerst tüchtig.

Weiter sind schöne Sachen da von Van Dyk und Van der Helst. Von Ersterm sieht man des Friedländers Bildniß, im Alter von 32 Jahren. Das scharfe Auge, das Rothbraun an Haar und Bart, die straffe schwarze spanische Kleidung, die feste Haltung und die Hand am Degen — es giebt auf dem dunklen Grund ein imponirendes, etwas dämonisches Bild! Ein Gegenstück macht das Bildniß einer Fürstin Turn und Taris, einer gebornen Prinzessin von Este, auch von Van Dyk prächtig gemalt. Ein liebliches, etwas intrikantes Gesicht von dunklem starkem Haar umwallt! sie kann die Italiänerin nicht verläugnen! Bald werde ich wohl manche ähnliche lebende Köpfe erblicken. — Ausnehmend tüchtig ist das lebengroße Porträt eines Spaniers von Van der Helst. Wie der

Mann mit breitem runden Hut, stattlicher weißer Halskrause und reicher schwarzer Kleidung so fest und stolz aus dem Bilde heraustritt, die rechte hinausgestreckte Hand auf den mit sammt der Scheide, gleich einem Stocke, am Griffe gefaßten Degen gestützt — ich habe doch nichts Aehnliches von irgend einem Neuern gesehen! Diese ganz gesunde unbewußte Tüchtigkeit und volle Gegenständlichkeit dieser alten Künstler — sie giebt ihnen ein Uebergewicht, welchem die neuere Zeit nur eine tiefer erfaßte Idee entgegenzusetzen im Stande sein wird! — Eben so findet sich auch ein Brustbild von Rembrandt gemalt, ein Mann im Mantel und Federhut (man denkt bei seinem Anblicke unwillkürlich an einen veredelten Leporello), seitwärts über die Achsel hinausblickend — welcher Schmelz der Farbe, welche Wärme, welche Wahrheit! — Doch ich kann nicht weiter in der Aufzählung des Einzelnen gehen und wirklich das meiste Andere verlohnt auch nicht der Mühe! — Nur im Landschaftsfache muß ich noch eines schönen Waldesdickicht von Ruysdael gedenken — im Vordergrunde Vieh durch Wasser gehend. Eine kühle erquickende Luft weht den Beschauer aus dem Bilde an. — Bedeutend ist auch eine größere poetisch gehaltene Landschaft von Swanefeld — der Engel mit dem jungen Tobias geben dazu die Staffage. — Damit ich jedoch auch Etwas von der völlig verkehrten Richtung erwähne, so sei eines Gewittersturms von Casanova gedacht. Das ist ein Bild, wie etwa Grillparzer's Ahnfrau eine Tragödie ist — eine große schwefelgelbe Absurdität! Derselbe Casanova hat hier auch Peter den Großen zu Pferde gemalt — das Duodezhütchen bei der grünen Uniform erinnert fast an einen andern neuern Kaiser, aber welcher Unterschied! — Doch genug; ich schließe heute wie Herodot: „dieses also sei von der Lichtenstein'schen Sammlung gesagt!"

Mürzhofen, den 2. März, Abends.

So war der Traum von Wien schon wieder ausgeträumt! Ich sitze im noch ganz durchkälteten Zimmer, vor mir ein heißer Ofen, die Füße im Fußsack, und Pelz und Mütze nicht abgelegt, um mich herum liegt das Reisegeräth — es gäbe für unsere, um Stoff nur zu oft verlegene sogenannten Genremaler gleich ein passables Bild! So will ich nun versuchen, noch im Gedächtniß festzuhalten, was der gestrige Tag mir weiter in Wien zugeführt hatte.

Von der Lichtenstein'schen Gallerie ging ich nach der Stadt zurück, zufrieden, mich im Gehen von der Kälte jener Säle wieder etwas erwärmen zu können. Mein erster Gang war über die so hübsche Spaziergänge bietende Terrasse der kaiserlichen Burg zu dem von der Frau Erzherzogin Sophie bewohnten Flügel der Burg. Ich ließ mich bei der Kais. Hoheit melden, da ich ihr einen Brief von Ihrer Majestät unsrer Königin zu überreichen hatte. Wie sehr hat es mich erfreut, dieser edlen, trefflichen Frau mich einmal wieder zu nahen, welche immer huldvoll und gnädig sich mir bewiesen hat!

Nach einer ziemlich langen Audienz wendete ich mich zu einem andern Theile der kaiserlichen Burg, welcher die Naturalien-Gallerie in sich schließt. Ich besuchte zuerst den Direktor derselben, Hofrath v. Schreibers. Hoch in Jahren und in Verwaltungsgeschäften absorbirt, nimmt er an der Wissenschaft selbst nicht mehr thätigen Antheil. Er empfahl mich Herrn Natterer, dessen Bruder gegen 18 Jahre in Brasilien für dieses Cabinet gesammelt hat, und so machten wir dann einen flüchtigen Gang durch alle Säle dieser so großen und reichen Sammlungen.

Es sind hier in Fülle schöne und seltene Sachen, welche ein ausführliches Studium fordern. Die Aufstellung fällt im Ganzen angenehm in's Auge, nur ist die Menge der Gegenstände zu groß, daher verdecken sie oft einander. Vieles steht zu hoch und Manches sogar, wie ein Theil der Amphibien, in fast lichtlosen Räumen. Besonders reich ist die Sammlung der Vögel; den wundersamen und seltnen flügellosen Apteryx aus Neuseeland hatte ich so wohlerhalten noch nirgends gefunden. So groß er ist (er gleicht an Größe dem kleinen Reiher), so macht er doch durch die struppighaarige braune Befiederung und den Mangel wahrer Flügel ganz den Eindruck eines Nestvogels. Merkwürdig war es mir auch, mehrere isländische Falken (bekanntlich die gelehrigsten und besten zur Falkenjagd) mit ihren reichgestickten Jagdkappen über die Augen aufgestellt zu sehen. Es waren die originellen alten Geräthe, wie sie sonst bei den kaiserlichen Jagden benützt worden sind. Uebrigens Condore, Strauße, Casuare in den schönsten Exemplaren, eben so Arguspfauen und Leierschwänze, so wie die wunderbar zarten Gebilde der Colibris. Die südamerikanischen Wälder hatten ihre reichste Farbenpracht hieher geliefert. In den untern Sälen stehen die Säugethiere, ebenfalls zahlreich, schön ausgestopft und in vielen Exemplaren. Eine Giraffe von 16 Fuß Höhe nahm sich neben der jungen, die eine Zeit lang in Wien gelebt hat, ganz riesenhaft aus. Als wir zur Abtheilung der Mollusken und Insekten gelangten, traf ich Herrn Diesing, welcher diese Abtheilung beaufsichtigt. Manche interessante Arbeiten über Enthelminthen, namentlich über Eingeweidwürmer der Insekten, hatten mir ihn bekannt gemacht, und er, sehr zuvorkommend und gleich den übrigen Herren über meinen Besuch sehr erfreut, zeigte mir sogleich einige neue Entdeckungen in diesem auch lange noch nicht ausgebeuteten Felde. — Mit der Aufstellung der Fische hat man sich besondere Mühe gegeben und sie ausgestopft, getrocknet und

wieder nach frischen Exemplaren gemalt zu einer lehrreichen Anschauung für das Publikum bereitet.

Es blieb mir jetzt noch die Abtheilung für Mineralogie übrig, welcher Herr Bartsch vorsteht und welche eben durch ihn eine neue lehrreiche und elegante Aufstellung erhält. Die Säle dieses Cabinets sind besonders schön und hell, werden im Winter durchaus geheizt (was in den andern Abtheilungen noch schwer vermißt wird) und enthalten einen wahren Schatz von Seltenheiten. Von höchster Merkwürdigkeit und einzig in ihrer Art ist die Sammlung von Meteorsteinen und Meteoreisen, welche hier gesehen wird. Hier sieht man das eigentliche Hauptstück jener in Ellbogen in Böhmen gefallenen Eisenmasse, welche so lange vor Chladni unter dem Namen des verwünschten Burggrafen bekannt war. Noch interessanter aber war mir eine mehr als Fuß lange, mit wunderbaren rhomboidischen Eindrücken gleich Afterkrystallen versehene abgeplattete Eisenmasse: sie ist im vorigen Jahrhundert in Ungarn gefallen und die Augenzeugen sind sofort damals zu Protokoll vernommen worden. Es ist die einzige Eisenmasse bisher, deren Fallen genau gesehen worden ist. Auf den polirten Schnittflächen dieser und anderer Eisenmassen findet man die krystallinischen Zeichnungen (gewöhnlich Widmanstädt'sche Figuren genannt) in den mannichfaltigsten Abänderungen dargestellt; dann sind hier Stücke einer merkwürdigen, in Nordamerika gefallenen Meteormasse von durchaus porphyrartiger Struktur — kurz dieser kleine Schrank voll gäbe zu tage- und monatlangen Untersuchungen Anlaß.

Außerdem enthält die Sammlung wahre Prachtstücke schöner Krystallisationen, z. B. ganze Reihen großer Smaragdkrystalle, in den verschiedensten Nüancirungen ihres eigenthümlichen Grüns dem Muttergestein noch eingewachsen, große Bergkrystalle vom reinsten Wasser u. s. w. Endlich ist eine auch für das Publikum sehr lehrreiche Sammlung

geschliffener Edelsteine zierlich aufgestellt, und als Unicum der ganzen Sammlung wird daneben ein über faustgroßes Stück des schönsten edeln Opals gezeigt. Ich schied erfreut und belehrt aus diesen Sälen.

Als ich wieder auf die Terassen der Burg hinaustrat, fand ich in dieser Mittagsstunde die hübsche Winterpromenade von vielen eleganten Wienerinnen belebt, und abermals erschien mir dieses Wien wieder als eine Art von glücklichem Utopien, dem heitersten, bequemsten Lebensgenusse bestimmt. — Ich wollte nun Professor Czermack, den Einzigen, der sich hier lebhafter mit wissenschaftlichen und experimentirenden Studien über Physiologie befaßt, einen Besuch machen. Er hatte mich in meinem Hause früh verfehlt und erwartete mich jetzt zum Mittagsmahle, dem ich mich nicht entziehen durfte. Ein alter Hausfreund, Kapellmeister Gyrowetz — ein Zeitgenosse Mozart's, Haydn's, Beethoven's — war bei ihm, und während wir so mit der Familie ein einfaches Mahl hielten, hörte ich den alten Herrn gern von jenen musikalischen Coryphäen erzählen.

Nach Tisch gab es manche Arbeiten von Czermack durchzusehen, und wir fuhren sodann hinaus in das große Wiener Krankenhaus zum Professor Rokitansky, dem berühmten Arbeiter im Fache pathologischer Anatomie.

Das große pathologische Museum, größtentheils von ihm selbst geschaffen und trefflich benutzt, ist reich an den verschiedensten Zeugnissen menschlicher Gebrechlichkeit und qualvollen Elends. Ich habe dort mehrere Formen gefunden, die mich im höchsten Grade interessirten, deren Aufzählung jedoch nicht hieher gehört. Einen eignen Luxus österreichischer Magnaten will ich indeß nicht unerwähnt lassen, der mir bei dieser Gelegenheit bekannt wurde. Einmal nämlich haben sie nicht nur die Gewohnheit, sich überhaupt gegen ihre Aerzte in sehr großartiger Weise dankbar zu zeigen, sondern ein ander Mal werden selbst Sektionen

und Balsamirungen dem Professor Rokitansky (dem alles Bedeutende dieser Art übertragen wird) auf eine Weise honorirt, welche mindestens in Deutschland nirgends anderswo vorkommt. 500—1000 Gulden C.-M. ist für dergleichen traurige Pflichten dort gar kein ungewöhnliches Honorar.

Gern hätte ich den Abend noch einen Blick in ein Wiener Volkstheater geworfen, um noch einige Züge hiesigen Lebens mehr aufzufassen, allein Professor Czermack hatte mir die Einladung zur Versammlung der Gesellschaft Wiener Aerzte gegeben, die ich um so weniger ablehnen durfte, da ich voriges Jahr erst ein Diplom derselben erhalten hatte.

Wie sehr indeß die meisten dieser Vereine, wenn auch anfangs mit gewisser Frischheit und Bedeutsamkeit in's Leben greifend, allmählig an Trockenheit, Wiederholung und Lauheit zu leiden anfangen, um endlich an Marasmus zu Grunde zu gehen; dies zu bemerken hatte ich auch hier schon manche Gelegenheit. Bei dem Allen freute es mich, meinen alten Freund Malfatti, so wie Geh. Hofrath v. Raimann, Professor Berres und so manchen Andern zu begrüßen, die ich sonst wohl zu sehen hier keine Zeit gehabt haben würde.

Wir beschlossen den Abend mit einem kleinen Souper bei Czermack, und ich mußte mir gefallen lassen, daß man auf die Gesundheit des wahren Carus wiederholt trank, da Czermack behauptete, es sei vor etwa zwei Jahren Jemand in Wien und auch bei ihm gewesen, der sich für mich ausgegeben habe und in dieser Voraussetzung von Mehreren fêtirt worden sei.

Von da begleiteten mich die Freunde noch nach Hause; die Anstalten zur Abreise waren gemacht und heute früh 5 Uhr verließ ich Wien, um bei klarem, aber immer noch sehr kaltem Wetter über die Höhe des Semmering zu gehen und das Murthal herab bis hieher zu fahren. Die

Straßen in den Gebirgen waren verhältnißmäßig weniger tief mit Schnee bedeckt als in den Ebenen, und der Wagen rollte leicht über den festgefrornen Boden. Allerdings waren die Blicke nach den steyerschen Alpen oftmals sehr schön, doch muß es eigentlich in den Thälern grün sein, wenn der Alpenschnee in seiner wahren Pracht leuchten soll. Jetzt war der Weißheit offenbar zu viel!

Pontieba, den 4. März, Abends.

Nach drei starken Tagreisen komme ich heute Abend spät auf dieser Scheide deutscher und italienischer Zunge an. Erst heute in den Mittagsstunden wurde die Luft milder; gestern von Mürzhofen nach Friebach eine sehr starke Tagreise und immer in heftiger Kälte und tiefem Schnee, doch guter, fahrbarer Straße. Noch heute früh dies Klagenfurth im Frühsonnenschein, Alles mit tiefem Schnee bedeckt, dahinter ein duftiger Winternebel und darüber die riesigen Alpen mit glänzend erleuchteten Schneefeldern! Alles war bedeutsam! Und am Ende bleibt es doch eine merkwürdige Erfahrung, solche Gegenden auch einmal im Winter bereist zu haben. Uebrigens muß man die Straßenpolizei Oesterreichs loben: ich reise nun schon über 80 bis 90 Meilen und finde überall durch Menschenhand den Schnee von den Straßen geräumt. Möchte doch auch alles Andere, was sonst noch den Fortschritt der Menschheit in diesem Lande hemmt, auf gleiche Weise weggeräumt werden!

Als ich heute gegen Villach eine Höhe hinan durch schmelzenden Schnee zu Fuße ging, kamen mir Wandersleute entgegen und erzählten unter einander: „ja aus Italien herauf kämen schon Lohnkutscher des Wegs, die brächten bereits Staub mit!“ Es war mir ein eigener rührender Klang, wie der Staub auf den Wegen, aus jenem glücklichen Klima mit herauf in diese Eisregionen gebracht, den Leuten so beneidenswerth erschien — Staub in diesen Schneefeldern klingt wie eine Sage aus ferner goldener Zeit. Man fühlt das erst recht, wenn man so lange immer durch Frost und Schnee gereist ist, und die Augen von der immerwährenden Blendung schmerzen und sich nach jungem Grün sehnen!

Uebrigens brachte mir diese letzte Tour über Villach, wo wir vor 13 Jahren unser letztes deutsches Nachtquartier hielten, die Erinnerung an jene Reise recht lebhaft wieder hervor. Dies Villach hat eine ganz eigene Physiognomie — es mischt sich schon viel Italienisches ein — der ganze Ort ist ein Patois! In dem Thale bei Feraun, wo die mächtige Felsmasse mit ihrer in schwindelnder Höhe gelegenen Ruine so hart an den Weg herantritt, sahen zuerst blühende Erlenbüsche aus dem Schnee hervor und ein milder Lufthauch wehte in der Abendsonne das erste Frühlingsgefühl mir zu! O dies eigene Gefühl des Frühlings — es ist wie ein rechtes Liebesgefühl; es läßt den Menschen nie innerlich unerschüttert!

Morgen also hoffe ich diesen immerwährenden Schnee überwunden zu haben! Ist es doch kein Wunder, daß der Mensch da verkümmert, wo er drei Viertheile des Jahres solches ödes Weiß nicht los wird! Bei Klagenfurth sah es wunderlich aus, wenn aus tiefem Schnee fast um alle Bauernhäuser 10 — 12 und mehr Stangen aufragten, die man dick mit Maisstroh behangen hatte — sie gleichen von weitem gespenstischen dunklen Gestalten und man hätte sie wohl den Verdammten bei Dante vergleichen können, die in schweren Bleikappen einherschleichen; hier scheinen sie mir die Gespenster der Winterkälte, die den armen Menschen in unserm Klima einen guten Theil seiner Lebenslust verscheuchen. Es mochte gut zu dem Namen Klagenfurth passen!

Also nun hinab in ein glücklicheres Land. Empfange gut deinen alten Geliebten, Italia!

Conegliano, den 5. März, Abends.

Wie mit einem Zauberschlag ist Schnee und Eis verschwunden, um mich her webt eine wärmere, weichere Luft und eine eigenthümliche Ruhe und Heiterkeit erfüllt mich!

Schon der Morgen war bedeutend. Anfangs noch die hohen, schroffen, schneebedeckten Felswände bei Pontieba und ein ernstbewölkter Himmel! Je weiter ich aber auf der prächtigen neuen Straße im offenen Wagen hinabrollte, desto großartiger erhoben sich die Formen, desto mehr wich der Schnee zurück und desto mehr brachen sich die lichtgrauen Wolken. Nun das scharfe Abschneiden der ganzen Landesart — die, wenn auch armen und grauen, doch immer in edlen Verhältnissen geformten Häuser, und die andern schärfern, geistigern Physiognomien der Menschen! Weiter hinab rankte ein großer Epheu mit üppigem Laube über die Felsen, Maulbeerpflanzungen und große Weinstöcke (beide freilich noch blattlos) umgaben die zwischen die Felsen gebauten Häuser, das grüne klare Wasser der Fella wand sich in immer breiterm Bett von Grus und Kies tiefer und tiefer hinab, und als nun glänzend die Sonne durchbrach, als die schöne rothblühende Haide (Erica carnea) die Abhänge bedeckte, da athmete ich tiefer die Luft Italiens ein und ein helleres Frühlingsgefühl erwachte.

Schon das ärmliche Resciutta, wo die erste italienische Post ist und von wo an die Postillions zu Pferde sitzen anstatt auf dem Kutschbock, erschien mir ganz poetisch — aber nun Venzano mit den herrlichen Gebirgsformen, den nun schon mehr zurückweichenden Alpen, mit den malerischen Häusern, der kleinen, aber im edlen altbyzantinischen Styl erbauten Kirche, und den in seinen Gärten aufragenden Lorbeerbäumen! Es war jetzt schon reizend, und wie

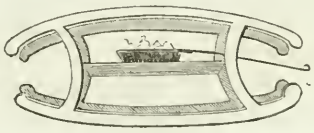
schön muß es nicht erst erscheinen, wenn man sich tiefer in diese Umgebungen versenkt und der Frühling noch reichern Schmuck über die Gegend ausgießt. Schade, daß man Cemona, welches wenig weiterhin höchst malerisch an den Bergen liegt, nicht mehr berührt! Eine neue, bessere, aber prosaisch gerade Straße führt mich daran in der Ebene vorbei.

Mittags war ich schon in Udine. Während man mir eine kleine Collation bereitete, sah ich mich etwas auf dem Markte um. Schon eine große, offene Halle — sie bedeutete mir Orgagna's Halle von Florenz vor — ein großer Brunnen, Freitreppen, Häuser und Kirchen, schon so ganz der eigenthümlich italienische Baustyl, dabei das in braunen Mänteln und spitzen Filzhüten in der Sonne herumlehnende Volk — so ganz meine alten Italiener! Es war mir wie ein Traum!

Ja, es ist merkwürdig, wie mit einem Male ein so ganz anderer und ein schönerer Menschenschlag hervortritt. In einem kleinen Orte hinter Udine wand ein Mädchen mit ein paar alten Frauen Wasser aus dem Brunnen herauf — der Postillion sprang ab und löschte seinen Durst aus dem aufgewundenen Eimer. Das Mädchen war so schön, daß ich ihm den Trunk hätte beneiden können. Dann begegnete uns wieder ein Heuwagen, von ein paar mächtigen grauen Stieren gezogen, vorn über der Deichsel lehnte, gerade aufrecht gestellt, nachlässig am Heu ein 15—16jähriger Junge in seiner braunen Manchesterjacke, mit bloßer Brust und hohem Filzhut, die Peitsche nachlässig in der rechten Hand haltend — wahrhaftig, es war ein Modell zu einem jugendlichen Hermes oder Bachus!

Immer weiter geht es nun auf den guten, schnurgeraden Chausseen, über die lange lange Brücke des noch fast wasserlosen Tagliamento, immer die Kette der friaulischen Alpen zur Seite! Ich komme nach Pordenone, wo wir vor 13 Jahren unsre Kunstbeschauungen anfingen, und

bei hellstem, warmen Mondabend, den strahlenden Abendstern vor mir, im offenen Wagen und nur in den Mantel gehüllt (der Pelz war schon heute früh eingepackt worden), langte ich hier an, wo ein bequemes Quartier und gute Bewirthung mich empfängt. Zum ersten Mal wieder eine ganz italienische Einrichtung — das hohe und breite Bett, der große Kamin, die Estrich-Fußböden, die großen Fensterflügel, und draußen milde Luft und heller Mondschein über der kleinen Stadt, durch deren Straßen nur noch einzelne Spaziergänger ziehen, von denen hie und da ein sonorer Gesang heraufтönt. Der Wirth fragte: „**domanda fuoco?**“ und mehr um die lustige Flamme zu sehen als wegen empfundener Kälte, ließ ich ein leichtes Feuer anzünden. Auch das geschieht so gewiß patriarchalisch. Der Cameriere warf 5—6 lange, dünne und dürre Kieferäste nebst einigem trockenem Gestrüpp auf die kleinen Eisenböcke des Kamins, griff dann in das mächtige, unten mit Maisstroh gefüllte Bett und holte eine Hand voll trockener Maisblätter hervor. Kaum loderten diese, so flammten auch die Kieferäste und weit um den Kamin herum verbreitete sich eine behagliche Erwärmung. — So hat man hier auch eine ganz naive Manier, das gewaltige Bett zu durchwärmen. Beantwortet der Reisende die Frage: „**vuol fuoco nel letto?**“ mit „**si!**“ so bringt die Magd eine Art von kleinem hölzernen, nach oben bedeckten Schlitten, setzt ein kleines Becken mit Asche umgebenen glühenden Kohlen da mitten hinein, und schiebt nun die ganze Maschine unter die weite und breite gesteppte Decke (denn von Federbetten ist nicht mehr die Rede). Die Form des Ganzen ist etwa so:



Alle diese kleinen Einrichtungen haben so durchaus den Charakter der Einfachheit und Zweckmäßigkeit, und wie ihre Speisen schmackhaft, nährend und doch in genügender Auswahl gegeben werden, ohne daß man eben besondern Luxus damit treibt, so herrscht auch in der Art, wie so viel andere Lebensbedürfnisse hier erfüllt werden, Etwas, das gerade, weil es fern von aller Ostentation ist, den wahren Comfort gewährt. Es liegt hierin wirklich eine große praktische Weisheit, denn hat der Mensch nicht, was sein Bedürfniß angenehm befriedigt, so darbt er, und umgiebt er diese Befriedigung wieder mit zu viel Putz und Staat, so macht er sich dadurch, daß er immer bedenken muß, wie er auch allen diesen Flitter gehörig erhalte, oft weit mehr Noth, als wenn er wahrhaft darben müßte. Ich kann nicht sagen, wie wohnlich und behaglich es mir so heute Abend in diesem Zimmer war. Könnte man in solchem Lande einmal nach freier Wahl mit wenig auserlesenen Freunden existiren — das schönste poetische, echtmenschliche Leben müßte sich ergeben!

Ich bin durch den heutigen Tag schon in gewissem Maße für die vorhergegangenen Schnee- und Kältetage entschädigt!

Venezia, den 6. März, Abends.

Noch einmal also in dieser Wunderstadt!

Bei klarem Morgen rollte ich heute auf den wohlbekannten geraden Wegen zwischen den verfallenden alten Landhäusern, den Zeugen ehemaliger venetianischer Pracht, durch Treviso nach Mestre. Die Sonne stieg hinter Conegliano über dichtem Cirrostratusgewölk mit weit höherm Farbenglanze herauf, als wir bei uns an ihr um diese Zeit gewohnt sind. Die Morgenluft war kühl, aber ruhig. In Mestre nahm ich ein Postschiff mit vier Ruderern, und so bei angenehmer Wärme hinaus den langen Kanal und in die weiten Lagunen hinein!

Die Wasserfläche lag in herrlicher Bläue um mich her, vom Himmel leuchtete ein klares Sonnenlicht, und wieder wie vor 13 Jahren tauchten die Thürme und allmählig die Stadt aus den Fluthen herauf; und doch schwebte, ich weiß nicht warum, eine trübe Stimmung über mir, und der Gedanke, daß ich eine so ganz zerfallende Größe zu sehen kam, wollte mir nicht aus dem Sinne! — Trotz des zarten Duftes über der spiegelnden Fläche kam es mir immer vor, ich sähe dort eine mächtige Leiche ausgestreckt, halb schon in die deckenden Fluthen versenkt.

Dazu nun diese Einfahrt in den ersten Kanal zwischen alten, verfallenen, oft fensterlosen Häusern, mit zerrissener Wäsche behangen! Gleich auf dem nächsten Erdvorsprunge saß in der Sonne eine Frau, neben ihr ein kleines Mädchen und ein anderes etwa 9—10jähriges Töchterchen lag mit dem Kopfe in ihrem Schooße. Die Mutter war so eifrig mit Untersuchung (nicht gerade craniologischer) des Kopfs ihrer Tochter beschäftigt, daß sie kaum aufsah, als ich nahe vorbeifuhr.

Auf diese Art ging's nun weiter. Auf dem Kanale drängten sich die großen Barken, beladen mit sauerriechendem Rothweine, den man mit Schöpfkellen aus großen Bottichen in Fässer überfüllte, oder mit Fischen und zwar auch nicht wohlriechenden; an den Häusern hin sah man nur dürftiges Gesindel und schmutzige Fachini; auch weiterhin die Rialtobrücke sah so dunkel und beschlagen aus, und selbst die Sonne hatte sich hinter graue Wolken verborgen — kurz, es war mir ganz melancholisch zu Muthe!

So ruderte die Barke immer weiter, aber nun wurde der Kanal breit, die alten Paläste machten die Wirkung ihrer großartigen Architektur geltend, die Kirche alla salute erschien, der Hafen öffnete sich mit seinem Wald von Masten und ein großer Zweimaster schaukelte im Vordergrunde auf den leichtbewegten Wellen; dort lag San Giorgio, hier trat die Fortuna auf ihrer Kugel hervor, und als nun über alles Dieses auch wieder ein warmes, helles Sonnenlicht sich verbreitete, da ging mir abermals die volle Pracht dieser alten Venezia auf! Dann erschienen der Campanile, der Dogenpalast, das Säulenpaar der Piazetta, die riva dei schiavoni mit ihrem Drängen und Treiben, und davor die unzähligen Gondeln und Barken!

Ich landete im Albergo reale und hatte kaum von einem Zimmer Besitz genommen, als ich es auch schon wieder verließ, um manches Wunder Venedigs abermals in der Nähe zu betrachten.

Zuerst zum Markusplatz. — O Glück der Augen, das auch wieder zu sehen! Noch immer Hunderte von Tauben, dort Körner pickend und auffliegend! Sie sind ihm treuer geblieben, als das Glück Venedig! — Die alte Republik gab einst diesen geflügelten Republikanern durch ein eigenes Dekret ihren Schutz — und daher diese Treue! — Ich trete in die Markuskirche, deren gebräunte Wölbungen nun bald das neunte Jahrhundert vollenden. Höchst wunderbar eigenthümliches Werk! — immer erscheint sie der Phantasie

ausnehmend groß, obwohl räumlich sie von so Vielen übertroffen wird. Es ist wie Schiller den Astronomen zuruft:

„Aber Freunde im Raum wohnt das Erhabene nicht."

Wer möchte das Register ihrer Merkwürdigkeiten schreiben, alle ihre goldenen Gewölbe, ihre Mosaiken (den schönen St. Markus nach Tizian von Zuccato muß ich doch erwähnen), die Säulen von Jerusalem und Byzanz, die Bronze-Arbeiten von Sansovino, der Reichthum in edlem Metall an Gefäßen und Altären! — Das Alles ist langer und wiederholter Betrachtung werth — aber was mich betrifft, so hielt mich heute nur der Blick auf das Ganze fest! — Diese weiten Wölbungen, die Wirkung des Lichtes, wie es in dieser Dämmerung allmählig abklingt, der eigene Duft hohen Alterthums, der über Allem schwebt — wer könnte das je vergessen, wenn er es einmal gesehen hat?

Venedig, denselben Tag, um Mitternacht.

So weit hatte ich vorhin geschrieben, als der Bediente vom Platz kam, mir zu melden, es sei Zeit zum Theater — zumal wenn ich vorher noch einen Spaziergang im Mondabend machen wollte. Jetzt, nach Mitternacht, komme ich zurück im höchsten Grade aufgeregt, nicht sowohl vom Theater, wohl aber durch eine Erscheinung, die ich von dieser Schönheit nicht geträumt hatte — es war die Erscheinung einer Vollmondnacht in Venedig! Schon vor dem Theater, auf der Piazetta und unter den Arkaden der Signoria wandelnd, waren die Mondeffekte wunderbar — Bild reihte sich an Bild! — Erst — da rechts zur Seite — den Dogenpalast mit seinen bunten Marmorwänden und seinen originellen gothischen Bogenstellungen; in der Ferne die mondbeleuchteten Kuppeln der Kirche **Maria della salute**; davor das Zittern des Mondlichts auf den Wellen zwischen den Kauffahrern und Barken; hie und da brennende Laternen auf Schiffen und auf den schwarzen Gondeln, die wie Weberschiffchen zwischen den großen Fahrzeugen hin und wieder gleiten! Dann weiterhin die prachtvolle Durchsicht durch die Arkaden der Piazetta, zwischen jenen vom Dogen Zinni aus Griechenland herübergebrachten granitnen Säulen; hernach der im violettgrauen Duft der einbrechenden Nacht unter dem Monde sich ausbreitende Hafen; wiederum dann der wunderbare Effekt, den man erhält, wenn man in den Schatten sich stellt, den die eine jener Säulen wirft, welche den geflügelten Löwen trägt — man sieht so den Mond verdeckt von dem fantastischen Gebilde jenes Löwen, aber umher breitet sich eine lichte Glorie des Mondscheins, und prächtig spielen heran- und vorbeiziehende farbige Wölkchen um die dunkle

Gestalt; dann weiterhin der Ueberblick des ganzen Markusplatzes mit seinen erleuchteten Hallen, Gewölben und Kaffe's mit dem Gewühl der unter seinen Arkaden promenirenden Menge; die Markuskirche noch in Dunkel gehüllt und der Markusthurm seinen langen Schatten weithin über den mondbestrahlten Markusplatz zeichnend — welche Fülle neuer Eindrücke!

Und doch! waren schon diese Erscheinungen außerordentlich, was soll ich erst von dem Wege sagen, als ich eben jetzt um Mitternacht ganz einsam aus dem Theater nach meinem Albergo ging! Schon das Gefühl, so ganz allein in tiefer Nacht durch Straßen und Plätze Venedigs zu streifen, vor sich auftauchen zu lassen im Geiste die großen romantischen Begebenheiten alter Zeit, und wachend von den Männern der Republik und den Schönheiten eines Tizian zu träumen — es hat etwas durch und durch Poetisches!

Ich hatte ein paar Akte von Gabussi's Oper im Stich gelassen und wanderte gegen 12 Uhr vom Teatro alla Fenice den leicht zu findenden Weg durch schmale Gäßchen nach dem Markusplatze. Noch immer waren in den engen Wegen die Boutiken der Handarbeiter, Bäcker, Victualienhändler u. s. w. erleuchtet und mit thätigen Leuten erfüllt, aber auf dem Markusplatze war es stiller; nur in mehreren Kaffe's war noch Licht und nur einzelne Paare zogen vorüber und lustwandelten in der herrlichen Nacht. Der Lärm des Tages war verklungen, und der Mond, schon etwas gegen Westen gerückt, erleuchtete nun vom klarsten Himmel und bei milder ruhiger Luft die Façaden der Markuskirche. Gewiß, diese Kirche ist eben auch am Tage herrlich und von wunderbar großer Wirkung, aber in der Ruhe und Stille der tiefen Nacht, erleuchtet von den hellen Strahlen des Mondes, wenn das Gold der Mosaiken im bleichen Mondlicht schimmert und von den metallenen Rossen des Lysippos wiederglänzt, wenn die hellen Kuppeln sich in den dunklen Nachthimmel erheben und alle Gesims- und kunstreiche Verzierungen

lange geheimnißvolle Schatten werfen — dann erst bekommt sie etwas ganz eigenthümlich Magisches und tief Mysteriöses!

Jetzt nun an der Piazetta die vollkommene Stille dieser Lagunen; der Duft, der die fernen Schiffe und San Giorgio umhüllt! Eine der schwarzen Gondeln, in welcher ein Licht schimmert, gleitet noch leise durch die Fluten und nur jeden Ruderschlag versilbert der Schimmer des Mondlichts.

Noch lange lehnte ich auf dem **Ponte dei sospiri** und sah in diese „mondbeglänzte Zauberwelt" hinein! Einzelne Paare strichen an mir vorbei, während auf den Marmorstufen der Treppe hüben und drüben ein paar Schiffer schlafend ausgestreckt lagen, nur leicht in ihre braunen Mäntel gehüllt. Ich konnte mich kaum entschließen, zurück in mein Albergo zu gehen, und selbst da noch, als ich eintrat, hatte ich die schönsten Mondeffekte zu bewundern. War ja doch auch dieses, gleich den meisten andern Hotel's, früher der Palast einer vornehmen Familie (dieses gehörte der Familie Bernardo) und ist mit schönen Bogenstellungen und Freitreppen verziert, welche, unten von Lampenlicht, oben vom Monde erleuchtet, höchst malerisch sich ausnahmen. — O, Venedig, Venedig!

Venedig, den 7. März, früh.

Die Fenster im großen Saale dieses alten Palastes gehen nach dem Hafen, und früh bei den ersten Strahlen des Morgens war ich schon aus meinem kleinen aussichtslosen Zimmer hinuntergegangen, um auch dieses Anblicks mich zu erfreuen. Wieder ganz eigenthümlich! — Der Himmel völlig klar, eben begannen die röthlichen Strahlen der Morgensonne die bethauten Masten der Schiffe zu erleuchten, während die blaulich glänzenden Lagunen in der frischen Morgenluft zitterten, San Giorgio gegenüber im violetten Duft sich ausbreitete und die hohe Kuppel der Kirche della salute im hellen Morgenlicht glänzte. — Es ist Sonntag; dies und der frühe Morgen ließen die Riva unter meinen Fenstern noch sehr leer, und einzelne Schiffer oder Leute, die in großen Blech- und Glasgefäßen Milch feil trugen u. dergl., kündigten das wiedererwachende Volksleben an.

Ich fahre nun fort, die Erinnerungen des gestrigen Tages aufzuzeichnen. Also, nachdem ich die Markuskirche wieder verlassen, wendete ich mich zur Gallerie der Akademie der Künste, welche ich das erste Mal, als ich hier war, nicht sehen konnte. Sie befindet sich am großen Kanal in dem ehemaligen Kloster der Carita. Die Gemäldesammlung daselbst ist dem Publikum täglich geöffnet, gestern war ich jedoch der einzige Beschauer. Man findet dort gerade für die venetianische Malerschule des Merkwürdigen viel, hingegen keine Kunstwerke ersten Ranges. In ersterer Beziehung ist die Abtheilung interessant, welche aus Bildern der ältesten bunt-steifen Kunstperiode mit ihren magern Engeln und Heiligen auf Goldgrund erfüllt ist. Dergleichen wird nur selten durch die Innigkeit eines durchleuchtenden

Gemüthes erträglich, ja schön (so bei Fiesole); hier war wenig dieser Art und ich wendete mich sogleich zu Anderem. Wichtiger waren mir die Bilder der Bellini's — denn Gentil Bellini und Giovanni Bellini waren die Söhne von Jacomo Bellini († 1470), und Tizian (geboren 1477) war zugleich mit Giorgione der Schüler von Gentil Bellini, so wie denn von Tizian wieder als bester Schüler Bonifazio übrig blieb. Von allen diesen enthält die Sammlung wichtige Sachen. Besonders haben mich von Gentil Bellini ein Paar große Bilder interessirt, welche das alte Venedig, wie es am Ende des 15. Jahrhunderts erschien, prächtig vergegenwärtigen. Das eine stellt die Prozession des Corpus domini über den Markusplatz dar — damals flatterten noch die Fahnen von Candia, Cypern und Morea an den drei Masten vor der Markuskirche! — sonst erschien schon Alles wie noch heute, nur an den Markusthurm stieß damals anstatt der später gebauten neuen Procuratien das im alterthümlichen Styl gebaute Spital. — Das andere Bild wird „il miracolo della croce" genannt und stellt die Geschichte dar, wie ein das Kreuz tragender Priester bei einer Processíon in die Lagunen fällt, ohne unterzusinken. Auch hier sieht man so recht in das alte Venedig hinein: die alten Paläste auf den Gallerien mit zierlich geputzten Damen und Herren erfüllt, dabei die Loggien auf den Häusern wie noch heutigen Tages mit Wäsche behangen. — Nimmt man nun noch hinzu ein Bild von Lazaro Sebastiani, ungefähr aus derselben Zeit, welches das Innere eines Palastes zeigt, wo eben ein vornehmes Paar getraut wird — Alles im höchsten Staat, Treppen und Geländer mit kostbaren Teppichen behangen, Hellebardiere und Pagen im reichen Costüm und eine volle Versammlung köstlich gekleideter Nobili und Damen — so kann man sich trefflich in das alte Venedig zurückdenken. Der Gentil Bellini muß überhaupt in Venedig in großem Ansehen gestanden haben, denn als der Sultan vom Senat der Republik einen Maler

zugesendet wünschte, war er es, den man dazu wählte, und bekannt ist dabei noch die Geschichte, welche ihn zur eiligen Rückkehr bestimmte. Als nämlich der Sultan (Muhamed II.) tadelte, daß auf seinem Bilde der Enthauptung Johannis des Täufers das Zurückziehen der Haut am enthaupteten Rumpfe nicht natürlich genug dargestellt sei, Bellini aber sich verantwortete: er wisse es eben nicht besser, so ließ der Sultan augenblicklich den ersten besten Sklaven niederknien, enthaupten, und zeigte dem entsetzten Künstler die wahre Beschaffenheit der grimmigen Verletzung. Der Wiedergekehrte wurde zum St. Markusritter geschlagen und ihm ein bedeutender Jahresgehalt ausgesetzt. — Auch von Giovanni Bellini sind manche interessante Bilder da, indeß nichts, was sich mit dem Christus der Dresdner Gallerie vergleichen ließe. Eben so sind die Bilder Tizians, welche man hier sieht, mehr seiner spätern und spätesten Lebensperiode eigen, in welcher er sich überlebt und übermalt hatte. — Die Kunst zur rechten Zeit aufzuhören, ja zur rechten Zeit zu sterben ist auch ein Theil der echten Lebenskunst! — Merkwürdig war mir an seinem Johannes in der Wüste der kleine landschaftliche Hintergrund. Er ist von ganz eigenthümlicher Schönheit: die Bäume so lebenvoll, luftig und bewegt und doch so ideell in der Ausführung behandelt, der kleine Wasserfall so frisch und poetisch! Eine recht sorgfältige Copie dieses merkwürdigen kleinen Erdlebenbildes wäre mir höchst erwünscht. — Was dagegen das große berühmte Bild „die Verklärung der Madonna" betrifft, so hat es für mich eine gewisse irdische Schwere, die allem Gefühl der Verklärung widerstreitet. — Von Tizians Schüler, Bonifazio, finden sich einige bedeutende Sachen: da ist ein Kindermord zu Bethlehem, ganz in altvenetianischem Costüm mit prächtigen Figuren, zumal im Vordergrunde steht ein Anführer der Soldaten in dunkelrothem Sammtanzug mit scharlachrothem Barett — ein wahres Muster jener Zeit! — Einen andern Schüler Tizians lernte

ich hier kennen: den Marconi; auf seiner Kreuzesabnahme findet sich eine Magdalena von ganz besonderer Schönheit. — Von Carpaccio ist bemerkenswerth ein Bild vom Jahr 1515 mit mehreren Heiligen, unter welchen Ludwig der Heilige eine besonders schöne Gestalt ist; und ein anderes, wunderliches, die heilige Ursula auf einem Palmenstamme, umgeben von den eilftausend Jungfrauen, unter denen gar hübsche Köpfchen vorkommen.

Auch von Marco Basaiti, ebenfalls aus Tizians Zeit und aus dem Friaul gebürtig, sah ich ein Bild im alten strengen Styl: Christus mit den Fischern. Die Art, wie die beiden Fischer (der erste ist Petrus) genommen sind — diese Einfachheit und Innigkeit der Darstellung, verfehlt doch nie ihre Wirkung!

Endlich ist es mir psychologisch wichtig gewesen, den Kopf der Mutter Tizians, von ihm selbst gemalt, zu sehen. Die großen verständigen kräftigen Züge verrathen einen sehr festbestimmten Charakter und bestätigen mir es abermals, wie bedeutend die Individualität der Mutter sei für die Individualität des Sohnes.

Und hiemit schied ich von dieser Sammlung.

Weiter wurde mir von einer Gemäldesammlung gesagt in einem Collegio bei der Kirche **St. Maria della salute.** Eine Gondel führte mich dorthin und zuerst in die Kirche selbst. Bekanntlich wurde sie ursprünglich als Dankeszeichen für das Verschwinden der Pest gebaut, und neuerlich beim Aufhören der Cholera hat man sie dann wieder mit einem großen silbernen Kronleuchter geschmückt, welcher jedoch geschmackvoller und zumal für eine Stadt der Kunst, wie Venedig, viel sinniger hätte sein sollen. — Der mehr moderne, jedoch großartige Styl des Aeußern herrscht auch im Innern der Kirche. Von Kunstwerken ist etwas Bedeutendes nicht darin zu finden, und die kleine Gemäldesammlung in dem anstoßenden Collegio (sie sollte sogar einen Raphael enthalten) war gar nicht der Rede werth.

Ich hätte nun wohl mich noch einmal in den Dogenpalaſt führen laſſen, um die Erinnerung an ſeine Merkwürdigkeiten wieder zu erneuern, er war jedoch heute geſchloſſen und ſo verwendete ich die mir bleibende Zeit dazu, auszuführen, was ich mir ſo oft als reizend gedacht hatte. Ich ſtreckte mich nämlich in eine der bequemen ſchwarzen Gondeln und ließ mich hinaus unter die Schiffe rudern, die vor der Piazetta im Hafen liegen, um dort von irgend einer Anſicht der Umgebungen eine Skizze zu nehmen. Himmel! was für Gruppen und Bilder gingen hier an den erſtaunten Augen vorüber! Bald große Kauffahrer, vor denen beladene Nachen ſchaukelten, während dahinter San Giorgio aus den grünen Fluten aufragte, bald Kähne mit Fiſchergeräth und mit den wunderlichſten in braune Mäntel gehüllten Geſtalten beſetzt, bald Gruppen kleinerer Segelboote, zwiſchen denen der Dogenpalaſt und San Marco prächtig ſich hervor hob, kurz ich konnte vor Mannichfaltigkeit des Maleriſchen lange nicht zum Zeichnen kommen. Endlich ließ ich die Gondel an die Ankerkette eines engliſchen Kauffahrers anlegen und zeichnete die zu einem andern großen vor Anker liegenden Zweimaſter ſehr maleriſch ſich gruppirende Dogana mit ihrer Fortuna und mit der Kirche della salute. Freilich konnte Alles nur ſkizzenhaft gerathen und ich wurde oft durch das ſanfte Schaukeln der Gondel unterbrochen. Aber es war doch ſchön! Ich fühlte, wie prächtig es ſein müßte, hier in ſo recht ſorgfältiger Nachbildung all dieſer Formen und Farben ſchwelgen zu können, und doch ſollte mir alle dieſe Herrlichkeit diesmal wieder nur im Fluge gezeigt werden; indeß ſei es — ich habe es doch geſehen, ich habe es mit ruhiger geſammelter Seele rein angeſchaut! Und was iſt denn im Leben überhaupt feſt und immerfort zu halten? In dem ewigen Werden der Welt geht ja ein ganzes Leben des Menſchen wie ein flüchtiger Augenblick vorüber.

Die Sonne ſenkte ſich und ich ließ mich nach Hauſe

rudern, um mein spätes Mittagsmahl mir auftragen zu lassen. Da saß ich nun einsam in einem kleinen Zimmer, vor meinem Fenster alte Dächer mit einer hölzernen gebrechlichen Altane, alle Pracht des Hafens, alle Schönheiten Venedigs waren verschwunden, aber ich wußte doch, daß sie mir nahe waren und ich gedachte Derer, denen ich das Alles hätte zeigen mögen. Bei alle Dem sollte mir indeß auch hier eine ächt italienische Scene nicht fehlen. Auf dem sehr flachen mit alten Hohlziegeln mehr überschütteten als gedeckten Dache mir gegenüber stieg aus einer weiten Bodenlucke ein ganz hübsches schlankes Mädchen in hochrothem Kleide heraus, ambulirte hin und her und stieg dann auf den alten Balkon hinauf, der wahrscheinlich mehr Aussicht als mein Fenster darbot. Bald kam noch eine zweite im schwarzen Kleide hinzu. Beide trieben ihr Spiel auf den schwankenden Ziegeln fast nach Katzenart umher zu wandeln und lorgnirten gelegentlich mich selbst an meiner wohlbesetzten Tafel. Es schien mir ganz als hätten diese Damen von ihrem Observatorium zuweilen mit frühern Bewohnern meines Zimmers Bekanntschaften angeknüpft. Bei mir war nun allerdings diese Mühe verloren, indeß amüsirte mich doch im Stillen diese ganz eigenthümliche, bald wieder verschwindende Gesellschaft auf dem Dache.

Nach Tisch rief mich mein venetianischer Mentor ab, ein gewisser Buseto, früher Künstler, d. h. Vedutenmaler, und jetzt gelegentlich, wie so Viele in Italien, mit alten Bildern Handel treibend. (Er hatte mir schon vorher ein merkwürdiges altes Bild, von ihm für einen Mantegna ausgegeben, sehen lassen: ein todter Christus im Schooße der Maria und daneben Johannes; ich möchte es eher für eine frühe Arbeit des Giorgione halten.) Wie ich nun mich von ihm nach dem Theater geleiten ließ und der wunderbaren Mondwirkung mich erfreute, habe ich oben schon diesen Blättern vertraut, doch muß ich noch eines lebendigen Bildes gedenken, welches der Caffé greco am Markusplatz

darbot. Hier versammeln sich wirklich nur Griechen, Albanesen, Türken, sitzen zusammen rauchend und ihren Kaffe schlürfend, schweigsam in ihren langen Gewanden und schwarzen Bärten — bedeutende orientalische Gestalten. Die sogenannte Genremalerei, welche ich „kleinhistorische" Kunst genannt wissen möchte und welche die Franzosen wohl auch mit dem Namen „peinture anectodique" bezeichnen, fände hier ein interessantes Sujet. Mich wehte es dabei wie Luft aus dem Orient an.

Was das Teatro alla Fenice betraf, so kam ich nach 8 Uhr noch viel zu früh: Alles war noch leer und dunkel. So gegen halb 9 Uhr kamen allmählig die Zuschauer, Leute gingen umher die Lichter anzuzünden, die Musiker fanden sich ein, Alles so mit einer gewissen Bequemlichkeit und Ungenirtheit; endlich lies man den großen Kronleuchter herab und die Ouverture zu dieser Clemenza d'Arles, der diesmaligen Carnevalsoper, begann. Der Componist, Gabussi, hatte wohl Meyerbeer zum Vorbilde genommen, und manche gute Gedanken und manches Melodische tönte wieder, aber wer hätte hier irgend etwas ruhig und deutlich vernehmen können! Kaum war der erste Tenor (Iwanoff) aufgetreten — eine wirklich melodische, nur etwas affektirt ausgebildete Stimme —, so fing man an auf einer Seite zu klatschen, auf der andern zu pochen und zu pfeifen; dann sang hier einer mit, dort wurde ziemlich laut dazwischen gesprochen, und so ging es den ganzen Akt hindurch, mochten Sänger oder Sängerinnen auf der Bühne sich hören lassen. Kurz, von Theilnahme am Stück war nicht die Rede; Alles hing ab vom augenblicklichen Effekt und von persönlicher Gunst oder Mißgunst für die Schauspieler. Möchte ich doch um Alles hier nicht eine wirklich gute Oper hören! Dabei die äußere Ausstattung, Dekorationen und Costüm splendid, das übrige Personal aber nicht bedeutend. Die Derancourt hat eine sehr ausgebildete, aber gar nicht zu Herzen gehende Stimme, und ob-

wohl sie Desiderata heißt, so würde ich sie doch nicht eben desideriren.

Nach dem ersten Akte folgte das Ballo: die Liebesintrigue zwischen Venus und Mars und die Eifersucht des Vulkan vorstellend. Aber welche Venus! Mit diesen abstehenden Florröcken, dieser magern Gestalt, diesem gemalten Gesicht!

Uebrigens buntester Wechsel von Dekorationen, Groteskkänze von Vulkans Schmiedeknechten und kriegerische Attaque von einem Heer kleiner Amorinen, zuletzt der Olymp mit griechischem Feuer. Kurz „Futter für Pulver! es füllt seine Grube so gut wie ein anderes!" Dabei muß man indeß gestehen, daß wenn einmal diese Art zu tanzen gelten soll, hier wenigstens mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit getanzt wurde. Die beiden ersten Tänzerinnen und so auch der erste Tänzer (alle ausgesprochene Lieblinge des Publikums) hatten wirklich etwas poetisch zephyrhaft Schwebendes, wie ich es bisher noch nie gesehen. Eben dies war es auch, was mich festhielt bis zum Ende des Ballets; dann aber stürzte ich mich in das Mondscheinbad, von dem ich oben geschrieben habe.

Ehe ich jedoch das Theater verließ, machte ich im Parterre noch einmal die Runde und weidete mich an manchem wahrhaft schönen und ächt charakteristischen Gesicht vornehmer Venetianerinnen. Ja, diese alten Maler, ein Giorgione, ein Tizian, ein Paul Cagliari, sie haben wohl manch schönes Gesicht auf ihren Bildern uns hinterlassen, aber das Schöne, was die Natur immer wieder gütig wie frische Lenzesblüthen hervorbringt, haben sie doch noch lange nicht erreicht.

Bologna, den 8. März, Abends.

So soll sich denn morgen der erste Akt dieser Reise schließen. Ich habe noch viel nachzutragen.

Für den gestrigen Morgen in Venedig hatte ich mir einen Gang auf den Markusthurm und einen zweiten Behufs der Gallerie Manfreni vorbehalten. Vor 13 Jahren war ich Abends auf dem Markusthurme — in der Frühe, im hellen glänzenden Sonnenlicht nimmt sich das wieder ganz anders aus. Dieser Sonnen-Silberglanz auf dem Meere, die zum Sonntage festlich flaggenden Schiffe, diese sonnebeschienenen Paläste und Kirchen und der Gesammtüberblick dieser ganzen einst so mächtigen wunderbaren Wasserstadt! Es läßt sich davon eben nichts weiter sagen, aber wer immer nach Venedig gelangt, versäume nicht, diese Bereicherung seines spirituellen Organismus sich zu verschaffen.

Als ich herabstieg, war schon eine Postbarke vorgefahren. Ich gelangte durch allerhand enge Kanäle wieder in den Canal grande und hielt nun am Palast Manfreni, um dort noch einmal an dem Schatze seiner Gemälde mich zu erfreuen. Der Custode war nicht gleich zu finden und so ging ich zuvor auf ein Paar Minuten in den halb verwilderten Garten hinter dem jetzt auch nicht mehr oder doch nur selten bewohnten Palast. Es hatte etwas eigen Erquickendes, um diese Jahreszeit, nachdem ich noch vor wenig Tagen durch ellenhohen Schnee gefahren war, hier angenehme Wärme, blühende Himmelschlüssel und bunte Primeln, und Alles von Lorbeer und Cypressen grün umgeben zu finden. Das Gärtchen ist für einen Garten mitten in Venedig schon ziemlich groß. Es fiel mir ein, wie viel Schnee und Eis jetzt wohl noch in meinem Garten sein

möge! — Doch jetzt kam der Custode: wir gingen hinauf in die Säle, und selbst einer der gelbuniformirten Ruderer (der Steuermann als Postiglione nennt sie auch ohne weiteres Caballi) drängten sich mit ein und starrten neugierig die Kunstwerke an.

Ich habe nun diesmal die Gallerie doch mit etwas mehr Ruhe und Sammlung als das erste Mal betrachten können, und allerdings sind Sachen hier, die den wahren Kunstfreund gar lang festzuhalten vermögen. Besonders bedeutend ist die Grablegung von Tizian: ein Bild aus seiner besten Zeit und von der Art, daß es ein Zimmer für sich und eine bessere Einrahmung dringend fordern darf. Ich hätte ihm gleich einen der prachtvollen Rahmen senden mögen, die unsre heutigen Maler oft an Bilder verschwenden, welche man in hundert Jahren nur noch als angestrichene Leinwand wird gelten lassen! — Ueberhaupt will ich hiemit empfohlen haben, bei neuen Gemälden sich doch oft zu fragen: was würdest du wohl von dem Bilde halten, wenn du es nach ein oder zwei Jahrhunderten bestaubt und hie und da verletzt auf irgend einem Boden fändest? Streift man so in Gedanken allen Glanz und Reiz der Neuheit ab, so bildet man sich viel leichter ein angemessnes Urtheil! — Weiterhin fanden sich ein treffliches großes Porträt eines alten Niederländers von Rembrandt; von Perugino eine Fußwaschung, sehr schön; ferner, gleichfalls aus Tizians guter Zeit, das Porträt des Arioſto, prächtig! Ein schöner Kopf, aber eigentlich kein besonderer Dichterausdruck; er hat mehr etwas Soldatisches. Da sieht doch sein Vorgänger Bojardo viel absonderlicher aus. Man sieht weiter vom Tizian das auch im Stich bekannte Bild der vier Lebensalter und das der Königin Cornara von Cypern, ein interessantes, großaugiges Köpfchen, nur die Arme sind zu wohlbeleibt. Dann sind prachtvolle Bilder von Giorgione hier; eines: drei Frauen, den berühmten drei Frauen vom ältern Palma auf der Dresdner Gallerie

so ähnlich, daß man glauben möchte, Palma, welcher sich in vieler Hinsicht nach Giorgione bildete, habe dieses Bild vor Augen gehabt, als er jenes malte, das mich in Dresden so oft geistig beschäftigt hat. Das andere und schönste Bild von Giorgione aber ist das, was unter dem Namen **la Musica** bekannt und neuerlich auch von Fusinati gestochen ist. Ein wahres und schönes Symbol der Musik; Kopfform und Physiognomie erinnerten mich sehr an unsre Devrient in ihrer besten Zeit. Es ist nicht ganz Kniestück; man sieht eine schöne blühende schwärmerisch vor sich hinausblickende Frau, nachlässig den Kopf auf einen Arm gestützt, die andere Hand am Griff einer Laute, frei wallt die braune Lockenfülle um das schöne Haupt, ein nachlässig bequem angelegtes dunkelgrünes Sammtkleid, unter welchem weite faltenreiche, die schönen Arme freilassende Aermel vorquellen, umhüllt nur schwach den vollen Busen. Sie ruht unter dichtem Schatten dunkler Bäume und neben ihr öffnet sich ein Blick in freie Landschaft mit einer jener Bergspitzen gekrönt, welche an die Gebirge des Friaul erinnern. Das Bild giebt den ganzen Zauber jener gesunden vollfühlenden und rein anschauenden Kunstperiode, welche für die Malerei ist, was die Zeit des Phidias für die Skulptur. Wer es einmal recht geschaut hat, dem wird es unvergeßlich sein.

Sodann war mir merkwürdig von Andrea Previtali, einem Schüler des Giovanni Bellini und Mitschüler Tizians, ein Madonnenbild, erscheinend in reicher Landschaft. Ein kleiner Johannes kniet ihr zur Seite, so eifrig und inbrünstig aufschauend zum göttlichen Kinde — das Ganze mit seinem einfach ernstgemeinten Styl wirkt nachhaltig auf den Beschauer. In ganz anderer Weise, aber auch höchst tüchtig und preiswürdig sind die Köpfe des Bacchus und der Ariadne von Rubens. Der Bacchus zumal von einer Ausführung und einer frischen vollen, vielleicht etwas rohen Jugendkraft, wie Weniges das ich von Rubens gesehen

habe. Interessant sind ferner die Bilder des Petrarka und der Laura von Gentil Bellini. Diese Laura übrigens hat wenig Begeisterndes! Ganz im Styl unsres Albrecht Dürer ist ein drittes Bild von diesem Maler: der heilige Hieronymus mit dem in seinem Zimmer die Brosamen aufpickenden Rebhühnchen. Ferner gehört die Lucretia des Guido unbestritten zu dem Allerbesten, was man von ihm sehen kann — Körper und Arme wunderschön. Aber zumal beneidenswerthe Augen des Malers, welche das Original solcher Schönheit vielfältig erblickt haben! — Dann empfehle ich noch irgend nachfolgenden Freunden zu wiederholter Betrachtung die nachgenannten Bilder: Palma vecchio (Madonna mit der heiligen Katharina); Pordenone (Beschneidung); Giovanni da Udine (Madonna — ein Bild besonders zarter Auffassung); Julio Romano (Adonis von Venus Abschied nehmend); Sebastiano del Piombo (Beschneidung); Bonifazio (Madonna); Varotari (die Tochter Jephta's) und Hieronymus St. Croce (Anbetung der Magier). Endlich aber findet man hier eine kleine Kreuzabnahme von Raphael, welche des Trefflichen viel enthält und über deren ganzer Conception der Hauch seines Geistes schwebt.

Man sagt, auch diese Gallerie solle verkauft werden, wie so Vieles von der verfallenden Pracht Venedigs jetzt handelnden Briten und sonstigen Reichen zu Theil wird. Nun hier könnte ein kunstliebender Fürst dereinst einen wahren Schatz erwerben, welcher dann, recht angemessen geordnet und aufgestellt, allen Künstlern und Kunstfreunden zum wahren Segen gereichen würde.

So fuhr ich denn nun weiter im Kanale hinab, und ich kann nicht verhehlen, daß an diesem Sonntagsmorgen auch der untere Theil des großen Kanals sich weit besser als gestern ausnahm. Die Sonne leuchtete hell vom blauen Himmel und ich betrachtete mit Lust die mancherlei schönen alterthümlichen Paläste am Ufer. Besonders zeichnet unter diesen der Palast Vendramino sich durch seine eigenthümlich

prächtige, halb gothiſche Architektur aus. Er wurde um's Jahr 1460 von Bartolomeo Buono il Bergamasco für die Familie Vendramino erbaut, deren Nachkommen, auch jetzt noch reich und anſtändig, ihn bewohnen. Dieſes iſt derſelbe Baumeiſter, welcher die ſchöne Signoria auf dem Markusplatze erbaute. — Gegenüber dem Palaſt befindet ſich ein anderer halb verfallener und mehr in mauriſchem Styl erbauter, welcher jetzt zum Quartier aller Türken geworden iſt, die Venedig beſuchen.

So ſchied ich denn abermals aus dieſer Wunderſtadt, heiterer als ich eingetreten war und nur das zu ſchnelle Scheiden widerwillig ertragend. Leicht glitt die Barke über die blaue Flut und wie ein ſchwindendes Traumbild tauchte die Stadt hinter mir in die Wellen. Von dem kleinen Madonnenbilde, dürftig auf Pfählen über dem Waſſer errichtet, ruderte ein Kahn mit armen Fiſchern heran, um eine Gabe für das Licht der Madonna bittend; Schiffernachen, allerhand Volk von und nach der Stadt bringend, zogen hin und her und überboten ſich im Schnellrudern. An der Douane hielt man mich nicht auf und zeigte ſich artig, kurz ich kam ganz guten Humors in Meſtre an und ordnete ſchnell das Nöthige zur Weiterreiſe. Der Wirth brachte eine Schüſſel der trefflichſten friſchen Auſtern aus den Lagunen, und bei dem letzten Becher meines von Dresden mitgenommenen Marſala, geleert auf das Wohl und auf fröhliches Wiederſehen aller zurückgelaſſenen Lieben, erfreute ich mich noch dieſer ganz willkommenen und zweckmäßigen Collation.

Florenz, den 10. März, Nachmittags.

So wäre denn fürerst das Ziel dieser Reise erreicht, und in Erwartung, wie sich hier nun so Manches gestalten wird, will ich zuvörderst nachtragen, was mir an besonderen Erscheinungen noch die Reise von Venedig bis hieher gebracht hat.

Ich fuhr also, nachdem ich Venedig ein unfreiwilliges Lebewohl gesagt hatte, am 7. gegen Mittag im sonnigsten warmen Wetter längs der mit mehr und mehr verfallenden Landhäusern umbauten Brenta über Dolo nach Padua. Da ich dort zeitig Nachmittags ankam, konnte ich nicht umhin, am Dom zu halten (das Volk nennt ihn schlechthin il Santo, d. i. il St. Antonio), um die von Förster aufgefundenen und von ihm in Umrissen bekannt gemachten alten Gemälde zu sehen. Dies alte, ja sehr alte Padua — denn es ist älter als Rom — nahm sich übrigens im Sonntagskleid und bei der hellen Sonne ganz zierlich aus! Auf dem Platze vor der berühmten, im 13. Jahrhundert erbauten Basilica, wo ich anhielt, erscheint Donatello's bronzene Reiterstatue des Erasmo de Narni, genannt Gattamelata, in ihrer alterthümlich grünen Patina sehr bedeutend. Der alte berühmte Feldherr Venedigs sitzt so tüchtig auf seinem Streitrosse, und der Hintergrund der gelblich-braunen Kirche mit ihren zwei Glockenthürmen und sechs Kuppeln wirkt zu einem trefflichen Bilde zusammen. — Ich trat in die alten weiten sonnenerleuchteten Hallen. Das von Gold und Silber strahlende mächtige Grab des Heiligen zog mich eben nicht besonders an, um so mehr aber die Kapelle San Felice, von der Familie Lupi di Parma — Marchese di Sorano — gestiftet und um's Jahr 1366 erbaut. Gleich ihre Außenseite nach dem Kirchenschiffe zu, mit ihren

kleinen Säulen, gothischen Bogen und bunten Marmorn, erinnert an Venedigs älteste Paläste; deßgleichen der Styl des ganz alterthümlichen großen, dort aufgestellten Altars von weißem Marmor. Bei weitem aber das Bedeutendste darin sind die schönen Frescobilder ihrer drei Wände, welche bald dem Giotto, bald dem Avanzo zugeschrieben werden, und wahrhaft außerordentliche Sachen enthalten. Auch stehen ihnen die azurblauen, wie in der Kirche von Assisi mit goldenen Sternen verzierten Wölbungen prächtig an, und ich darf wohl diesen kleinen Raum dem Schönsten zuzählen, was Italien in dieser Gattung enthält. Das Mittelbild, welches die ganze Querwand hinter dem Altar einnimmt, ist eine Kreuzigung, ein Werk von solchem Reichthum der Gestalten, solcher Schönheit der Zeichnung und solcher Einfachheit und Großartigkeit des Colorits, daß ich mich gar nicht losreißen konnte. Welche expressiven Köpfe, wie tiefgefühlt! — Mir wurde deutlich, daß wenn von Neueren irgend etwas an Sorgfalt der Zeichnung und einer gewissen Sparsamkeit des Colorits diesem Alten näher kommt, so sind es die Frescobilder von Bendemann. — Auch die Seitenbilder enthalten des Bedeutenden viel, gehen jedoch mit raschen Schritten der völligen Zerstörung entgegen.

Neben der Hauptkirche steht nun die kleine und ganz isolirte Kapelle, welche schon lange unbenutzt, mit zerbrochenen Fenstern und tief verstäubt gestanden hat, und in den Kriegsjahren zum Magazin verwendet worden ist. In dieser ist es, wo Förster unter dem dichten Staube der Wände jene von ihm bekannt gemachten Gemälde auffand. — Wieder enthält die Querwand eine Kreuzigung, die ich aus Försters Umrissen nun bereits ihrer Anordnung nach kannte; an der einen Seitenwand befindet sich die Geschichte der St. Lucia, wie sie mit sechs Stieren nicht von der Stelle gezogen werden kann, wie sie gemartert wird u. s. w. Der Styl dieser Arbeiten ist um vieles roher als derer von San Felice in der Kirche. Rühren auch diese Sachen

von Avanzo, einem Schüler des Giotto, her, so möchte ich wohl die Vermuthung wagen, daß die Bilder dieses gleichfalls von dem Hause Lupi gestifteten und (wie noch jetzt der hohe ganz zerbrochene Sarkophag in seiner Mitte zeigt) zur Grabkapelle bestimmten Kirchleins die ersten, noch roher ausgeführten, aber doch tief empfundenen Arbeiten dieses Meisters waren, während die Bilder der Kapelle in der Basilica die vollendeten, vielleicht mit Giotto zusammen ausgeführten Werke seiner vollen Reife darstellen! Ich konnte mir es übrigens nicht versagen, noch einmal in die Hauptkirche zurückzugehen, noch einmal mich dem Eindrucke jener schönen Werke ganz hinzugeben — und nun erst schwang ich mich wieder in den Wagen, um noch die 1½ Posten bis Monselice zu fahren.

Es machte mir Freude, bei dieser Gelegenheit den Euganeischen Hügeln — merkwürdig durch ihre vulkanische Formation und die heißen Quellen von Abano — etwas näher zu kommen. Der Abend war wunderschön und in farbigreicher abendlicher Beleuchtung streckte sich die kleine isolirte Hügelkette mir zur Rechten dahin. Monselice selbst, ein kleiner Ort, wo ich aber doch in der Locanda ein recht genügendes Unterkommen fand, präsentirt sich mit seiner auf bedeutender Höhe gelegenen Ruine eines großen alten Castells sehr malerisch, und da ich große Lust verspürte, trotz des sinkenden Abends diese mit Pinien umgebenen Burgtrümmer in der Nähe zu sehen, so ließ ich mir vom Wirth einen Führer zuweisen und schritt nun rasch durch den ärmlichen Ort den Berg und zur Burg hinan.

Schon am Fuße des Berges liegt ein großes sonderbares Gebäude mit zackigen Zinnen und prächtig mit Epheu bewachsen — ein wahres Studium für jeden Künstler! Dann höher hinauf ein alter Dom mit flachgeneigtem Dach und hohem Campanile, und abermals weiterhin eine Reihe alter herrlicher Cypressen mit sieben am Berge hinabliegenden Kapellen, den Andächtigen als Leidensstationen

dienend. Rasch sank nun die Nacht herab (wie immer in südlichen Gegenden) und die goldene Scheibe des Mondes erhob sich über einer höher oben gelegenen zweiten Kirche, von welcher eine lange gutgehaltene breite Treppe zwischen mächtigen Cypressen und Pinien bis zur letzten Höhe hinanführte. Oben angekommen, bog sich der Weg um die Seite des Berges, und siehe da! ich stand unter dichtem Laube von Oelbäumen und vor mir versank die Gegend immer mehr unter tiefgefärbtem Abendroth in den dunklen Duft der Euganeischen Hügel, während darüber der Abendstern mit immer größerer Kraft leuchtete. Es war wieder der erste ächt italienische Abend in freier Natur! Die tiefe Ruhe dieses Abends in solcher Einsamkeit, die angenehme Wärme der Luft — Alles begrüßte ich mit Freuden wieder als alte Bekannte!

Endlich fand ich mich oben an der Ruine selbst, ja ich durchkroch sie, meinem Führer folgend, durch Dorn und Gestrüpp; aber die Dunkelheit nahm zu sehr überhand und es ließ sich nur noch gewahr werden, wie schön es an hellem Abend oder Morgen hier sein müsse. Wunderbar unheimlich klang dabei der Eulenruf aus dem alten Gemäuer, und hätten die Meinigen mich hier in der dunklen Wildniß mit dem fremden Italiener umherwandeln gesehen, sie würden mich der Verwegenheit angeklagt haben.

Ich stieg nun langsam wieder hinab. Wie schön sah es doch aus: über dem tiefen Dunkel der alten Cypressen die Venus so prachtvoll leuchtend! Sinnbilder von Liebe und Schwermuth, so oft im Leben sich nahe verwandt! Fast so wie Göthe einmal sagt:

„Zart Gemüth und Regenbogen
Wird nur auf dunklem Grund gezogen,
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie!"

Als ich tiefer hinunter kam, lag wieder der alte Dom im Mondlicht sehr malerisch vor mir. Der Mondschein war so

hell, daß ich noch bei seinem Leuchten einen flüchtigen Umriß der Kirche in mein Büchlein zeichnen konnte.

So gelangte ich denn wieder in meine Locanda und ehe mir nun mein vielverspätetes Diner aufgetragen wurde, hatte ich nach so viel eigenthümlich Schönem auch noch eine merkwürdige komische Scene zu bestehen. Der Postmeister nämlich, ein kleiner ältlicher gepuderter Mann, trat unerwartet mit vielen Bücklingen herein, um mir — was glaubt ihr, meine Freunde? — seinen Sohn zur Berücksichtigung bei einer Anstellung im Postwesen zu empfehlen! Die Sache war: ich hatte mir von Wien aus bis Bologna ein Aviso für Pferde und Nachtquartiere vorausgehen lassen, und der Mann, welcher dieses ebenfalls vor ein Paar Tagen bekam, mochte glauben, irgend ein mächtiger österreichischer Beamter reise in diesen Gegenden! Nun, diesmal wird ihm „sua Eccellenca“ nicht viel nützen können! Er wollte übrigens gar nicht darauf hören, wenn ich ihm sagte, ich sei nur als Fremder durch Wien gereist; er hielt das Alles für die Bescheidenheit eines Incognito, und so, um den Mann los zu werden, versicherte ich ihm, ich würde nicht verfehlen, ihn meinen Connexionen zu empfehlen!

Bei frühem Morgen fuhr ich aus Monselice. Wie schön sah doch auch noch im Rückblick der Berg aus, den ich Abends zuvor erstieg, mit seinen Kirchen, Cypressen, Pinien und Oelbäumen, oben von der höchst malerischen Ruine gekrönt! Gewiß verdiente dieser Ort und die Gegend der Euganeischen Hügel überhaupt gar sehr, daß man einmal länger hier verweilte. Man fährt so durch Rovigo und erreicht nun die Ufer des schon sehr breiten Po, fährt auf den Dämmen an seinen Seiten dahin und kommt endlich zur Ueberfahrt, welche hier, wie früher vor Rovigo über die Etsch, durch eine fliegende Fähre gut und schnell bewirkt wird. Drüben erwarteten mich graublaue päbstliche Soldaten und ich mußte in die Dogana hineinfahren, in welcher

es diesmal an einigen Unangenehmem auch für mich nicht fehlen sollte. Man war zwar anfangs nach Einsicht meines Kabinetspasses ganz artig, ließ mich eine ziemliche Summe — **per la Barriera** — bezahlen und visitirte gar nicht; dagegen erklärte der Polizeiofficiant, es fehle meinem Passe das Visum des päbstlichen Legaten in Venedig, obwohl ich in Venedig übernachtet habe, und man habe gemessene Ordre, dorther kommende Reisende ohne dieses Visum nicht passiren zu lassen. Es half nichts zu bemerken, daß davon doch die Polizeibehörde in Venedig mich hätte in Kenntniß setzen müssen und daß der Reisende von der Anwesenheit eines päbstlichen Legaten in Venedig unmöglich Kenntniß haben könne — man berief sich auf seine Ordre und es gab viel Hin- und Herreden. Jetzt erklärte ich indeß, daß ich, der ich wegen der Krankheit der Erzherzogin Caroline nach Florenz berufen sei, die Grenzbeamten für jeden Verzug, der mir durch sie erwachse, ernstlich verantwortlich machen werde, und brachte dadurch den Uffiziale in eine nicht geringe Verlegenheit. Endlich entschloß sich der übrigens ganz artige junge Mann, mir, unter obwaltenden Gründen, den Paß zu visiren, jedoch mit der Bedingung, in Ferrara dem **Direttore di Polizia** einen Besuch zu machen und ihn hievon in Kenntniß zu setzen. Während dies Alles geschah, consultirte mich beiläufig noch der Douaneninspektor über seine hypochondrischen Leiden, und nachdem ich da noch ärztlichen Rath gegeben hatte, fuhr ich endlich gen Ferrara ab. — So wollte mich doch das Schicksal nicht ungeneckt dafür lassen, daß ich die schöne Venezia, wenn auch nur im Fluge, berührt hatte!

In Ferrara kam ich in der ersten Nachmittagsstunde an, wo sich wie gewöhnlich eine Menge müßigen Volks umhertrieb, namentlich war der Markt vor der Post dicht mit allerhand Leuten erfüllt. Ich ließ meinen Diener beim Wagen (dem unter dem neugierig umdrängenden Volke ganz unheimlich zu Muthe wurde) und ging, theils Geld

umzusetzen, theils den Polizeidirektor aufzusuchen, um mein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Das Erste war bald geschehen (Österreichisches Geld wird von nun an nicht mehr genommen und Alles rechnet nach Scudo und Paulo), das Andere führte mich in das inmitten der Stadt gelegene alte Castell von Ferrara, welches mit Mauerzinnen und Eckthürmen gar stattlich prangt. Glücklicher Weise war dieser Direktor ein alter, freundlicher Herr, welcher die Sachlage sogleich einsah und das Contrasigniren des Passes alsbald anordnete. So konnte ich denn nun Ferrara verlassen, welches freilich bei solchem Treiben nicht eben in poetischem Lichte erschien und mich höchstens an das harte Gefängniß des armen Tasso erinnerte.

Nach Bologna kam ich erst spät im Dunklen und fand in der Pensione suizzera ein ganz bequemes Unterkommen. Gestern früh 5 Uhr, bei hellem Mondschein, rollte ich schon wieder aus seinen Mauern. Ein dichter Nebel erfüllte noch die Ebene und wich erst, als ich höher in den Apenninen hinaufkam. Ein Gebirgswasser stürzt sich freudig rauschend am Wege herab, und es sah schön aus, wie, während ich fuhr, gegenüber der nicht hohe Kamm einer am Flusse sich hinziehenden Hügelkette im ersten Morgenschimmer sich erhellte und wie die schon abblassende Mondscheibe scheinbar an diesem Rande immer dahinglitt. Höher und höher steigt nun der Weg, mit vier Pferden bespannt fliegt der leichte Wagen auch die steilen Höhen schnell hinan, und immer weiter und mannichfaltiger dehnen sich die obern noch stark beschneiten Kämme der Apenninen unter dem prächtigen blauen Himmel aus. Auch mich führt nun meine Straße noch einmal in die Schneeregion. Aber die Sonne brennt heiß und in starken Bächen rieselt das Wasser des schmelzenden Schnees längs der Wege herab. Die Straße größtentheils im traurigsten Zustande, und vom Wegschaffen des Schnees ist hier so wenig die Rede, daß einen Monat früher ein paar russische Familien mit ihren

großen Reisewagen hier im Schnee stecken blieben und 24 Stunden unter freiem Himmel campiren mußten. Man kann übrigens kein besseres Bild der elenden Verwaltung alles öffentlichen Wesens in den päbstlichen Staaten haben, als in der Vergleichung des letzten verfallenen schmutzigen Grenzfleckens (wirklich ein Fleck!), sehr charakteristisch **Scarica l'asino** genannt, gegen die neue großartig gebaute Dogana am Eintritt in Toscana. Hier Ordnung, Nettigkeit, ein anständiges, schnell expedirendes Personal; dort schmutziges, bettelndes Gesindel, herumlehnende päbstliche Soldaten, nur zu Angriffen auf die Fremden, was das Betteln um Trinkgelder betrifft, zu gebrauchen, und ein Personal der Dogana, dem man nie genug zu geben im Stande ist. — Wird denn in diese Finsterniß nicht auch einmal ein Licht scheinen!

Von der ersten toskanischen Station Filigare hebt sich der Weg erst, senkt sich dann bedeutend und steigt nun erst bei Covigliajo gegen das höchste Joch des Apennin, auf welchem ich schon lange unter dem blauen sonnigen Himmel einen sonderbaren blendend weißen Wolkensaum hatte aufliegen sehen. Aehnlich der Brandung einer überschlagenden, langhingestreckten Woge hing diese eigenthümlich zackige Cumulusmasse längs des Jochs der beschneiten Gebirge; aber die Erscheinung wurde mir erst ihrer Bedeutung nach klar, als ich weiterhin auf dem Kamme selbst in diesen Wolkendunst eintrat, ja auf der andern Seite des Berges wieder gegen Monte Carelli herabfuhr. So wie ich nämlich jenem Kamme mich näherte, verschwand im grauen Wolkendunst die Sonne und ein Sturm tobte mir entgegen, dessen Kälte nach der frühern Sonnenhitze so durchdringend war, daß ich hier noch einmal die Wagenfester schließen mußte. Als ich dann tiefer hinab kam, als die Luft sich beruhigte, die Wolken sich wieder über mir erhoben hatten und ich den Wagen wieder öffnen ließ, da fand sich die ganze Scene verändert, denn anstatt des jenseits des Kammes durchaus blauen und sonnenhellen

Himmels hatte sich hier eine weite, gleichmäßige Decke grauer Stratuswolken über den ganzen Himmel gezogen. So bildete denn dieser Gebirgszug ganz eigentlich eine Wetterscheide zwischen westlich und östlich von ihm gelegenen Landstrichen; dort nach dem adriatischen Meere hin reine Atmosphäre, hier nach dem thyrrenischen Meere zu allgemeine Bedeckung! Oben am Kamme der Berge stieß sich der vielleicht 50 — 100 Quadratmeilen große Stratus und hing nur mit seinen cumulusartig geflockten Rändern über das langhin sich dehnende Joch hinüber. Eine solche Erscheinung war mir durchaus neu; sie erinnerte mich an das in meinen Erdlebenbriefen erwähnte Wolkentreiben auf dem Tafelberge am Cap, welches man mit dem Namen des Tafeltuches belegt, und ich wünschte mir in alle Wege Glück, diesen hübschen Beitrag zur Atmosphärologie durch Selbsterfahrung gewonnen zu haben. Hiebei war nun die Temperatur merklich kühler, und es dauerte vielleicht nicht lange, so wird die Ungleichheit derselben diesseits und jenseits einen großen Windstrom erzeugt haben (jener Sturm auf dem Kamme war schon der Anfang dazu), und es wird so der jetzt noch gleich einem Eisschutze festliegende Wolkenschwall sich in Bewegung setzen und dann wie ein Wasserfall über den Gebirgskamm hinüber in die jenseitige Atmosphäre sich ergießen. — Dann vielleicht drüben trübe und hüben hell! So wechseln in der Atmosphäre wie in der Brust des Menschen die mannichfaltigsten Zustände!

Der Schnee verlor sich nun allmählig wieder vom Wege und nach den ziemlich wüsten Thälern von Monte Carelli gelangt man nun gegen Cafaggiuolo in eine reizende, mildgelegene Gegend, in welcher Cypressen, immergrüne Eichen, hoher Burus und Granaten nebst reichen Oelbaumpflanzungen schon ein volles Bild südlicher Natur geben. Wie reizend lagen nicht da manche alte Baulichkeiten, von hohen, vollen Cypressen umringt, vor der weiten Gebirgsferne! Wie üppig hingen die blühenden Büsche

von Viburnum tinus über die Mauern, wie reichlich blühten am Boden Veilchen, Helleborus und Tussilago farfara! Hier wäre wieder ein Ort zu reichen Studien gewesen.

Doch schnell ging auch das an meinen Blicken vorüber. Wieder gelangt man in öde, steinig wilde Thäler unter dem grauen Himmel von kalter Luft erfüllt! Ein melancholisches Bild! Endlich hinter Fontebuona wird die Landschaft wieder reicher; Fiesole, auf seiner Höhe daliegend, kündigt das Arnothal an; wieder ist jeder Hügel mit Oelbäumen bedeckt, Laurocerasus, Lorbeer und Viburnum hängen ihre Wipfel über die langen, mit blauen Traubenhyacinthen bedeckten Mauern und man tritt ein in den Garten der Umgegend von Florenz!

So jagte nun mein Postillon immer abwärts die Straße gegen Florenz hinein; statt unsers Posthorns verkündigte ein immer wiederholtes, heftiges, taktmäßiges Klatschen den heranrasselnden Wagen, und so denn, vorbei an dem großen Triumphbogen der Porta St. Gallo, welcher die Stadt würdig ankündigen würde, folgte nicht gleich am Thore eine kleine, schmutzige, enge Straße, fort und fort durch die Stadt und über den Arno bis in die mächtigen Hallen des Palastes Pitti.

Noch in Reisekleidern wurde ich hinaufgeführt zu Ihrer Kais. Hoheit der Großherzogin Marie und auf das Huldvollste empfangen von dieser erhabenen Frau, deren sonst so heiteres Antlitz ein Zug tiefer Besorgniß über die geliebte Kranke, zu deren Berathung man mich gerufen hatte, umschwebte. Der Großherzog war abwesend in den Maremmen und erst nach seiner morgen zu erwartenden Zurückkunft werde ich die Kranke selbst sehen. Ich wurde daher wieder in die nahe Via maggio zu einem von hiesigem Hofe für anwesende Fremde oftmals benutzten **Hôtel garni** — der Casa Briganti — geführt und gefahren, wo ich mich denn ganz bequem eingerichtet befinde — leider jedoch in Zimmern ohne alle Aussicht in's Freie.

Florenz, den 12. März, früh.

Schon drei Tage in Florenz! Se. Kais. Hoheit der Großherzog ist zurückgekehrt, die ärztlichen Consultationen haben begonnen, und hier führe ich nur über Das meine einsiedlerischen Betrachtungen und Anmerkungen fort, was bei so schweren Lebensaufgaben zeitweise vermochte mich geistig auf schöne Weise anzuregen und mit frischem Lebenshauch zu durchathmen.

Drei Erscheinungen dieser Art sind in den letzten Tagen an mir vorübergegangen, deren jede auf ganz eigenthümliche Weise mich berührt hat. Zunächst vorgestern, den ersten, wenn auch nur kurzen Besuch der großen Gallerie degli Uffizii. Die Raphaele, die Niobe, die Tiziane, die Venus, der Apollino — Alles tauchte wie aus langer Erinnerung mit Macht und in seiner ganzen, jetzt noch tiefer erkannten Schönheit vor meinem Geiste auf! Dabei dieses ganze alterthümliche Lokal, die Durchsichten überall nach dem Arno und nach dem Palazzo vecchio — ich werde dort noch oftmals verweilen! — Ein anderes Schöne war gestern der Besuch der Cascini in ihrer Maiengestalt, mit der Sonnenwärme, dem herrlichen Himmel, den dick mit Epheu umrankten Bäumen, den mächtigen immergrünen Eichen, den dunklen Cypressen, den hochragenden Pinien und der Aussicht über den grünen, klaren Arno hin auf das prächtige Florenz und die oben von Schnee leuchtenden Apenninen. Ein solcher Maientag im März, wo wir noch an Schnee und Eis gewöhnt sind — und in dieser Umgebung! Es hat etwas im höchsten Grade Anregendes, Herzerweiterndes!

Dann drittens, gestern Abend die Freude an der ersten, recht genügenden Aufführung einer großen italieni-

schen Oper in diesem durch und durch melodischen Lande. — Was ich früher der Art in Italien gesehen und gehört hatte, war immer unerquickliches Stückwerk gewesen. Hier wurde durch zwei große Talente, die Unger und Moriani, die Gesellschaft gehoben und eine wirkliche Totalität der Aufführung erreicht. Man gab Lucrezia Borgia von Donizetti, und wenn das Stück so vortrefflich gespielt wird, so erscheint die Musik (sonst an sich schwach genug!) als Begleitung des Spiels ganz angemessen und genügend. Ich hatte die Unger nur einmal in Dresden auf dem Theater gesehen und in keiner ihr solchen Raum gebenden Rolle; hier erst konnte ich ihr volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen und sie erschien in jeder Beziehung großartig und ausgezeichnet. Auch das Publikum ist hier mehr um der Sache willen da, verhält sich aufmerksam und theilnehmend und belohnt das Gute durch lebhaften Beifall. — Wieder wie in Venedig ging ich im Mondschein nach Hause; denn eben war die unvollkommene goldene Scheibe des Mondes über dem **Ponte dei orefici** aufgestiegen, als ich den Arno in ruhiger, stiller Mitternacht, und wirklich innerlich bewegt, überschritt. Warum muß ich doch so viel Schönes allein in mich aufnehmen! Ist es doch eine sonderbar einsame Existenz, die ich hier beginne! Wenn ich Mittags so in meinem Zimmer bei Tafel sitze, Niemand um mich als mein alter corpulenter Wirth Francesco, der mir immer eine Speise nach der andern aufträgt — wahrhaftig, es mahnt mich oft an jenen Gefangenen in Tieck's Waldeinsamkeit.

Florenz, den 13. März, Abends.

Mehr und mehr fängt sich an die Eigenthümlichkeit meines hiesigen Lebens auszubilden. So wickelt sich jeder Abschnitt unsrer Existenz jedes Mal auf seine besondere Weise allmählig aus seinen Keimen heraus! Man lebt sich nach und nach wieder ein in die neue Epoche und trägt zuletzt leicht, was im Beginn schwer genug lastete. Der gestrige Tag brachte mir eine in vieler Beziehung erheiternde glückliche Erscheinung durch eine Excursion nach Fiesole. Wieder war es, wie all diese Tage daher, das reinste sonnighelle Frühlingswetter; ich hatte früh nach den nun regelmäßig geordneten Consultationen die naturwissenschaftliche Sammlung der Specola, welche jetzt ganz umgestaltet und durch und durch vervollkommnet wird, betrachtet, als mein italienischer Domestico gegen 12 Uhr den mir zur stäten Disposition gestellten Wagen ankündigte, und ich über den Arno hinüber, am Dome vorbei, durch die Porta pinti gegen Fiesole hinauf fuhr. Rasch ging es zwischen den langen hohen Mauern der Wein- und Oelgärten jener Anhöhe zu. Welch prächtiges Sonnenlicht und welch zarter blaulicher Frühlingsduft in dem weiten Arnothale! Wie leuchteten die unzähligen Landhäuser, wie schimmerte das Grau der Oliven, wie grün war der Boden unter ihnen. Den höhern Berg erstieg ich zu Fuße und erreichte bald den freien Platz des jetzt viel reinlicher und netter aussehenden Fleckens. Da ich einen kleinen Oelfarbenapparat mitgenommen hatte, um irgend eine Erinnerung an diese Umgebungen zu firiren, so stiegen wir hinauf zu dem alten Franziskanerkloster, in dessen Garten mir die Stille und die prächtige Umsicht noch aus früherer Zeit in gutem Andenken geblieben war.

Auf dem stillen sonnigen Vorhofe des kleinen Convento sah ich alte spinnende Frauen und in Lumpen gehüllte Männer, nebst ein Paar kleinen Kindern, Alles im Schatten des breiten Vordachs um die niedrige Pforte gelagert. Sie erwarteten die tägliche Almosenspende der frommen Brüder. Dabei nun die Stille des heißen Mittags, die Reihe der kleinen steifen Cypressen am Kloster, durch welche man in die weite Ferne hinabsah; es gab so ein Gefühl der Ruhe und Abgeschiedenheit, es war als hörte hier die Welt auf. Auch ich stand nun mit an der Klosterpforte und mußte lange anläuten, bis der alte Bruder Pförtner kam, um zu öffnen, damit ich eingehen konnte in den schattigen frei am Berge hinaus gelegenen Klostergarten, den die Mönche ihr „Selvatico" nennen.

Zuvor kommt man durch zwei Klosterhöfe. Alles so still, so klein, so anspruchslos; der kleine Gemüsegarten in der Mitte des Kreuzganges; die alten Malereien auf den schlichten Wänden. Ein greiser Frater kam den niedrigen Kreuzgang herauf, und der gebeugte Alte grüßte mit ehrerbietigem Kusse nicht etwa das Gewand des angemalten Muttergottesbildes, sondern nur die weiße Wand daneben. Dann in dem Selvatico selbst — welche eigene Stille; der Duft der tausend Veilchen, welche untermischt mit rothen und weißen Anemonen und Himmelschlüsseln aus dem jungen Klee und zarten Grase sproßten; ringsum das Amphitheater der hohen Apenninen unter dem köstlich blauen Himmelszelt; vor und unter mir das kleine Fiesole mit seinem alten Dom und hohen Glockenthurme und mit Olivengärten durchzogen. Es war etwas ganz Eigenthümliches, so noch nie Erlebtes. Ich wählte einen Aussichtspunkt an der Mauer des Selvatico und versuchte einen Vorsprung des Berges von Fiesole hinter dem Campanile zu malen. Ach was ist aber gegen solchen Duft und solchen Reichthum das Geschick und die Farbe auch des größten Meisters und nun die des meinigen! Das erste Blatt zerriß ich, das

zweite sah wenigstens nachher zu Hause etwas leidlicher aus. —

Wie ich so malte, kam der Bruder Pförtner beiläufig auch einmal hin, sah mir eine Weile zu und legte dann einen Strauß duftender Veilchen neben mein zierliches Malerkästchen auf die alte Mauer! „Sara un pittore inglese!“ hörte ich ihn leise zu meinem Begleiter sagen, welcher still mit dem Kopfe nickte.

Ich stieg nach beendigter Skizze vom Kloster hinunter, um die alten Mauern von Fiesole — dem uralten Faesulä der Römer — zu sehen, und von da, durch niedrige Weinbergsmauern, zwischen prächtigen Ansichten jederseits (eine hielt ich mir noch durch eine Bleistiftzeichnung fest) zu den Resten eines großen, erst vor wenig Jahren aufgefundenen Amphitheaters. Man hat nur einige Stufen abgeräumt, doch kann man sich ein ziemlich deutliches Bild von den Verhältnissen des Ganzen danach schaffen. Auch einige feuchte alte Gewölbe sind aufgedeckt, und ein artiges kleines Mädchen von 10—11 Jahren zündete eine Hängelampe an, um mich in eines dieser Gewölbe zu geleiten. Man sah dort, wie an so viel dergleichen Trümmern, daß eben mit leiblichen Augen nichts zu sehen sei, und so stieg ich nun, es mochte 4 Uhr geworden sein, wieder den Berg hinunter, um nach der Stadt zurückzukehren.

Als ich Abends nach meinem Krankenbesuche Sr. Hoheit dem Großherzoge von dieser Excursion sprach, meinte er: „ja ja! es ist eine gute Luft da!“ und allerdings ich fühlte es durch und durch, daß ich eine solche in durstigen Zügen eingeathmet hatte.

Ein anderes Schönes, ja eine hohe geistige Freudigkeit habe ich heute erlangt, denn zum ersten Male wieder betrat ich die der Kunst geheiligten Hallen im Palast Pitti. Sie haben mächtig und wieder ganz anders als sonst auf mich gewirkt; dazu war ich in heiterer frischer Stimmung. Gute Nachrichten waren eingegangen und der Spiegel des

Gemüthes nahm so recht klar die großen Spiegelungen der Kunst auf. Ist dies doch aber auch eine Gallerie wie keine andere, eben weil es nur die großen Räume eines alten fürstlichen Palastes sind, von Kunst- und Schönheit-liebenden Vorfahren mit dem Besten geschmückt, was sie zu erlangen vermochten, weil die Pracht, welche hier herrscht, nicht voller Ostentation und in sich zwecklos auftritt, sondern weil sie die wohlbegründete und solide Pracht eines alten Fürstenhauses ist. Man hat nicht das Gefühl, in einer Sammlung, in einem Kunstmagazin zu sein, sondern man wandelt in den Zimmern eines Fürsten, welcher Das, woran seine Vorfahren schon sich erfreuten, hier zur Freude des Landes und als edles Zeichen eines unerläßlichen fürstlichen Glanzes sorgsam bewahrt.

Und welche Werke! Ich habe früher schon so Manches darüber aufgezeichnet, einige Bilder sogar ausführlich beschrieben, jetzt würde ich doch noch bessere Auswahl treffen. Gleich beim Eintritt: Tizians Geliebte! Ein solcher Maler verdiente solchen Reiz sein eigen zu nennen! Und welche Poesie der Behandlung, diesen reinen Schmelz der Wangen, diese zart gerundeten Formen von Hals und Brust. Dann die Porträts von Raphael: dieser Leo X. mit den beiden Cardinälen — ein wahres Sinnbild der Macht des scharf Prüfenden und des doch innerlich Unfreien der päbstlichen Hierarchie. Dieser Julius II. und dieser Inghirami. Diese Bilder von Giorgione: die drei Halbfiguren, eine spielt das Cembalo; dieser Palma vecchio: eine heilige Familie mit dem so außerordentlich gemalten Kopfe des Donatar. Endlich diese Judith von Christoforo Allori, dieses höchst leidenschaftliche Bild, welches vor dreizehn Jahren mich so ganz gefangen nahm. Es hatte mir lebendig in Gedanken fortgeglüht und es begegnete mir wieder, was ich schon mehrmals erfahren habe, nämlich: daß nichts in der Seele lange getragen wird, ohne selbst seelenvoller, größer zu werden. Gegen die geistige

Schönheit, die das Bild in meinen Gedanken gewonnen hatte, erschien es mir jetzt in der Wirklichkeit etwas zurücktretend. Und doch war es immer noch ein herrliches hinreißendes Bild. Wann werden wir wieder Werke dieser Gesundheit und Freiheit entstehen sehen?

Florenz, den 14. März, Abends.

Erfahrung reiht ſich an Erfahrung. Selbſt der geſtrige Abend bei dem Direktor des hieſigen Medicinalweſens, Dr. Betti, hatte eine gewiſſe eigenthümliche Phyſiognomie. Alle Sonnabend gegen 9 Uhr verſammeln ſich 20—30 und mehr Aerzte bei ihm, um zu discutiren und neuerſchienene Schriften anzuſehen. Nach 10 Uhr nimmt man eine Taſſe Thee und geht nach 11 Uhr auseinander. Diesmal war ich ſelbſt die weſentliche Neuigkeit; ich hatte Vieles den Herren Unbekanntes mitzutheilen, da hier faſt Niemand deutſch verſteht und man alſo in der Regel nichts von den Fortſchritten deutſcher Wiſſenſchaft erfährt, — und das Ganze gewann dadurch für diesmal einen lebendigern Charakter, als ſolche Converſationen wohl gewöhnlich hier haben mögen.

Ich war heute Mittag zur Tafel des Großherzogs befohlen geweſen, und da das Wetter wieder das herrlichſte war, der Himmel „un bel turchino“, wie mein alter Wirth ſagt, ſo lies ich um 5 Uhr anſpannen und fuhr vor die Porta St. Miniato, um bei ſinkender Sonne noch zur Kirche St. Miniato hinanzuſteigen. Ziemlich ſteil geht der mit Steinen belegte Weg hinauf, und ich empfand, was ſchon Dante ſagt, daß durch dieſes Steigen die Schnelle des Gehens gar ſehr unterbrochen werde:

„Come a man destra per salire al monte
Dove siede la chiesa che soggioga
La ben guidata sopra Rubaconte,
Si rompe del montar l'ardita foga
Per le scalée che si fero ad etade
Ch'era sicuro'l quaderno e la doga.“

Da ſtand ich nun wieder vor jener alten Kirche unter den dunklen Cypreſſen, umher wandelten eine Menge Leute aus der Stadt, die der Sonntag und das ſchöne Märzen-

wetter, wir würden sagen Maienwetter, herausgelockt hatte. Knaben tummelten sich auf dem grünsammtnen Rasen umher, und vor den erstaunten Augen breitete sich das Arnothal mit dem alterthümlichen Florenz im goldenen Abendlichte aus.

Dreizehn Jahre waren vorübergegangen seit ich das letzte Mal dieses Anblicks mich erfreute. Was hatte sich nicht während dieser Zeit Alles in mir und neben mir begeben, erschlossen, verloren! Das Eine weiß ich und erkenne es: daß diese Erscheinungen jetzt noch tiefer auf mich wirken als damals; fühle ich mich doch in so mancher Beziehung wieder um einen Theil reifer und reicher.

Ich ging von St. Miniato noch hinüber nach dem halbverfallenen Castell, welches die alte Kirche St. Croce einschließt. Schon der Eintritt zwischen den hohen dick mit Epheu überzogenen Mauern durch das alte dunkle Thor ist prächtig; dann diese alte merkwürdige Kirche mit ihrer bunten Marmorbekleidung, ihre innern großen Hallen, die obere merkwürdige Kapelle mit ihren äußerlichen Mosaiken nach Cimabue und den innern großen schönen Fresken von Giotto. Man sieht an der Decke zwischen azurblauen mit goldenen Sternen bedeckten Feldern die vier Evangelisten in großen Figuren; die untern Gemälde stellen Geschichten aus dem Orden der Camaldulenser vor, und die langen weißen Gewänder all dieser Gestalten wirken sehr gut auf diesen nie sehr hell erleuchteten Wänden. Die größte Farbenpracht aber gab die Abendsonne, deren hochorangerother Strahl schon durch die halbgeöffneten Flügel der Kirchenthüre leuchtete und dann beim Austritt in's Freie Berg und Thal mit wunderbarem Glanz erfüllte. Es war außerordentlich! —

So sank nun die Dämmerung herab. Ich wanderte noch ein Stück längs der alten mächtigen Stadtmauern von Florenz, über deren Thürmen der Abendstern leuchtete, fuhr dann zur Consultation, und beschloß meinen Abend

endlich bei Professor Amici, der mir bei wohlgestelltem Lampenlicht sein neuestes Mikroskop vorzeigte, dessen Wirkung vortrefflich war, und welches ich um so mehr loben mußte, da er bei seiner jetzigen Construction die alte wagerechte Stellung des Rohrs vermeidet und ihm, wie bei den Schink'schen, die weit bequemere perpendikulare Richtung gegeben hat.

Während wir nun da an einem Tische unsre mikroskopischen Untersuchungen machten, sammelten sich um den andern größern, wo seine Frau und Tochter Platz genommen hatten, nach und nach mehrere Besuchende, eine lebhafte Conversation entspann sich unter ihnen und so hatte ich denn reichliche Gelegenheit, neben meinen Untersuchungen zugleich das eigenthümlich Halbsingende dieses florentinischen Dialekts im frischesten Strom der Rede zu beobachten.

Florenz, den 17. März, Abends.

Tag an Tag geht schnell hier vorüber und die Feder muß sich eilen, will sie anders dem flüchtigen Leben nachfolgen. Unter den drei letzten Tagen möchte wohl der heutige der reichste gewesen sein. Am Montage brachte ich Vor- und Nachmittag unter ärztlichen Consultationen in der Stadt zu, und nur gegen Abend konnte ich dazu kommen, einen Spaziergang gegen Poggio imperiale hinauf auszuführen. Diesen Weg hatte ich vor 13 Jahren oftmals in drückender Hitze zurückgelegt, wenn ich von der Bibliothek des Großherzogs hinaus zur Tafel wanderte. Da erklangen die Cypressen und immergrünen Eichen dieses Weges vom Geschrill der Cicaden, während diesmal ich den Weg an einem milden, feuchten Abende bei graubedecktem Himmel zurücklegte. Es ist doch Alles in diesem Lande von einer gewissen scharfen prägnanten und meistens schönen Physiognomie. Wie ernst und bedeutend nahmen sich die dunklen Cypressen mit ihren silbergrauen Stämmen und wie groß und massig die vollbelaubten immergrünen Eichen aus, während die blaulichen Fernen der Gebirge in schönen Conturen sich dahinter lagerten! Der Palast von Poggio imperiale lag ganz einsam und verödet da und brachte mir doch auch in dieser Gestalt meine ganze damalige Existenz, als ich es längere Zeit bewohnte, deutlich in die Gedanken zurück. Ich beschloß den Abend in dem angenehmen Kreise der liebenswürdigen dänischen Familie des Grafen Moltke, welche seit einer Reihe von Jahren in Italien einheimisch geworden ist. Auch ihnen scheint es schwer zu werden, den südlichen Himmel mit dem der dänischen Küsten wieder zu vertauschen.

Zwischen die ärztlichen Besuche des gestrigen Vormittags

flocht ich meinen Besuch in San Lorenzo ein, um die Capella dei Medicis wiederzusehen, in deren Kuppel nun die Gemälde von Benvenuti beendigt sind, ohne vollendet geworden zu sein: sie athmen vielmehr ganz den kalten Hauch akademischen erlernten Wesens und stimmen in so fern zur Construction der ganzen Kapelle, welche trotz ihrer Größe und trotz ihres Reichthums an geschliffenen Marmor- und Porphyrarten, womit die Wände bedeckt sind, immer einen schweren, unerfreulichen Eindruck zurücklässt. Lieber war es mir, noch einmal in die sogenannte neue Sakristei hinabzusteigen: das erste größere Bauwerk Michel Angelo's! — Dort sitzt die Gestalt jenes Julians des Mediceers zwischen den Gestalten des Tages und der Nacht! Dieser Mediceer erscheint hier ganz als Ausdruck des tiefsinnigen Geistes des Künstlers selbst; die Italiener nennen ihn deßhalb „il Pensieroso", und wirklich, er erinnert unwillkürlich an die Macht des Gedankens, wie sie herrschend und allein beharrend, alle Gebilde des Tages und der Nacht in Ewigkeit überdauert.

Wollte dann auch eigentlich noch in St. Maria novella eintreten und mir die Capella dei Spagnuoli aufschließen lassen, aber ich traf in eine der jetzt in allen Kirchen gehaltenen Fastenpredigten. Eine Masse Volks umstand die Kanzel und über ihm war ein ungeheures Segeltuch, flach wie das Dach eines weiten und breiten Baldachins, ausgespannt (es soll den Schall brechen und das Verhallen der Rede in der Kirche verhindern). Ich sparte mir also diesen Genuß auf ein anderes Mal.

Nach 12 Uhr hatte ich einen Besuch im großen Hospital St. Maria nuova zugesagt und die meisten der dort ihre Kliniken haltenden Professoren fand ich vereinigt, um mich daselbst in den Sammlungen zu orientiren. Ich durchging mehrere der ungeheuren Krankensäle (gegen 1000 Kranke werden hier täglich verpflegt), in denen jetzt sämmtliche in Toskana promovirte Aerzte ihren zweijährigen Cursus

zu machen haben, bevor sie die Erlaubniß zur Privatpraxis erhalten. Wir sprachen mancherlei über eine Einrichtung, die ihre großen Licht- und Schattenseiten hat. Wenn nämlich einerseits es gut und nützlich ist, daß der Arzt viel Kranke sehe, ehe er allein seine Wirksamkeit beginnt, so giebt auf der andern Seite diese lange (mit den Universitätsjahren mindestens 4—5jährige) bloße Spitalpraxis den jungen Leuten eine gewisse Theilnahmlosigkeit und Routine, welche immer sehr fern von dem Wesen des echten Arztes bleiben sollte. Sie gewöhnen sich unwillkürlich, den Kranken, dessen Schicksal als Mensch ihnen ganz fremd bleibt, mit dessen Leben, dessen Familie sie in gar keine Berührung kommen, nur als Gegenstand der Kunst, als Phantom, als Aufgabe für Zeichnung einer möglichst genauen Diagnose anzusehen. Ist diese entworfen, so handelt es sich zunächst nur noch darum, schulgerecht die Indicationen festzusetzen, und dann — interessirt sie höchstens noch die zu machende Sektion des etwa Verstorbenen, um die Resultate mit der gestellten Diagnose zu vergleichen. Wird der Kranke geheilt, so sieht ihn der Arzt nicht wieder und von allem weitern schönen menschlichen Verhältniß, welches den Arzt an seine Pflegebefohlenen bindet, durch welches er namentlich recht eigentlich der Schutz und Rath in gesunden Tagen und — was oft so unendlich wichtig ist — der Vorbauende und Verhütende gegen Krankheit werden soll, wird er hier nie einen Begriff erhalten. — Ich habe die Nachtheile dieser Art ärztlicher Bildung schon mannichfach hier zu beobachten Gelegenheit gehabt, und wie oft mußte ich bei meinen Consultationen die vertrauensvoll ausgesprochene Klage der Kranken hören:

„I nostri medici trascurano.“

In den Kabineten für pathologische und physiologische Anatomie fand sich manches Sehenswerthe und Interessante, und Alles hatte seit 13 Jahren sich wesentlich vermehrt und vervollständigt, auch in der Aufstellung verbessert. Neu

waren für mich die Präparate des verstorbenen Segato, welcher so lange bemüht war, ein Verfahren zu finden, animalische Substanzen, und namentlich Theile des menschlichen Körpers, einer Art von Versteinerungsprozeß zu unterwerfen und sie der Verwesung zu entziehen. Wunderliches Bestreben des Menschen, immer von Zeit zu Zeit wieder auftauchend in der Geschichte, dem unausweichlichen Kreislauf der Natur hemmend entgegentreten zu wollen! — Aus dem jetzt in Concurs verfallenen Nachlaß dieses ehemaligen Rechtsgelehrten hatte die Regierung eine große Anzahl Präparate erstanden, welche sich gegenwärtig in der physiologischen Sammlung hier aufgestellt finden. Was hatte er nicht Alles zu versteinern gesucht! Menschliches Blut, Substanz des Gehirns, der Drüsen, der Nieren, der Leber u. s. w. Alles sah man, wenn auch nicht in wirklichen Stein, doch in eine harte, sprödem Harz nicht unähnliche Masse mit Beibehaltung seiner Structur verwandelt. Ja, er hatte den sonderbaren Einfall gehabt, eine Art von Arbeit in pietra dura auf diese Weise auszuführen und mit angeschliffenen Stücken verschiedener Organe sich ein kleines Tischplatt auslegen zu lassen, wie man es wohl sonst mit Porphyr, Agat und Jaspis zu thun gewohnt ist. Welch' wunderbare Vorstellung würde es nun geben, sich ein Zimmer ausgelegt zu denken mit den verschiedenen angeschliffenen Stücken aus dem Innern bald uns theuer, bald uns widerwärtig gewesener Verstorbener! Denkt man sich das Zimmer etwa noch erleuchtet mit Kerzen aus zu Fettwachs umgewandelter Muskelsubstanz anderer Körper, so wird das unheimliche Hoffmann'sche Bild durchaus vollständig! Auch die Haut einer schönen Frauenbrust, fast in natürlicher Weiße und als feste, schöngerundete Form erhalten zu sehen, hätte zu manchen asketischen Betrachtungen Veranlassung geben können.

Das Geheimniß seines Verfahrens scheint übrigens mit dem Erfinder untergegangen zu sein, und er, der so

Vieles erhalten wollte, konnte am wenigsten sich selbst dem allgemeinen Schicksal der Vergänglichkeit entziehen.

Der Spätabend dieses Tages gestattete eben noch einen Spaziergang nach dem oberhalb des Boboligartens gelegenen Kastell. Die Uebersicht der Stadt und der Umgegend ist prachtvoll von diesen Wällen! Hinter Bello-sguardo sank die Sonne in Purpurglut unter Wolken, und der Duft über der weiten Ebene nach Pisa und in den Apenninen hinauf war für alle Farbe unnachahmlich.

Heute endlich konnte ich zwischen einigen auf den Vormittag zugesagten Consultationen dahin kommen, einen besondern Wunsch auszuführen und das Porträt des Dante von Giotto aufsuchen, welches in der alten, seither zum Gefängniß dienenden Kapelle im Bargello kürzlich entdeckt worden ist. Wer, der Florenz sah, kennt nicht dieses alte wunderliche Gebäude, von Lapo im dreizehnten Jahrhundert erbaut, und freute sich nicht an seinem malerischen Hofraum mit der Freitreppe und den vielen in die Mauer eingelassenen Wappen? Diesmal stiegen wir eine kleine alte Treppe im Winkel des Hofes hinauf, eiserne Thüren eines Gefängnisses rasselten auf und ich kam in einen in zwei Abtheilungen gesonderten, roh ausgeweißten Raum, welcher früher als Hauskapelle gedient hat und damals mit Freskobildern auf allen Wänden bedeckt war. Es machte den sonderbarsten Eindruck, auf den untern überweißten Mauern erst einige elende Malereien hier eingesperrt gewesener Delinquenten zu gewahren, dann aber, als ich auf das Gerüst in der zweiten Abtheilung hinaufgestiegen war, die mühsam von der Kalkschale des Ueberweißens befreiten alten Bilder zu entdecken. Allerdings ist es nicht möglich, von Anordnung und Sinn dieser Bilder nach den so wenigen aufgedeckten Resten sich eine deutliche Vorstellung zu machen. Zu sehen ist, daß hoch oben, nahe der Decke, der Maler eine Reihe Heiliger aufgestellt hatte, deren vergoldete und erhaben gearbeiteten Heiligenscheine noch durch die Ueberweißung

hindurch zu erkennen sind. Weiter unten mochte dann eine Reihe namhafter Florentiner aufgeführt gewesen sein, und hier gerade ist es, wo ein gutes Geschick bei dem Ablösen des Kalks zuerst den Kopf und Oberkörper des Dante hat frei werden lassen. Leider hat das Schicksal, mit dem der Dichter schon im Leben genugsam kämpfen mußte, ihn auch jetzt noch verfolgt, denn ein Nagel, der einmal durch die Kalkdecke zufällig hier in die Wand geschlagen worden ist, hat gerade am Unteraugenliede ein ziemliches Stück Kalk losgerissen und sein Abbild verletzt. Uebrigens ist der Kopf wohl erhalten, ernst und tüchtig gemalt und verdient wohl eine recht genaue Nachbildung und Vervielfältigung! [1] Aus diesem Bilde ergiebt sich nun auch die Echtheit der lange bekannten Todtenmaske des Dichters. Hier ist er jedoch jünger und so aufgefaßt, wie man ihn sich denken darf:

„nel mezzo del Camin di nostra vita!“

Neben und etwas hinter ihm gewahrt man einen schönen, noch etwas jüngern Kopf — sollte es vielleicht der Sänger Casella sein, der noch vor ihm dahinschied und dessen Gesang:

„Amor che nella mente mi ragiona“

den Dichter noch am Berge der Läuterung festhielt? Ein weiter nach ihm folgender älterer Kopf könnte wohl Brunetto Latini sein. Die Kapelle ganz wieder herzustellen möchte leicht eine noch mühsamere Arbeit sein, als einige herkulanische Bücherrollen abzuwickeln!

Da ich einmal in dantesken Betrachtungen war, so fuhr ich auch gleich noch zur Kirche St. Croce, wo neben Mich. Angelo's, Galilei's, Machiavelli's und andern Denkmälern auch Dante neuerlich ein großes Monument durch Ricci im Auftrage des Großherzogs erhalten hat. Es ist

[1] Ich erhielt später die von Marini mit großer Genauigkeit nach einer vollständigen Durchzeichnung in der Größe des Originals ausgeführte Lithographie, und habe die ersten Exemplare dieses merkwürdigen Blattes mit nach Deutschland gebracht.

ziemlich im neufranzösischen Styl; Dante sitzt hoch oben, fast wie der Pensieroso in St. Lorenzo, mit halbnacktem Oberkörper, und unten beugt sich einerseits die trauernde Poesie über seinen Sarkophag, während eine andere Figur, Florenz vorstellend, mit Stolz auf ihn zeigt; darüber die Stelle der divina Comedia:

„Onorate l'altissimo pöeta."

Dante's einfach erhabener Geist weht nicht über diesem Werke! Ricci hat offenbar das Erhabene mehr im Raume gesucht als in der Idee erfaßt. Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesem steinernen Dante gab übrigens ihm gegenüber — umgeben von andächtig dumpfer Menge unter dem großen Segeltuche — der die Fastenpredigt haltende Mönch! Der eine so wenig als der andere konnte mir besondere Theilnahme abgewinnen! — Ich ließ mir noch sonstige Merkwürdigkeiten und Alterthümer der Kirche zeigen. Sie enthält viele Wandgemälde von Cimabue, Giotto und seinem Schüler Taddeo Gaddi. Interessant ist in einer Sakristei ein kleines Oelbild auf Holz, welches als Giotto's Porträt, von ihm selbst gemalt, gezeigt wird. Unter den neuen Sachen gefiel mir einer der kleinen trauernden Genien am Denkmale der Fürstin Albanien, von Santarelli gearbeitet. Der Knabe steht so einfach und hübsch da und senkt das Lockenköpfchen so rührend — es liegt große Wahrheit der Empfindung darin!

Nachmittag wurde das Wetter schön und ich fuhr nach Bello-sguardo, einer vor der Porta romana hoch gelegenen einfach zierlichen Villa, berühmt wegen ihrer weiten Umsicht über Florenz und das Arnothal! Ach, welche Luft dort unter diesen Lorbeerbüschen und blühenden Viburnum tinus, diesen Cypressen und den überall sich erschließenden Frühlingsblumen! Dabei war es so ruhig dort! Eine artige Gärtnersfrau schloß mir die Terrasse des Hauses auf — und das ganze Arnothal im weitesten Ueberblicke lag vor mir! — Nein, so habe ich vor dreizehn Jahren

dieſe Sachen nicht geſehen! — War ich doch damals nie ſo ſtill, ſo allein, ſo auf mich reducirt! — Ja, es iſt etwas Außerordentliches, dieſes Florenz und dieſes Thal mit ſeinen Tauſenden von Villen, mit ſeinen weiten Oelgärten und ſeinem Kranze erhabener Gebirge! — Und wieder dieſes Abendlicht! — Wie der ſchräge duftige Sonnenſtrahl hinfiel auf die Ebene nach Livorno! — Halte das feſt, mein Gedächtniß!

Dann wieder unten in dem Garten! Um das Haus herum waren Anlagen von Citronen und Orangen. Noch war die Ueberbauung von Stroh nicht hinweggenommen, wohl aber waren hie und da breite Klappen dieſer Ueberbauung geöffnet, um Luft und Sonne zu den reifenden Früchten zu laſſen. Auf den Beeten ſtand der Kohl ſchon in hohen gelben Blüthen und verbreitete ſüßlichen, anmuthigen Duft. Ich blieb lange da, zeichnete einen zum Hauſe gehörigen alten Thurm, und ſchied zuletzt nur ungern.

Den Spätabend brachte ich in der Oper zu. Man gab Beliſario, eine der elendeſten Opern von Donizetti. Ich war nur der Unger zu Gefallen hineingegangen, aber aus ſolchem Zeuge konnte auch eine ſolche Künſtlerin nichts Rechtes herausbilden. Sie chargirte tüchtig einige Stellen und erregte einen Sturm von Beifall; ich aber war wohlzufrieden, wie ich die Ohrenqual dieſer Muſik los war.

Ein Tenor Roppa wurde mir heute bekannt, der auch ſehr zu loben iſt. Aber iſt ja doch dieſes Volk überhaupt klangreich geboren! Wenn ich ſo Abends auf den Straßen gehe und höre bald Einen, bald Mehrere ſo für ſich hin ſingen: immer klingt es ſonor, melodiſch, muſikaliſch! Nie hört man das ungeſchickte Geplärr, wie es bei uns ſo oft, wenn die liebe Jugend vom Biere beſeeligt zur Stadt kehrt, ſich vernehmen läßt! — Dem Italiener iſt der gute Klang ſeiner Stimme faſt eben ſo angeboren, wie ſeine ſcharfe und faſt immer kluge und lebendige Phyſiognomie.

Florenz, den 19. März, Abends.

Gestern war der Himmel grau und das Wetter kühl und regnerisch. Ich brachte späterhin ein Paar Stunden auf der Bibliothek des Großherzogs zu, auf welcher ich schon bei meiner vorigen Anwesenheit Vielerlei gearbeitet hatte. Der jetzige Oberbibliothekar ist Herr v. Gräberg, ehemals über 6 Jahre dänischer Consul in Marocco und in 14 Sprachen wohlbewandert. Er hat eine kleine, italienisch verfaßte, aber von Neumont auch deutsch bearbeitete Schrift über die inneren Verhältnisse von Marocco herausgegeben, welche ich mit nach Hause nahm und mit Interesse durchgegangen habe. Schade, daß der Mann zu bejahrt und halb taub ist, wodurch die Conversation mit ihm eine sehr unbequeme wird.

Gegen Abend machte ich noch einen Spaziergang nach St. Miniato hinauf, stieg in einen der dort umliegenden Oelgärten und brachte es trotz des feinen Regens noch dahin, eine kleine Farben-Skizze von dem in Abendduft und feuchten Nebel daliegenden Florenz zu nehmen. Gerade so in diesem zarten Grau hob sich die Masse des Doms mit dem Campanile prächtig hervor! Und wenn wäre denn diese Ansicht nicht schön!

Zwischen vielfachen ärztlichen Berathungen gelang es mir heute, doch auch als Erholung mir in St. Maria novella die große merkwürdige, schon im 13. Jahrhundert gestiftete Capella dei Spagnuoli eröffnen zu lassen. Lange schon hatte ich mich gesehnt, die dortigen prächtigen Fresken von Memmi und Gaddi wiederzusehen. Wie schön müßte es sein, an warmen Frühlingsnachmittagen manche Stunde ganz allein in diesem kühlen wunderbaren Raume zu verleben! Diese alten Gestalten sind so einfach und tüchtig

empfunden — das ganze Leben der alten Kirche steigt frisch und mächtig von den Wänden und dem Gewölbe auf den Beschauer herab! Da stehen die alten Maler: Cimabue in seinem weißen Gewande, dahinter Giotto, vor ihm Memmi und Gaddi, dort erkennt man Petrarca und Laura; der Dom von Florenz, nach seinem ersten Entwurfe gemalt, zeigt sich daneben, und darüber öffnet Christus die Zugbrücke und läßt die triumphirenden Seligen in das neue Jerusalem eingehen. Während nun diese Erscheinungen die eine Wand einnehmen, wogt oben am Gewölbe noch das Schiff der Jünger im Sturme, daneben begeben sich die Wunder der Kreuzigung und Höllenfahrt, und gegenüber sitzen zu den Füßen der Cardinaltugenden und Künste die Väter aller weltlichen und geistlichen Gelahrtheit. Wirklich, es ist eine der ergreifendsten bildlichen Poesien aus jener alten Zeit!

Weniger bedeutend ist die nachher noch besuchte Kirche del Carmine. Auch ihre Stiftung fällt in's 13. Jahrhundert, allein sie ist später abgebrannt und neu erbaut, wobei sich denn mancherlei im überladenen Styl verzierte Kapellen u. dergl. eingefunden haben. Schön war der alte Kreuzgang mit seinen Begräbnissen und den in seinem sonnigen Mittelraum angepflanzten, ganz jungen Oelbäumen. Es kam mir vor wie eine Auferstehung aus diesen Gräbern. Auch eine daran anstoßende Kapelle mit dem großen Abendmal von Vasari ist immer merkwürdig, obwohl in diesem Maler schon ein Empfindung-armes Machwerk entschieden vorherrscht.

Als ich nach allen Consultationen und Betrachtungen Mittags nach Hause kam, paradirte ein trefflicher Fasan auf meiner einsamen Tafel — denn gestern Abend fanden sich zwei dieser aristokratischen Vögel sauber in Tannenreiser gepackt in meinem Zimmer, welche mir auf Befehl Sr. Hoheit des Großherzogs zugesendet worden waren. Es kam mir ganz heimathlich vor, allwo von Freunden und Collegen aus Böhmen mir auch zuweilen dergleichen gefiedertes Wild

verehrt wird. Diesmal konnte ich von meinem Reichthum niemand näher Befreundetem abgeben; um indessen den Gedanken an Dresden noch weiter fortzuspinnen, sendete ich den zweiten Fasan der Frau des Dr. Barzelloti, welcher mich eben für morgen zu Tisch geladen hatte.

Der schöne Nachmittag lud wieder zu einer Spazierfahrt ein und ich wählte diesmal die Certosa, am Wege nach Rom gelegen, zum Zielpunkte. Es ist in diesem Jahre gerade ein halbes Jahrtausend, daß dieses Kloster durch Acciajoli gestiftet und nach Giotto's Zeichnung zu bauen angefangen wurde. Imposant liegt es auf seiner, das Thal weithin beherrschenden Anhöhe, und oben herrscht in seinen Häfen und den nur noch von wenig Mönchen bewohnten Hallen eine wohlthuende Stille und tiefe Abgeschiedenheit. Interessant sind im Kreuzgange neben der Kirche die alten Glasgemälde nach Raphaels Zeichnungen und in einer untern Halle das Grabmal des ritterlichen Acciajoli, noch ganz in alter Form nach Giotto's Angabe erhalten. — Als ich dann über das stille Campo santo wegschritt, wo die dunkelrothen Anemonen neben immergrünen Burushecken hervorblühten, öffnete sich eine der verlassenen Zellen dieser Brüder Camaldulenser, und vor mir lag die schönste Uebersicht des nahen Thales und der fernen Apenninen. Ich setzte mich in eines jener stillen Klosterfenster und skizzirte den um Florenz überall sichtbaren schöngeformten Monte murello nebst den vor ihm gelegenen, mit weißglänzenden Landhäusern bedeckten Hügeln; neben mir stand der in seinem weißwollenen Gewande selbst sehr malerisch sich ausnehmende Frater und Alles athmete um mich her eine tiefe selige Ruhe.

So sank allmählig der Abend herab; am hellen, nur von einzelnen farbigen Wolken umspülten Himmel trat die Venus hervor und bei einbrechendem Dunkel kam ich wieder nach der Stadt, um diesmal, nach der gewöhnlichen Consultation, meinen Spätabend ganz still für mich zu beschließen.

Florenz, den 21. März.

Auch der gestrige Tag brachte manches Interessante. Früh erübrigte ich eine reichliche Stunde für die Sammlung der Akademie der Künste. Manches hat sich in 13 Jahren in ihrer Lokalität geändert und namentlich haben die kleinen Bilder von Fiesole jetzt zweckmäßig ein eigenes, gut erleuchtetes Zimmer erhalten. Mit besonderer Freude aber sah ich im großen Saale die Kreuzabnahme von Fiesole wieder, von der ich vormals einige Durchzeichnungen abnehmen durfte, und welche mir schon damals wegen des eigenthümlichen Typus in Bildung der Augen [1] zu denken gegeben hatte.

Auch hier konnte ich das innere Fortbilden des Geistes an einer lange innerlich bewahrten Vorstellung recht deutlich gewahr werden. Ich hatte das Bild noch sehr gut im Gedächtniß, aber es war in meiner Seele noch klarer, ätherischer und vollendeter in den Formen geworden, so daß es mir in der Wirklichkeit nicht mehr die volle Befriedigung gewähren wollte. Wie wichtig daher, irgend eine Idee zu künstlerischen wie zu wissenschaftlichen Aufgaben lange in stiller Seele gegenwärtig zu halten, bevor man an deren Ausführung geht! Je länger gehegt, desto reifer, schöner kann sie werden. Durch große eigenthümliche Schönheit überraschte mich diesmal das große Bild von Perugino mit der Glorie der Madonna oberwärts, und dem St. Johannes und Engel Michael unten im Vordergrunde. Das Vollendetste der ganzen Sammlung aber sind doch eigentlich die beiden Köpfe zweier Mönche aus Valambrosa, welche Raphael, als er mit seinem Meister dort war (denn eben jenes schöne Bild malte Perugin für Valambrosa) in erster Jugend ausgeführt hat. Diese, wenn auch noch etwas starre

[1] Vergl. den frühern Aufsatz, S. 18.

Schärfe der Charakteristik, dieses rein Menschliche und doch in so großartigem Styl Gefaßte wüßte ich kaum sonst irgendwo in seinen Werken in dieser Weise zu finden. Auch ein Carton von Raphael, eine Madonna mit dem Kinde, ist erfüllt von seiner eigenthümlichen Grazie. Ein sehr schönes Bild von Lorenzo da Credi ist auch hier: die Madonna kniet vor dem am Boden liegenden Kinde, ein jüngeres Mädchen, verwundert über die Schönheit des Göttlichen, neben ihr. Ueberhaupt ist die ganze Sammlung doch so höchst merkwürdig für die Geschichte der Kunst. Man sieht von Verrocchio, dem Meister des Leonardo da Vinci, ein Werk, welches in vieler Hinsicht lehrreich ist; man sieht von Gentile da Fabriano eine — allerdings sehr nachgebräunte — Anbetung der Könige reich an Vergoldung. Besonders die jugendliche Gestalt des einen der drei Könige kann vortrefflich genannt werden. Man sieht von Alessandro Boticelli mehrere große merkwürdige Bilder. Die rothgekleidete Gestalt eines Kardinals auf dem einen ist so vortrefflich gemalt, daß man sie dem Besten jeder Zeit gleichstellen darf. Auch von Mariotto Albertinelli eine eigenthümlich byzantinisch aufgefaßte Kreuzigung; von Filippo Lippi: Krönung der Jungfrau, und andere sehr anziehende Bilder sind hier. Mit dem alten, die Bilder sehr gut kennenden Custode, der in eigenthümlicher Physiognomie und stark gekrümmter Haltung mich durch eine scharfe Aehnlichkeit mit meinem verehrten Freund Tieck lebhaft überrascht hatte, durchging ich dann noch die Säle, wo die Gypsabgüsse in reicher Sammlung aufgestellt sind. Wie ein Stern leuchtete mir dort die Venus von Milo entgegen — diese vollendetste Wiederholung Dessen, was Natur von schönen weiblichen Formen gebildet hat! Ein Blick auf diese Gestalt ist wie ein Athemzug in reiner schöner Alpenluft; er giebt uns die volle Genüge des Lebens! Nein, zu dieser Freiheit, Größe und Gesundheit der Erscheinung hat sich noch gar Nichts in neuerer Kunst erhoben!

Zu Mittag war ich bei Dr. Barzelotti, dem einzigen Arzte in Florenz, welcher deutsch versteht und deutsche Schriften liest, zusammen mit dessen Schwiegervater, dem alten Ritter Benvenuti, Director der Akademie der Künste, und, wie es seine Bilder in der Kuppel von St. Lorenzo zeigen, ein wahrer Repräsentant des gesammten akademischen Wesens. Indeß noch einige Künstler waren mit in der Gesellschaft, von denen einer, Car. Mussini, lange in Berlin gelebt und von dort eine junge anmuthige Frau mit hieher gebracht hat, und so verflossen denn ein Paar Stunden in diesen Umgebungen sehr angenehm.

Nachmittags besuchte ich einige der gern längs des Arno ihre Werkstätten und Magazine aufschlagenden Alabaster-Bildhauer. Zierliche Arbeiten im nettesten Material und zu sehr mäßigen Preisen! Man kommt nie fort, ohne davon Etwas mitzunehmen.

Den Abend beschloß ich wieder im medicinischen Convent bei Betti, wo ich mich von jüngern Aerzten förmlich umlagert fand, um ihnen manches Ergebniß meiner physiologischen und morphologischen Studien tant pis que mal in meinem Italienisch mitzutheilen.

Florenz, den 22. März.

Wenig Neues habe ich vom gestrigen Tage diesen Blättern zu vertrauen. Vormittags sah ich die orthopädische Anstalt des Dr. Carbonai — ein Mann, welcher längere Zeit in Paris bei Guerin sich aufgehalten und hier ein in seiner Art sehr Vollkommenes und für Italien Außergewöhnliches hergestellt hat. Kenne ich doch bisher in Deutschland keine Anstalt dieser Art von gleicher Zweckmäßigkeit. Die mir an Gypsabgüssen und in Natur vorgezeigten Fälle, wo nach Sehnendurchschneidungen verkrümmte Gliedmaßen hergestellt worden waren, bezeugten das Geschick und die zweckmäßige Behandlung des Arztes. Auch die mannichfachen Vorrichtungen zu Turnübungen waren wohl ausgedacht und gut eingerichtet. Mehrere junge Mädchen schwangen sich mit Geschick und Zierlichkeit auf den eleganten Schaukeln.

Nachmittag besuchte ich das nahe vor der Stadt auf einer Anhöhe in einem Oelbaumwalde gelegene alte Kloster Monte Oliveto. Das Ganze zeigt einen eigenthümlich schwermüthigen Charakter — die alten gelblichen Mauern, das Silbergrau der Oliven, die Stille und Einsamkeit da oben, und doch wieder der reiche Ueberblick über Thal und Stadt! Eine der hübschesten Ansichten davon bewahrte ich mir in Farben und hoffe noch manchmal dorthin zurückzukehren.

Dann fuhr ich über die neue elegante Eisenbrücke unterhalb der Stadt (eine andere liegt oberhalb derselben) hinüber nach der Cascini. Wie schön ist nicht die Aussicht von dieser Brücke Strom auf- und Strom abwärts! Die unter Gewölk hervortretende Abendsonne vergoldete noch einmal alle Fenster der vorliegenden Gebäude und zwischen den knospenden Bäumen und üppigen Rasen luſtwandelten Tausende von Spaziergängern, welche der Frühling und

der Sonntag Nachmittag in's Freie geführt hatte. Ich fuhr längs der hohen alten Stadtmauern — sie sind hie und da dick mit Epheu überwachsen — bis zum Triumphbogen der Porta St. Gallo, welcher 1739 für Franz I. errichtet worden war, und kehrte von dort, am Dome vorbei, nach meinem einsamen Zimmer zurück.

Florenz, den 23. März.

So spinnen sich die Tage dieses Florentiner Lebens immer einer nach dem andern ab. Schon beschäftige ich mich oft in Gedanken mit dem Entwurfe zu einem Ausfluge nach der heiligen Roma, bevor ich über die Alpen zurückkehren würde — indeß liegt da noch Vieles dazwischen!

Unter den Kranken, die ich gestern zu berathen hatte, war einer, der mich psychologisch besonders interessirte: Louis Buonaparte, vormaliger König von Holland. Halbgelähmt, mit starkem Leib und dunkler Perrücke, erschien er mir, umgeben von einer Menge Bilder und Kupfer und Büsten aus jener Kaiserzeit, die wie ein schwerer Traum vor dreißig Jahren über Europa zog, gleich einer lebenden Ruine jener seltsam tragischen Periode. Der Kopf erinnert ganz an Napoleon. Auch hier sind die Züge immer noch stark und bedeutend, und es liegt noch jetzt eine gewisse Geisteskraft in diesem Innern, die mich darauf schließen läßt, wie die so viel mächtigere Individualität von Napoleon selbst, noch in spätester Zeit, eine so entschiedene Gewalt auf ihre Umgebungen auszuüben vermochte.

Außerdem lieferte ein Aufenthalt auf der Bibliothek des Großherzogs gestern wie heute mir wieder so manches Neue. Mit D'Orbigny durchzog ich die Gegenden Süd-Amerika's und mit Gaimard streifte ich durch die Gebirge und Gletscher von Island. Beide Werke brachten mir zugleich die Eigenthümlichkeit ihrer Verfasser (den Erstern suchte ich in Paris auf, der Andere kam vom Nordcap rückkehrend zu mir nach Dresden) lebhaft wieder in der Erinnerung hervor.

Auch die Abende locken mich noch immer in's Freie, obwohl die Witterung im Ganzen jetzt etwas unstät ist.

Gestern war ich nochmals auf San Miniato, und heute machte ich einen weiten Spaziergang über die vor der Porta San Nicolo gelegene Eisenbrücke über den Arno und dann um die alten Mauern herum bis abermals zum Triumphbogen der Porta San Gallo. Auch von dieser obern Eisenbrücke gewinnt man einen prächtigen Ueberblick dieser so ganz eigenthümlichen Stadt. Und wie wunderbar der Abendhimmel heute von da über Florenz! Das eigene Stahlgrau der dunklen Wolken, das Durchleuchten des grünlich farbigen, oben mit der Venus gezierten Abendhimmels, das saftige Braun der dunkel gegen den Himmel abgesetzten alten Mauerthürme am Arno, das milde Grau der fernen Häusermassen und Olivenhügel von dunklen Cypressen unterbrochen — ach, dieser Reichthum von Ansichten, je mehr ich ihn erkenne und begreife, um so mehr macht er mir die Armuth unserer Gegenden an eigentlich malerischer Schönheit deutlich.

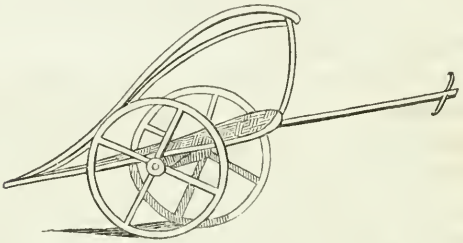
Wenn man von der Porta St. Croce um die Porta Pinti nach Porta San Gallo geht, so trifft man unterwegs, an die alten Stadtmauern angebaut, den englischen Kirchhof, mit eisernem Gitterthor, dunkler Belaubung und hohen Cypressen. Heute Abend im Zwielicht sah er recht eigenthümlich und schwermüthig aus. In seiner Nähe sind mancherlei Lachen mit stehendem Gewässer, aus denen mir die Frösche ihr monotones Lied in diesem Jahr zum ersten Male ertönen ließen. So zeitig hatte ich sie noch nie gehört.

Florenz, den 25. März, spät Abends.

Wie schön stand heute in der Dämmerung die Mondsichel dicht unter dem Abendstern, und doch, gerade unter dieser astrologisch günstigen Constellation schwindet mir mehr und mehr die Hoffnung, diesmal auch Rom zu erreichen! Man wird mich schwerlich hier fortlassen, bis ich ganz und gar nach Dresden zurückkehre.

Nun, wir sammeln einstweilen, was sich sammeln läßt! Gestern besuchte ich das neue hiesige ägyptische Museum. Die Sammlung ist seit etwa zwölf Jahren durch den regierenden Großherzog begründet und besteht hauptsächlich in der Ausbeute von Rosellini's Reise. Zum Lokal dient ein großer Saal eines ehemaligen Klosters in der Nähe von San Marco. Große Malereien, von den Wänden der unterirdischen Tempel und Todtenkammern Ober-Aegyptens abgesägt, große Steinkisten und Mumiensärge finden sich längs der Wände aufgestellt; ferner mehrere Mumien, welche jedoch leider durch das Seewasser benetzt worden und von der andern Atmosphäre dergestalt angegriffen sind, daß sie in ein feines Mehl durch und durch zu zerfallen drohen. Nächstdem finden sich eine Menge Gefäße, Schnitzwerke, Glasidole und Putz, so wie ein wahrer Schatz mannichfaltiger Früchte und Sämereien. Alle diese Sachen habe ich übrigens wohl auch in andern Sammlungen gesehen; eines jedoch ist der hiesigen ganz eigenthümlich, und dies ist ein freilich aus Hunderten von Stücken wieder zusammengebauter und künstlich ergänzter hölzerner Streitwagen, dessen Trümmer in einem jener alten Gräber gefunden worden sind, auf dessen Wänden Kämpfe der Aegypter, Perser und Skythen sich dargestellt fanden. Höchst merkwürdig ist es, daß dieser Wagen, dessen Räder sich dadurch auszeichnen, daß

jedes nur vier Speichen hat, genau den auf den Wandmalereien angebrachten skythischen Streitwagen glich (ägyptische und persische Streitwagen waren immer mit mehr Speichen gemalt), so daß die höchste Wahrscheinlichkeit sich ergab, es sei dies wirklich ein skythischer, im Kriege erbeuteter Streitwagen gewesen und dem Kämpfer und Sieger mit in's Grab gegeben worden! Der ganze Wagen ist höchst einfach gearbeitet, die Form etwa so:



Der Boden, auf welchem der Wagenlenker stand, ist mit einem Riemengeflecht geschlossen. Alles andere ist Holz, aber ein sehr hartes. Es ist unglaublich und wunderbar zu sagen, was in jenem trockenen Lande und in den alten Steinhöhlen Alles der Zeit Trotz bietet! Von dem, freilich größtentheils erneuerten Ledergeflecht des Bodens z. B. haben sich doch noch an den Rändern beträchtliche Stellen so durch ein Paar Jahrtausende hindurch erhalten!

Nachdem ich mit Aufmerksamkeit diese Sachen durchgesehen hatte, ließ ich mir noch die Sammlung von Maschinenmodellen aufschließen, welche in demselben Gebäude sich befindet. Auch diese Sammlung, für polytechnischen Unterricht bestimmt, enthält aus alter und neuer Zeit des Interessanten viel. Ich sah dort unter andern das Modell einer großen Galeere aus den Zeiten der toskanischen Republik; sah manche andere sinnreiche Vorrichtungen, so Windmühlen, eingerichtet, um Wasser zu schöpfen; Kornmühlen durch Menschenhand und mit geringem Kraftaufwand

in Bewegung zu setzen; Vorrichtungen, um Wassereimer aus entfernten Brunnen bis in den vierten Stock hinaufzuziehen und hinabzulassen u. s. w. Dabei war als vorzüglich merkwürdig zu beachten, daß die meisten der letztgenannten Vorrichtungen von einem hiesigen Blinden, einem gewissen Turchini, erfunden und ausgeführt waren — ein abermaliger Beitrag zu der so oft gemachten Erfahrung von großer Entwicklung des Getasts beim gänzlichen Mangel des Gesichts.

Wie ich schon bemerkt, liegen diese Sammlungen in der Nähe der Kirche und des Klosters San Marco, wo Fra Angelico da Fiesole Klosterbruder war. Ich hatte längst gewünscht, jene große von ihm al Fresco gemalte Kreuzigung wiederzusehen, welche sich dort befindet, und so ging ich denn unmittelbar da hinüber. Gewiß, es ist eines der außerordentlichsten Werke jener Zeit! Diese tiefgefaßte Individualität, diese Klarheit, ja, was mehr als Alles ist, diese Gottinnigkeit in den meisten dieser Köpfe! Man darf von diesem Werke sagen: es sei nicht mit der Hand, sondern mit der Seele gemalt! Dabei ist das Werk mit einem Tiefsinn entworfen, der um so mehr ergreift, je gesammelter wir uns der Betrachtung hingeben. Wie der große Augenblick des Dahinscheidens eines ganz in Gott lebenden Menschen auf so verschiedene Weise auf Mit- und Nachlebende wirkt; wie er hier in Mitlebenden das innigste Gefühl schmerzlichen Verlustes aufregt; dort in Nachlebenden das freudige, sehnende Hinschauen nach der Verklärung des Dahingeschiedenen entzündet: das sprechen die trauernden Jünger zur Linken, und vor allen der das Gesicht mit der Hand bedeckende Johannes eben so trefflich aus, als die zur Rechten versammelten Heiligen und Kirchenväter. Das Bild will einsam, lange und vorbereitet betrachtet sein, darum wirkte es jetzt auf mich so ganz anders und tiefer als vor dreizehn Jahren, wo ich es nicht allein sah. Es faßte mich als ein ganz neues!

In der Mittagsstunde hatte ich noch ein Zusammentreffen auf der Specola mit den Professoren Amici und Mazzi verabredet (Letzterer ist für vergleichende Anatomie hier angestellt, jedoch ohne im mindesten dazu befähigt zu sein). Einige Zitterrochen hatte man aus Livorno frisch hersenden lassen, und mikroskopische Untersuchungen über die letzte und feinste Nervenverbreitung in den elektrischen Organen wurden nach meinem Wunsche veranstaltet, welche mir manches Neue über diese geheimnißvollen Werkstätten einer in Elektricität sich entladenden Innervation gelehrt haben.

Des Nachmittags war ich im Garten (Selvatico) der Marchese Mazzi, unterhalb des Klosters Monte Oliveto. Das Wetter war schön, die Berge leuchtend, aber ich fand nicht die Stille und das gemüthlich Heimische wie im Selvatico zu Fiesole.

Von dem heutigen Tag ist wenig anzumerken. Der Vormittag verfloß ganz unter ärztlichen Consultationen. Es war das Fest der Santissima Annunziata, der Schutzpatronin von Florenz, und der Hof fuhr in Gala hinüber nach der Kirche St. Annunziata, wovon ich indeß wenig gesehen habe. — Mittags aß ich bei Graf Moltke. Der Reiz eines gebildeten, kleinen, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Kreises, welcher belebt wird durch eine junge, geistreiche Frau, wird uns erst dann recht fühlbar, wenn wir, so wie ich hier, größtentheils auf uns selbst hingewiesen und von allen heimischen Beziehungen abgetrennt sind.

Nachdem ich in der Dämmerung noch einmal meinen Lieblingsspaziergang über die Eisenbrücke oberhalb der Stadt wiederholt und im Hause der Unger noch das aus Rom und Neapel wiederkehrende und nun nach Dresden zurückreisende Künstlerpaar der Schubert's begrüßt hatte, erwartete mich für den Spätabend eine musikalische Soirée im Hause des Dr. Barzelotti. Es war mir nicht uninteressant, dergleichen auch einmal hier zu erleben! Es gestal-

tet sich so etwas immer nach Volk und Oertlichkeit auf verschiedene Weise. Die Signorinen Mussini, Töchter eines in Berlin angestellt gewesenen und dort verstorbenen Kapellmeisters, sangen und spielten mit großer Fertigkeit und italiänischem Feuer! Es ist etwas Eigenes, diese blassen Gesichter mit durchaus lebendigen Zügen, mit der eigenthümlichen Anmuth um den Mund, und diesen dunklen Locken! Die Gesichter waren nicht gerade schön, aber der leidenschaftliche Ausdruck gab ihnen etwas Hinreißendes. Dabei die Gesellschaft eben so leidenschaftlich, und nach jedem Tonstück in heftiges Applaudiren und Zurufen ausbrechend.

Dergleichen Reunions sind am Abend der heiligen Annunziata übrigens, wie ich höre, volksthümlich, und ein nothwendiger Theil der Bewirthung besteht dann — wie bei uns zu Weihnachten in den Christstollen — in der aus gestampften mit Honig gemengten Kastanien bereiteten Battona, einer Art fad süßlicher breiter Kuchen, der weich und warm auf einem Brete aufgetragen, mit Fäden zerschnitten und umher gereicht wird. Außerdem werden nur allerhand süßes Backwerk, feinere Weine und Liköre präsentirt. Auf Thee hat man sich hier noch nicht eingerichtet.

Dieser Abend brachte mir wieder mannichfaltige neue Bekanntschaften. Ein alter Herr, Sekretär im Staatsrath, Albiani, wurde mir als großer Musikliebhaber und (was ganz bardenhaft erschien) sehr geübt auf der Harfe vorgestellt. Beiläufig legte mir auch Herr Benvenati das erste Heft eines jetzt unternommenen Kupferwerks über die Gallerie degli Uffizi vor. Die Stiche waren nicht sehr ausgezeichnet; den besten hatte jedenfalls noch unser Steinla dazu geliefert.

Florenz, den 28. März, früh.

Abermals ist dieses Florentiner Leben um einige Tage weiter gerückt, und wieder darf ich einige erfreuliche Erfahrungen diesen Blättern anvertrauen.

Vorgestern Nachmittags fuhr ich hinaus nach der schönen Villa des Großherzogs — Castello. Schon vor dreizehn Jahren machte sie mir mit ihren prächtigen Cypressen, den dichten immergrünen Eichen, den weithin den Blick eröffnenden Terassen und ihrem seltsamen mit allerhand Gethier von Bronze verzierten Grottenwerke einen tiefen Eindruck; wie viel mehr jetzt, wo ich am prächtigsten Abend so ganz still und ungestört mich ihrer erfreuen konnte. Ich versuchte dort wieder eine kleine Studie zu malen; aber wer vermag die Glut dieser Abendröthen in schwachen Farben wiedergeben! — Ich labte mich an der Blumenfülle, am Anblick der mit fast reifen Zitronen üppig bedeckten Orangerie, und auch an dem einfachen friedlich heitern Treiben der Gärtnersleute. Ach, an so einem Orte versteht man erst recht, warum Göthe's Tasso in die einfache Welt eines Gärtners in solchem fürstlichen Garten sich gerne hineinträumt!

„Dort schickt mich hin! dort laßt mich Euer sein!
Wie will ich Deine Bäume pflegen! die Zitronen
Im Herbst mit Bretern und mit Ziegeln decken
Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen sein!"

Armer Tasso! — Gestern war ich am Vormittage auf der großen Gallerie, wo der Director, Ritter Montalvi, die Güte hatte, mir einen Einblick in die köstlichen, hier verwahrten

Handzeichnungen, Schätze, welche man jetzt in musterhafter Weise gesichert und verwahrt findet, zu gestatten. Ich sah diesmal nur die Kleinodien der Sammlung: die Handzeichnungen von Perugino und von Raphael, durch. Es ist wunderbar, wie uns diese oft nur flüchtigen und manchmal schon wieder halb verblichenen Züge so entschieden in die Zeit und das Leben jener alten Künstler versetzen! Ihre Bilder wird nur Der ordentlich verstehen, der auch ihre Handzeichnungen kennt. Selbst bei Perugino, von dem man immer nur ernstandächtige Gemälde zu sehen gewohnt ist, entdeckt man zuweilen mitten unter den Studien zu kleinen Engeln Züge eines frischen derben Humors, die da zeigen, daß er, wie jeder Künstler und jeder ächte Mensch es sollte, keiner Art von lebendiger Regung des Gemüths ängstlich verschlossen gewesen sei, und daß er den Muth hatte, sich innerlich immer frei zu erhalten. — Von Raphael sind treffliche Blätter hier; vorzüglich ist eine größere Zeichnung höchst merkwürdig, welche Raphael nebst mehreren andern für Pinturicchio entworfen hat, von dem sie sodann im Dome von Siena ausgeführt worden ist. Bekanntlich sind diese Bilder in jenem Dome aus der Geschichte des Aeneas Sylvius, späterhin Pius II. Die Zeichnung, von welcher ich spreche, enthält den Auszug zu der Reise des dereinstigen Pabstes nach Genua; und Raphael hat darauf selbst einige Notizen über die hier vorgestellte Geschichte beigeschrieben. Die Zeichnung ist mit der Feder gemacht und leicht angetuscht; oben ist das Blatt etwas beschädigt. Die Gestalten, die Köpfe, die Rosse — Alles ist mit Schönheit und Tüchtigkeit ausgeführt. — Die Handzeichnungen anderer alten Meister behalte ich mir für ein anderes Mal vor durchzugehen.

Als ich übrigens das Zimmer dieser Zeichnungen verließ und durch die große Gallerie fortgehen wollte, erblickte ich von weitem in einem der Nebensäle das prachtvolle Bild Tizians — die Flora — das Brustbild einer wunderschönen

großartigen Frau, nur mit leichtem Hemd bekleidet und Blumen in der rechten Hand haltend. Ich trat näher und sah diesmal von der ganzen großen Gallerie nur dies eine Bild! Gewiß, es ist das für Malerei, was in der Plastik die Venus von Milo. Wie vor dreizehn Jahren die Judith von Allori, so wirkt diesmal diese Unbekannte des Tizian am tiefsten und ich möchte sagen magnetisch auf mich, und wenn ich die Größe und Naturreinheit der letztern erwäge, so muß ich dieses Uebertragen für ein Zeichen eines innern Wachsthums halten.

Ich darf es aussprechen, dieser Morgen hatte überhaupt wohlthuend und befreiend auf mich gewirkt! Hatte doch seit vorgestern eine gewisse Verstimmung sich meiner bemächtigt, hervorgebracht durch den Gedanken an den Verlust von Rom und an die sich immer auf's Neue wiederholenden Beschränkungen des Lebens. Dergleichen unfreie Stimmungen werden aber allemal durch große Eindrücke der Geschichte, des Lebens oder der Kunst am besten beseitigt; und so war es schon vorgestern ein gutes Geschick, als mir auf der Bibliothek des Großherzogs die Reise von Charles Texier (**Description de l'Asie mineure. Paris** 1839) in die Hände fiel und ich die schön geschriebene Vorrede las, welche uns den Blick eröffnet auf die große Vergangenheit jener asiatischen Küsten des schwarzen und Mittelmeeres, auf das Verschwinden ganzer Nationen nicht nur von der Erde, sondern auch so zu sagen aus der Geschichte! Ich zeichnete mir folgende Stelle an: „**Lorsqu'on aperçoit au milieu de la plaine cette longue enceinte des murailles de Perga, flanquées de tours élevées et defendues par un fleuve profond, on s'etonne de ne pas entendre le bruit qui annonce l'approche d'une grande ville. Tout est silencieux, on avance, on franchit les portes, et ce n'est qu'avec peine que l'on renonce à son illusion. Perga est deserte depuis dix siècles.**“ Eben so ergriff mich eigenthümlich das Folgende: „**Sous les**

empereurs byzantins, la religion chrètienne domina dans la Lycie; le voyageur est souvent arreté par l'aspect d'un monastère, d'une vaste cathédrale, elevées dans un lieu desert et sauvage; mais aucune voix humaine ne rétentit sous ces voutes, et depuis cinq siècles, le vieux temple est devenu le repaire des chacals et des vautours."

Welche Bilder müßten sich dort ergeben! Ich wanderte dort im Geiste, und der Genius der Geschichte enthüllte mir die großartigsten Erscheinungen. Wie der Herodot schon unterwegs mich innerlich erfrischt und von manchem Unmuth geschützt hatte, so wirkte jetzt jener Blick in eine seltsame Vergangenheit Das, was alle ächte Kunst der Historie immer bewirken soll: nämlich Kräftigung des Gemüths und Rettung von unfreien Stimmungen. Die Anschauung jener Schönheiten Raphaels und Tizians stellte dann die innere Harmonie der Seele völlig wieder her.

Abends fand ich mich zu einem Concert bei Hofe eingeladen. Man versammelte sich um halb neun Uhr in den glänzenden obern Sälen des Palastes und um halb zehn Uhr verfügte man sich in den Concertsaal, ein Saal wie er im Palast Pitti erwartet werden kann, von der schönsten großartigsten Wirkung und trefflich erleuchtet. Manche reizende Erscheinung unter den versammelten Damen machte sich bemerklich — italiänische und englische Schönheiten zu vergleichen war reichliche Gelegenheit! — Eine sehr hübsche Wirkung machte der Kranz von Damen auf erhöhten Sitzen längs der Wände. Uebrigens Uniformen aller Art, auch griechische, und ein schottisches Costüm aus den Hochlanden. Ich selbst war übrigens anfangs unter so viel fremden Gesichtern sehr isolirt, späterhin begegnete ich unerwartet dem Oberbaurath Wiebeking aus Bayern und manchen mir hier bekannt gewordenen Personen. Das Concert selbst — Donizetti, Mercadante, Rossini, ja selbst Rastrelli, doch auch Einiges von Meyerbeer! Die Unger mit Moriani

fangen wirklich sehr schön. — Es war mir sonderbar genug, als ich um 12 Uhr mit Federhut und Mantel im Hofkleide mit langem spitzen Stahldegen über den Platz Pitti ging, auch dergleichen hier einmal zu erleben!

Florenz, den 29. März, Abends.

Der gestrige Sonntag war ziemlich trübe, aber warm, wie etwa bei uns ein später, mit einem Frühlingsgewitter schwangerer Maientag. Ich war des Mittags zu einem ärztlichen Diner bei Betti eingeladen, welches er auf seiner Villa nahe bei Florenz, oberhalb des Piano di Ripoli nach der Gegend von Fiesole hin, mir zu Ehren veranstaltet hatte. Wie schön war es nicht dort oben! Die Fernen schimmerten im herrlichsten Duft und prächtig lag, von der Terrasse der Villa aus, Florenz mit seiner mächtigen Kuppel vor mir! Auch die Villa selbst — an ihrer Vorderseite leichte, im Sommer ganz offene, kleine Gewächshäuser mit üppig blühendem Azaleen (die Camelien hatten hier schon verblüht), daneben an einer Mauer hinaufgezogen eine schon über und über blühende neuholländische Acacia, weiterhin die Zitronenhäuser mit einer Fülle von Früchten. Der Oel- und Weingarten der Villa dehnte sich weit am Hügel hin, und unter den Oelbäumen blühte hie und da eine eigene feingebaute wilde rosenfarbene Tulpe. Es interessirte mich sehr, alles Das, so wie die Einrichtung des Hauses, mit Betti durchzugehen. Unter dem Hofe war eine große bedeckte Cisterne angelegt, in welche alles Regenwasser von den Dächern zusammenströmte und aus welcher es mittels einer Pumpe zum Haus- und Gartenbedarf heraufgepumpt wurde: hier natürlich eines der nützlichsten und nothwendigsten Stücke der Oekonomie. Mein alter Freund hatte die Besitzung vor einigen Jahren für 14000 Scudi, wie sie stand und lag, mit Mobilien — dabei selbst ein Billard mit allem Zubehör — an sich gekauft. Die Gegend des Piano di Ripoli ist als eine der fruchtbarsten Toskana's bekannt. — Wir tranken bei Tisch verschiedene Weinsorten, Erzeug-

niſſe der Villa! Ein dreijähriger weißer und rother Wein (beſonders der letztere) waren vorzüglich zu nennen; dagegen der ſogenannte hier bereitete Champagner nicht wohl gerathen. Zum Glück fehlte es nicht an ächten!

Auf dem Rückwege fuhr ich mit Dr. Punta, dem Leibarzte des Großherzogs, mit welchem ich hier die Prinzeſſin behandle, noch nach der Porta romana, wo heute die Fiera gehalten wurde. Das Volk von Florenz, Hohe und Niedere, vereinigte ſich nämlich ſeit alten Zeiten für jeden Sonntag der Quareſima an irgend einem, ebenfalls immer feſt beſtimmt geweſenen Orte zum Spazierengehen oder Fahren, und dies nennt man die Fiera, ohne daß eben ſonſt dabei eine Meſſe für Handel und Wandel gehalten würde. Für dieſen Sonntag iſt nun allemal Boboli und die Porta romana bis Poggio imperiale der ſolenne Ort, und ſo war denn an dieſem Abend Alles dort mit Heimkehrenden dicht erfüllt. Auch der Hof begegnete uns, und ich hatte Gelegenheit genug, die Eigenthümlichkeit der Florentiner in manchen Zügen zu ſammeln.

Abends ſah ich die Puritani, auf welche man wegen Moriani meine Aufmerkſamkeit gelenkt hatte. Im Ganzen blieb die Aufführung durchaus auf der Linie des Beliſario, über den ich oben meine Gedanken niedergeſchrieben habe. Einige Melodien ſind immer bei Bellini noch tiefer empfunden, aber im Allgemeinen iſt es doch durch und durch verwerflich. Weiß der Himmel, was ſich dieſe Componiſten für eine Vorſtellung von der Kunſt und insbeſondere vom Drama gemacht haben! Mitunter glaube ich, daß ſie meinen, die dramatiſche Muſik ſei eigentlich eine Art von gymnaſtiſcher Uebung für die Gehörorgane, damit ſie zu gewiſſen Zeiten gehörig umgerüttelt, aufgeſchüttelt und ausgeklopft werden, etwa wie man es bei alten Teppichen nöthig hat! Und dergleichen nun von ſo forcirten italiäniſchen Kehlen vortragen zu hören: von dieſem Moriani, welcher der ausgeſprochene Liebling des Publikums iſt, und bei einer ſehr

kunstreichen Methode des Gesanges doch ganz gewaltsam, und zwar mit etwas verbrauchter Stimme aufträgt; und von dieser Strepponi, welche mit scharfer Violinstimme oscillirend die höchsten Töne, aber ohne die wahre Anmuth des Gesanges herausgiebt, so daß ich höchstens in der Zauberflöte als Königin der Nacht sie hören möchte! Dabei noch diese unangenehmen sogenannten reservirten Plätze im Parket, welche der Fremde allein haben kann, da in keiner Loge Billets zu einzelnen Plätzen ausgegeben werden, wobei ich für diesen Abend fast unmittelbar hinter der Mündung des zweiten Waldhorns zu sitzen kam, und so diese schneidenden Bellini'schen Dissonanzen gerade aus der ersten Hand empfing! Ich denke, es wird das letzte Mal gewesen sein, daß ich hier meinen Ohren diese Gymnastik zugemuthet habe.

Der heutige Tag war diesmal der erste regnicht-kalte, deutsch-grau-windige in Florenz; ich habe ihn denn auch außer der Zeit der Krankenbesuche meistens zu Hause schreibend und lesend zugebracht. Nur in der Mittagsstunde machte ich eine neue Erfahrung, indem mich Graf Martellini im Atelier des hiesigen ersten Bildhauers Bartolini einführte. Ich gestehe, ich ging hin mit einem gewissen Vorurtheile gegen alle italiänische Bildhauer — ein Vorurtheil, welches durch das Monument Dante's noch gesteigert worden war; allein ich wurde durch die Tüchtigkeit der Arbeiter bald eines Bessern belehrt. Gleich beim Eintritt fesselte die kolossale Marmorstatue Napoleon's meine Aufmerksamkeit. Eine Wirkung der französischen Schule zwar unverkennbar, aber doch großartige, selbständige Auffassung! Eben so das Monument für General von Neipperg, Gemahl der ehemaligen Kaiserin Marie Luise, den ich bei meiner vorigen italiänischen Reise in Parma persönlich kennen lernte. Der Mann, dessen feine Bildung mir schon damals bemerklich wurde, erhielt als bezeichnend vom Künstler die Gestalt des Mars-Apollo — Mars sitzend, die Lyra haltend. Eine schöne kräftige Gestalt! — Jetzt kam Bartolini selbst, um uns

weiter zu orientiren in seinem „forêt de statues“, wie er sich ausdrückte. Er hat etwas Joviales, Humoristisches und Kluges. Ziemlich bejahrt, etwas stark und mit wenig weißem Haar zeigt der leuchtende Blick den ungetrübt lebendigen Geist! — Merkwürdig sind besonders die großen Marmorarbeiten für das Monument des hier verstorbenen Demidoff. Das Ganze ein hoher Würfel, oben Demidoff mit dem vor ihm stehenden Sohne, Beide wenig und im römischen Costüm bekleidet; an den Ecken des Würfels vier große Gestalten: die Wahrheit, das Mitleid, die emblematische Gestalt für Sibirien und die Muse fröhlichen Lebensgenusses. Bartolini sagte auf die Frage des Grafen nach ihrer Bedeutung: **c'est la muse du vin de Champagne — ma foi! il en a donné assez!** — und in Wahrheit, er hatte ein allerliebstes Figürchen daraus gemacht: halb nackt mit Weinlaub bekränzt und einen zierlichen Mischkrug in der Hand haltend. Und dabei dieses herrliche Material! Welche Freude muß es sein, in diesem Marmor seine Gedanken zu verkörpern! — Noch Vieles war sonst in Arbeit. So das Monument der Hortense, Gemahlin von Ludwig Buonaparte. Mit langem zurückgeschlagenen Schleier kniet sie am Rosenkranz betend, wie man hier oftmals Frauen um den Altar kniend beten sieht — einfach und schön; wie sie denn im Leben als schöne Frau wohl bekannt war. — Sehr originell und auf antik gegenständliche Weise eine an sich ganz moderne und selbst humoristisch bittere Idee aussprechend war eine andere, auch für Demidoff ausgeführte Arbeit. Eine etwa 5 Fuß Durchmesser haltende weiße runde Marmorplatte — man sollte sie sich als Tischblatt denken — trug drei Genien: einer in der Mitte aufrecht sitzend, der Genius der Hygiäa mit aufgehobenem Zeigefinger wachend über einen zweiten, den Genius des wohlhabigen genießenden Lebens, welcher umgeben von Trauben und Ranken und wohlgenährt, trunken des süßen Mostes, über den Beinen des erstern liegend eingeschlafen ist. Ein

dritter ist der Genius des werkthätigen Lebens — ein Zirkel neben ihm — auch er, mager und ermüdet, ist eingeschlafen, aber ihm kehrt der Genius der Hygiea den Rücken, und nicht genug, daß ihm die Mühen des Lebens zu Theil geworden sind, hat er auch mehr von den Unbilden und Schädigungen des Lebens zu tragen, als jener bequem Genießende. Die Ausführung war trefflich und die zarten jugendlichen Formen müssen, wenn das Werk vollendet ist, einen ganz reizenden Eindruck machen. Nächstdem war hier eine Unzahl Porträtbüsten. Liszt's Kopf fiel durch seine markigen Formen sogleich besonders auf. Bartolini lud mich ein, ihn vor meiner Abreise noch einmal zu besuchen, um mir ein neues begonnenes Werk zu zeigen. Wir fuhren dann noch zum Palast Pitti, wo in den untern Hallen seine berühmte Caritas aufgestellt ist: ein Werk von vortrefflicher Ausführung, aber von minder vorstechender Genialität. Neben ihr steht ein großes Bild von Bezzoli aus der ältern florentinischen Geschichte. Es erinnerte mich an die Bilder, die ich von Camuccini einst in Rom gesehen hatte.

Abends war das Wetter etwas milder, und ich machte noch einen einsamen Spaziergang längs des Arno und am Palazzo vecchio vorbei. Ich war diesmal recht ungestört und das Besondere, großartig Festgehaltene im Styl dieser Stadt wurde mir so ganz anschaulich. Diese gewaltigen Unterbauten und hohen Thore der Häuser, die stark vorspringenden Dächer, die grünen Jalousien, die hohen Fenster, die so oft dicht unter die Wohnhäuser hineingebauten und mit dem Giebel der Straße zugekehrten alten braunen Kirchen, die hie und da aufgerichteten großen freien Säulen auf einigen Plätzen, der plattenbelegte Boden der Straße, als wäre die Straße selbst Hausflur — es hat etwas entschieden Eigenthümliches!

Geht man dann so etwa am offenen oder nur mit Eisengitter verschlossenen Thore eines Palastes vorbei, und sieht hinein in den meist engen und oft als Garten benutzten

Hof, mit großen Büschen blühender Camelien, wachsend aus mächtigen, mit Arabesken verzierten Gefäßen in gebranntem Thon, so gewährt auch das ein merkwürdig gestimmtes Bild! Dabei doch nun wieder eine große Ungenirtheit und oft ein nicht geringer Schmutz auf den Straßen, das Durcheinander der kleinen Caritellen, der Faechini's und eleganten Carossen, zwischen viel auf- und abgehendem, in den kleinen Straßen vielfach sich drängendem Volke — doch friedlich sich drängendem, wie etwa in einem gefüllten Salon gebildete Personen sich im Gedränge durcheinander bewegen.

Ich ging auch in die Halle des Orgagna hinauf, wo Gassenbuben sich um die alten Statuen herumjagten und über den Rand der Stufen hinabkletterten. Ich stand am Perseus des Cellini, betrachtete das seltsame Marmor-Postament, von der Zeit und der Berührung des Volks eigen geglättet und gebräunt, prüfte die markigen, doch sehr streng und tüchtig gearbeiteten Formen des Helden — mir gegenüber der immer eigenthümlich imponirende Palazzo vecchio mit seinem schlanken Thurm und seinen Zinnen und Wappen — und versank in Nachsinnen über die hier vorübergegangenen Jahrhunderte.

Florenz, den 1. April.

Der neue Monat fängt mit einem trüben regnicht-kalten Tage an.

Ich habe von vorgestern und gestern nur wenig aufzuzeichnen. Vorgestern war ich noch einmal bei Montalvi auf der Gallerie, um Handzeichnungen zu sehen. Zuerst legte man mir die des Leonardo da Vinci vor. Manche herrliche Köpfe! Besonders ein Frauenkopf mit zartesten ausgeführten Zügen und prächtigem Haar — eine wunderschöne geistvolle Zeichnung! So sauber ist das Alles behandelt! Dem Künstler muß das Original sehr werth gewesen sein. Leider ist das Weiß, womit die Zeichnung gehöht ist, überall fast schwarz geworden und doch bleibt uns das Blatt schön und lieb. Auch Gewandstudien sehr schöner Ausführung sieht man von ihm. Ferner sah ich Zeichnungen von Fra Bartolomeo — aber wie schon so viel mehr Manier — mehr Können und weniger Wollen! Noch auffallender ist dieses Uebergewicht bei den Zeichnungen von Michel Angelo. Freilich hat da das Können in sich selbst eine höhere Poesie. Andrea del Sarto hingegen auch in den Zeichnungen, wie oft in seinen Bildern, etwas Leeres, Fabrikmäßiges.

Ich ging dann die Zeichnungen aus der ganz alten Zeit durch. Cimabue, Giotto, Massaccio, Buffalmaco, Bennozzo Gozzoli, Fra Filippo Lippi und Andere — sie sind großentheils von der Art, daß das Können oft gar zu weit hinter dem Wollen zurückbleibt. Am Zierlichsten sind noch die Sachen von Gozzoli; unter Andern ist eine kleine Madonna mit dem Kinde, auf der Rückseite eines runden, mit einem Genius bezeichneten Blattes, ein wahres Kleinod. Von Fiesole hat man an Zeichnungen nichts sehr

Bedeutendes; von Mantegna gar nichts. Ich konnte die Gallerie nicht verlassen, ohne noch einmal vor der Flora Tizian's zu weilen. Eine Dame saß davor und copirte sie. Wird man sich denn niemals überzeugen, daß dergleichen Sachen überhaupt nicht, oder nur von sehr großen Meistern zu copiren sind!

Des Nachmittags fuhr ich nach Villa Careggi — sie gehörte sonst den Mediceern und noch sieht man eine schöne, buntgemalte Loggia, in welcher der Wissenschaft und Kunst liebende Cosmus gern einen lebhaften Kreis von Gelehrten und Künstlern versammelte. Er selbst ist dort gestorben und man erzählt von dem traurigen Schicksal seines Arztes, den die von diesem Tode heftig bewegte Dienerschaft ebendaselbst in einen Brunnen gestürzt haben soll. — Der Abend war schön, wenn auch etwas wolkig; ich wanderte dort durch die Oelberge, malte ein hübsches Studium und ließ mir dann auf der Villa, wo die Lorbeerhecken schon in Blüthe standen, noch ein Bouquet abschneiden, worin der weiße türkische Flieder, den ich noch nie so zeitig im Freien blühen sah, nicht vergessen werden durfte.

Gestern erwiederte ich den Besuch eines hier seit einigen Jahren lebenden Berliners: er nennt sich Cavalier de Schmidt und ist mit der Tochter des englischen Entomologen Spence verheirathet. Er malt in Oel so in englisch-französischer Manier ganz tüchtig und hat sehr interessante Sammlungen von Insekten und Vögeln angelegt. Manches interessante Produkt der toskanischen Maremmen wurde mir hier bekannt und Tauschangelegenheiten von Naturalien wurden besprochen. Er führte mich noch zu dem amerikanischen Bildhauer Bawers, von dessen Werken er mir Großes erzählte. Ich fand dort einige sehr gute und charakteristische Büsten amerikanischer Notabilitäten, so die von Jackson und van Buren, allein für einen bedeutenden Bildhauer möchte ich ihn deßhalb nicht erklären, und eine Eva, die er modellirt hatte und an welcher er noch arbeitete, erschien trocken genug.

Nachmittags fuhr ich hinaus vor das Thor St. Croce, sah in dem verlassenen Kloster San Salvi das Abendmahl von Andrea del Sarto (auch ein nicht bedeutendes und nur gemein empfundenes Werk), und ging dann wieder weit hinauf zwischen Gärten, Villen und Oelbergen, bis ich von mäßiger Höhe das weite Thal von Florenz, und diesmal, von Osten her, mehr als Ebene, in herrlicher Abendsonne überblicken konnte. Es war da draußen so weit und frei, die hohen Mauern, mit denen alle Wege nahe um Florenz eingehegt sind, waren hier verschwunden; ich malte ein kleines, mir zu Danke gerathenes Studium und vergaß dabei Manches, was mich hier mehr und mehr beengt, ja belästigt.

Heute lebte ich bei dem regnichten Wetter viel in meinem Zimmer und sah nur noch auf der Bibliothek Pitti manch interessantes Werk durch. Eigen wurde ich berührt, als ich eine Stelle in Jacquemont's Reise nach Ostindien und dem Himalaya aufschlug, allwo er erzählt, daß er dort der Pfauen als Wildvögel zuerst ansichtig geworden sei und einen erlegt habe, ja wie auch unsere Haushühner dort im wilden Zustande vorkommen und wie wunderlich der Eindruck sei, früh den Hahnenruf aus wildem Walde zu hören, den wir nur gewohnt sind als Anzeichen der Wohnstätten friedlicher Landleute und cultivirter Ortschaften zu vernehmen. Er sagt: „Je ne saurais dire l'impression singulière que me fit éprouver cette voix sortant des solitudes des montagnes et répétée par leurs échos, elle qui, dans le monde habité, nous eveille chaque jour à l'aurore. Jamais je ne sentis autant combien j'etais loin de ma patrie.“ Gewiß, gerade solche einzelne Eindrücke schneiden in weiter Entfernung von der Heimath oft am tiefsten in die Seele.

Mittags aß ich bei der verwittweten Gräfin Boutourlin — eben dort, wo ich vor dreizehn Jahren noch den alten, seitdem verstorbenen Grafen inmitten seiner mächtigen, nun längst versteigerten Bibliothek fand. Diesmal interessirte

mich in ihrem Palaſte insbeſondere der Garten, welchen ich mit dem Haushofmeiſter der Gräfin, einem Engländer, nach Tiſch zu beſichtigen Gelegenheit hatte. Der Umfang iſt nicht allzu groß. Aber er war in dieſem Augenblicke höchſt merkwürdig durch die prachtvolle Flor der die eine Hälfte des Gartens erfüllenden immenſen Camellienbüſche — einer hatte bis 18 Fuß Höhe und war bis oben mit Blüthen bedeckt. Eben ſo ein Rhododendron arboreum mit prächtigen dunkelrothen Blüthenbüſcheln und von 15 Fuß Höhe. Die Magnolien hatten ſchon verblüht. — Glückliches Klima, wo man dieſe Prachtgewächſe ſo ganz im Freien und auch im Winter unbedeckt erhalten kann! — Man erreicht den ſtarken Trieb dieſer Büſche beſonders durch dick aufgeſtreuten Mulm aus hohlen, alten, guten Kaſtanienbäumen der Gebirge. Auch Azaleenbüſche blühten ſchon üppig. Dabei zwei Fontainen im Garten, und der Palaſt (ſonſt der Familie Niccolini gehörig) von einer Ausdehnung, daß er hundert und einige vierzig Zimmer zählt.

O, dieſe alten Florentiner, ſie wußten zu leben!

Florenz, den 4. April, früh.

Am 2. des Vormittags habe ich eine schöne und fast erloschene Erinnerung wieder aufgefrischt und neu belebt: ich war auf der Bibliothek Riccardi. Dort ist die wunderschöne von Benozzo Gozzoli ausgemalte Kapelle, um welche der regierende Großherzog sich das Verdienst erworben hat, durch Anlegung eines größern Fensters Licht zu leiten, so daß nun die früher kaum zu erkennenden Gemälde vollkommen sichtbar geworden sind. Wie eigenthümlich und wie prächtig erhalten sind doch diese alten Werke! An den zwei kleinen Wänden neben dem Altare Schaaren knieender Engel in Paradiesesgärten; um ihre Häupter sind reiche Goldscheine gezogen, in deren jedem zu lesen ist: „**Gloria in excelsis!**“ Auf den drei größern Wänden der Kapelle sieht man den Zug des griechischen Kaisers Paläologus und seines Patriarchen zum Florentiner Concilium. Ueber Berg und Thal, umgeben von reichem Gefolge, ziehen sie daher; Alles ist sorgsam dargestellt: wie die blumenreichen Gehege des Paradieses, so die Felsen und Berge und Ströme um die Reisenden, so die Pracht des Zuges, so die zur Jagd abgerichteten Leoparden und Falken, die Vergoldung am Purpurgewande des Kaisers und an der Zäumung der Rosse, und eben so die kleinen Vögel und Eichhörnchen im nächsten Vordergrunde. Wenn irgend ein Bild so recht in die alt-romantische Wunderwelt einführen kann, so ist es dieses! —

Dann auch die Bibliothek selbst, ihre alten Säle mit ihrem freundlichen Bibliothekar und den prächtigen Manuscripten; namentlich ist hier eins der **Divina Comedia** aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, mit goldenen und gemalten Anfangsbuchstaben, und ein anderes von Dante's

lyrischen Gedichten. Hier möchte man so einsam sitzen und aus diesen alten Blättern den Geist jener Tage einmal recht sichtlich heraufbeschwören.

Dann fuhr ich nach Tisch hinaus zu der alten Abadia, unterhalb Fiesole. Wie schön war es auch dort! Unten im Grunde die kühngewölbte Brücke über den Mugnone, oben die weite Aussicht über das Arnothal und Florenz. Ich hatte mich in einen Garten verstiegen und setzte mich am Fuße eines alten Oelbaumes, um einen Theil der von der Zeit gebräunten Baulichkeiten jener aus Olivenlauben hervorragenden Abtei zu malen. Lange hatte ich schon so gesessen, da wandte ich mich, und zwischen den Aesten und dem Laube des Olivenstammes, an dem ich saß, lag die Kuppel und der Glockenthurm von Florenz wie in einem Rahmen eingeschlossen als fertiges Bild vor mir. Ach, wo ist hier anzufangen, wo zu enden!

Als ich wieder gegen die Brücke hinabstieg, wo ich meinen Wagen gelassen, lief mir eine junge Frau nach: „**O Signor Professore! la prego di vedere un ammalato — il mio marito!**“ Ich konnte nicht umhin, zu dem kleinen Hause zu folgen, wo sie mir ihren kranken Mann vorstellte — der fremde Arzt, den der Großherzog hatte kommen lassen, seiner Tochter zu helfen, er sollte auch hier noch rathen und retten! Leider war wenig Hilfe denkbar; ich verordnete jedoch Einiges und schied mit Dank überhäuft. Aehnliches ist hier mir schon mehrfach begegnet. Giebt es doch überall Leidende, selbst ohne Hoffnung noch Hoffende!

Am gestrigen Tage verlebte ich den Morgen theils unter Kranken, theils wieder auf der Bibliothek in Pitti. Ich sah Lauvergne's **Voyage autour du monde, sur la corvette le Bonite** durch und fand manche interessante Darstellung aus Rio Janeiro, Valparaiso und Manilla. Dann **Dubois voyage en Crimée au Caucase et en Armenie**, ein Werk, welches für Alterthumskunde und selbst für Geologie viel Wichtiges enthält, neben einer Menge leider sehr

schlecht gezeichneter Veduten. In den Mittagsstunden gelang ein für meinen hiesigen Beruf wichtiger Versuch: meine hohe Kranke, die Erzherzogin Karoline, welche seit fünf Monaten ihre Zimmer nicht verlassen hatte, ließen wir bei dem köstlichen warm trockenen Wetter zum ersten Mal wieder in einer neu eingerichteten Sänfte in den Garten tragen. Ich begleitete den stillen Zug durch wenige Corridors und Treppen über den freien sonnigen Platz hinter dem Palaste in einen der Laubgänge von Boboli. Wie erfreute es mich, die heitern Züge des blassen zarten Gesichts beim Wiedererblicken dieser schönen Umgebungen zu beobachten! Die Hoffnung günstiger Fortschritte leuchtete aus allen Gesichtern — und doch konnte ich die trübe Ahnung nicht abwehren! — Auch ich brachte vor wenigen Jahren eine inniggeliebte Tochter bei scheinbarer Besserung in die leuchtende Frühlingssonne — aber der matte Lebensfunken ließ sich nicht zur Flamme wieder anfachen.

Das herrliche Sonnenlicht des Nachmittags zog mich in die Cascini. Ich ging einsam dort in der durchleuchteten Frühlingsluft unter knospenden Bäumen und blühenden Blumen längs des Arno hin — ein volles Frühlingsgefühl, wie sonst wohl vor langen Jahren im Rosenthale an den schönsten Maientagen, zog durch meine Seele. — Die Pinienschirme auf ihren mit Epheu umwundenen Stämmen standen hoch in blauer Luft, die Lorbeerbüsche blühten, und hinter dem prächtigen alten Florenz stiegen die Gebirge bis hinan, wo der Schnee am letzten höchsten Kamm der Apenninen nur noch als zarteste und glänzendste Dekoration der Gegend leuchtete. Alles neue und außerordentliche Erscheinungen. Ich fuhr dann, immer noch in Betrachtung der Stadt und der Apenninen verloren, über die Eisenbrücke hinüber nach Montoliveto und stieg hinauf unter seine alten Oelbäume. Jetzt röthete nun die Abendsonne das ganze weite prächtige Thal; über dem Monte Murello und hinter den fernen Apenninen lagen die schönsten Cu-

mulus wolken und ließen die prächtigen Farben der irdischen Gegend am Himmelsbogen fortschimmern. So wartete ich das Abklingen der Farben vollends ganz ab, und erst als das dämmernde Grau des Abends die Stadt verhüllte, stieg ich hinab, um zur Stadt zurückzufahren.

Abends erwartete mich abermals eine musikalische Akademie bei Hofe. Man führte auf — was glaubt ihr wohl, meine Freunde? — den Paulus von Mendelssohn! — Man kann sich vorstellen, welches Stückwerk und wie mangelhaft die ohne bedeutendes Orchester und ohne deutsche Tradition unternommene Aufführung war! Nichts desto weniger hatte sie für mich, dem so lange Nichts von ächter Musik vorgekommen war, etwas sehr Wohlthuendes. Namentlich für den Vortrag der Choräle fehlte es ganz an Ruhe und Präcision, dagegen gingen die hastigen Chöre der Juden gut genug, und die Recitative wurde von dem fast erblindeten Fräulein Miquelier mit schöner an Kirchenmusik gewöhnter Stimme vorgetragen. Nebenbei fehlte es auch nicht an einigen neuen schönen Gestalten, um den Reiz der Gesellschaft zu erhöhen.

Pisa, den 6. April, Abends.

Der verflossene Sonntag, der 4. April, war ein wahrer deutscher Regentag in Florenz. Um Mittag fuhr ich auf eine Stunde in eine Sitzung der **Academia dei Georgofili**, eine Gesellschaft für Ackerbau, Gartenkunde und Naturgeschichte, welche schon vor dreizehn Jahren mich ihren Mitgliedern einverleibt hat. Ihr Vorsitzender ist der Marchese Ridolfi, welcher sich sehr für Agricultur interessirt und diesem Vorsitze sich vielleicht mehr eignet als dem der allgemeinen Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte, welche diesmal im September in Florenz zusammentreten soll. Ich hörte von ihm einen Vortrag über den Anbau der Bataten und die beste Art ihrer Cultur. Nächstdem wurden Proben der in den vulkanischen Gegenden von Volterra dem Boden abgewonnenen Borarsäure vorgelegt.

Um 2 Uhr war ich zur Tafel bei dem Großherzoge und lernte dort den Maler Sabatelli aus Mailand kennen, welchen der Großherzog hat kommen lassen, um Galiläi's Halle in der Specola mit Frescobildern zu verzieren. Der Mann ist ein Sechziger, aber die Persönlichkeit heiter und lebendig. Von seinen Werken habe ich nichts gesehen. — Den Abend beschloß ich in der Familie des Grafen Martellini, welchem ich schon um so viele Freundlichkeit während meines Aufenthaltes in Florenz verschuldet bin. Als ich an seinem Hause in Borgo ogni Santo abstieg, hatte ich noch den eigenthümlichen Anblick einer schnell entstehenden und schnell verschwindenden Illumination, hervorgerufen durch das Glöcklein, welches verkündet, daß das Venerabile zu einem Kranken getragen wird. Es sieht wirklich schön aus, wenn so plötzlich aus den meisten Fenstern ersten, zweiten, dritten Stocks die schönen allbekannten antik ge-

formten dreiflammigen Lampen herausgehalten werden, und nun mit einem Male die Dämmerung der Straßen in blitzende Helle verwandelt wird, um dem Priester seinen Weg zu erleuchten.

Am gestrigen Tage hatte ich mit Vorbereitungen zu diesem Ausfluge nach Pisa zu thun, wohin mich die Professoren der Universität, so wie einige mir abverlangte Consultationen ziehen. Vormittags fand ich jedoch noch Zeit für das Kabinet der geschnittenen Steine und Münzen auf der großen öffentlichen Gallerie. Der Ritter del Monte, zweiter Direktor der Gallerie, mit welchem ich Tags zuvor beim Großherzoge gespeist hatte, war selbst, mit dem alten wohlunterrichteten Professor Miliarini, so freundlich, mir diese dem Publikum sonst nicht geöffneten Schätze zu zeigen und sie mit rechter Muße mich betrachten zu lassen.

Wie leuchtet doch — wie aus tiefem Schacht das Gold, so hier der Geist des Alterthums aus diesen edlen Gesteinen hervor! Welche reiche Gedanken, welche ingeniöse Einfälle! Welche Physiognomien ich möchte sagen aus einer titanenhaften Periode der Menschheit! Da ist ein Leander — was jugendliche Schwärmerei der Liebe heißt, leuchtet aus diesen Zügen; da sind Minervenhäupter — Ausdruck der vollen platonischen Schönheit reiner Erkenntniß; da gaukeln die prächtigsten Amorinen auf Delphinen; da erglüht Herkules der Schönheit der Hebe! Kurz, das ganze Alterthum spiegelt sich in diesen blanken Cameen und Intaglios. — Man kann hier Abdrücke dieser edlen Werke in Gyps haben, und eine Auswahl habe ich nicht verfehlt mir zu bestellen.

Ich hatte früher diese Sache nur flüchtig und von den Münzen namentlich gar nichts gesehen. Diesmal thaten sich auch diese Schätze auf, und insbesondere die heitern ächten Werke griechischen Alterthums führte Miliarini in reizender Auswahl mir vor. Wie edel sind diese Gepräge, und wie leuchten die Häupter eines Philipp von Macedonien

und seines großen Sohnes Alexander von den silbernen oder goldenen Münzen. Es ist etwas eigenthümlich Ergreifendes in diesen Werken! — Daß unter jenen Herrschern selbst dies Metall geprägt wurde, und daß es damals von Hand zu Hand ging und doch jetzt so rein und blank vor uns liegt — es hat etwas ganz Dämonisches. Raum und Zeit scheinen aufgelöst und verschwunden!

Abends gegen zehn Uhr setzte ich mich auf die Diligence, welche wöchentlich mehrmals in der Nacht von Florenz nach Pisa fährt. Ein junger Arzt, Dr. Baralay, welcher viel Interesse für meine physiologischen Untersuchungen zeigt und die französische Uebersetzung meiner vergleichenden Anatomie eifrig studirt hat, hatte um die Erlaubniß gebeten, mich auf dieser Fahrt begleiten zu dürfen. Zufällig fand sich auch noch Professor Mazzi mit im Wagen, und so fuhr ich unter mannichfachen Gesprächen die mondhelle, oft auch regnichte Nacht hindurch, und war gegen sieben Uhr früh hier in Pisa, wo ich am Lung-Arno im Gasthof alle tre Donzelle eine recht anmuthige Wohnung gefunden habe.

Dies Pisa hat doch so eine ganz andere Physiognomie als Florenz! — so etwas Weites, Flachhingestrecktes, Reinliches, aber auch, mit Ausnahme der Gegend um den Arno, etwas sehr Oedes.

Mancherlei Kranke habe ich hier zu berathen, und finde an Professor Savi und Matteucci interessante Gelehrte und Freunde. Wir haben gleich Manches zusammen durchgenommen und nur gegen die Dämmerung hin war mir ein Spaziergang möglich in die Umgebung des Doms.

Wie eigen lagen der große überhängende Campanile, der wunderbare byzantinische Dom und das mächtige Batisterio in der einbrechenden Dämmerung vor mir! Dahinter die alte hohe Stadtmauer mit ihren Zinnen, und das langhingestreckte Campo Santo; darüber das dunkle Gewölk eines fernen Gewitters und der leuchtende Abendstern! Auf dem großen weiten Rasenplatze vor dem Dome gingen

ein Paar ganz entfesselte Pferde grasend wie in einer öden Steppe umher, Fledermäuse schwirrten, und nur hie und da sah man einen verspäteten Bewohner der Stadt über den weiten Platz schreiten. — Texier's oben mitgetheilte Schilderungen aus Kleinasiens Wüsteneien fielen mir unwillkürlich dabei ein.

Als ich gegen den Arno kam, zog eine in lange weißwollene Gewänder gekleidete Brüderschaft mit verhüllten Gesichtern vorüber. Es war ein Leichenbegängniß. Knaben mit schwarzverhülltem Kruzifix und zwei auf Stangen getragenen Laternen voran; dann Paar und Paar, etwa 14—16 Verhüllte, halb singend, halb Gebete murmelnd. Endlich der schwarzverhüllte Sarg, auch von Verhüllten getragen und gefolgt — es stimmte ganz zu den vorigen Eindrücken!

Kaum nach Hause gekehrt, kam das Gewitter — für mich das erste dieses Jahres — heran und entlud sich unter heftigen Blitzen und einigen Schlossen, während ich noch mit den beiden Savi's in die mannichfaltigsten naturwissenschaftlichen Discussionen gerathen war, welche uns dann auch trotz meiner vorigen durchwachten Nacht noch lange und spät beschäftigt haben.

Pisa, den 7. April, Abends.

Der heutige Tag war reich an mancherlei Eindrücken. Früh schon der Blick auf die Stadt! Der Lung-Arno mit seinen Brücken und schlanken Gebäuden im heitern Morgenlichte vor meinem Balkon; der Hauch der frischen Meeresluft, welcher von der nicht fernen Küste heranzieht; die warme Sonne — es hatte Alles einen absonderlichen Charakter.

Dann mehrfache Consultationen. Eine im Hause eines vornehmen Pisaners, Toscanelli, interessirte mich theils wegen des schweren Falles, eines jungen Mannes, die Freude der Eltern, nun von gefahrvollen Brustleiden ergriffen, theils aber auch wegen der Eigenthümlichkeit der Familie und der glänzenden, aber gewiß steifaristokratischen Einrichtung des Hauses. Ich gedachte der alten Pisaner, ihrer Kriege und ihrer Nobili.

Ferner ein Besuch im Atelier des Landschaftsmalers Marco, eines Ungarn, dessen großes Talent mir schon in Florenz gerühmt worden war. Der Mann hat sich in Rom gebildet, ist jetzt bejahrt und sieht sehr kränklich aus. Seine frühern Werke mögen schön gewesen sein. Ich sah noch eins aus der Umgegend von Rom, welches mich anzog. Die spätern kleinen Arbeiten, die ich sah, waren bunt und geistlos.

Um zu Savi zu kommen, setzte ich dann über den Arno, eben da, wo die wunderbare kleine gothische Kirche — man nennt sie hier La Spina (wohl ihrer hohen gothischen Spitzen wegen) — an und fast in den Fluß gebaut ist. Sie ist äußerlich von höchster und ganz originneller Zierlichkeit und recht einladend zu malerischen Studien. Innen wurde eben Messe gelesen; ich trat einen Augenblick hinein. Sie ist da sehr einfach und von hohem Alter gebräunt.

Bei Savi, den ich in seinem reichen zoologischen Museum fand, wo sich noch andere Professoren und Studirende versammelt hatten, wurde mir manches Neue gezeigt und Anderes, besonders von unsern neuern mikroskopischen Entdeckungen legte ich ihnen vor. Ging dann noch mit dem jüngern Savi, dem Professor der Botanik, durch den botanischen Garten zu den großen Cedern, der prächtigen Magnolia und dem frei am Hause bis in's zweite Stock hinauf sich rankenden blattlosen Cacteenstamm (Cereus peruvianus), und wandte mich dann zum Campo Santo. — Wie eigen und groß wirkte doch auch heute wieder dieser freie stille Raum auf mich. Der Triumph des Todes von Orgagna ist recht eigentlich das Symbol dieses Todtenhofs, dieser eigenthümlichsten und mysteriösesten aller christlichen Grabstätten! So möchte man auch sagen: der hängende Thurm sei wie ein prophetisches Sinnbild vom künftigen Verfall von Pisa, in jener alten mächtigen Zeit schon dem Geiste des Baumeisters sich aufdrängend. Ich verweilte lange in Betrachtung der alten Frescobilder der großen Gallerie des Campo Santo. Die Werke von Bennozzo Gozzoli verfallen mehr und mehr der Zeit — die Seeluft zerstört sie — und doch sind noch herrliche Sachen sichtbar. Auch das jüngste Gericht von Orgagna hielt mich lange fest. Ich glaube es dem Custode wohl, daß das Campo Santo im Mondlicht die herrlichste Wirkung macht. Leider ist heute der Mond schon zu sehr im Abnehmen.

Im Herausgehen gab mir das Monument für den thätigen und menschenfreundlichen Arzt und Augenarzt Vacca von Thorwaldsen noch einen schönen Eindruck: die Heilung des erblindeten Vaters durch den jungen Tobias — eines der einfachsten und vollendetsten Basreliefs! — Am Ende eines reichen werkthätigen Lebens an diesem feierlichen Orte und unter einem solchen Monumente eine Ruhestätte zu finden, ist schon mancher Mühen des Lebens werth.

Ich ging dann in das Batisterio — wundervoll und

reich von Außen, ist es auch im Innern durch seinen großartigen byzantinischen Styl sehr schön und eigenthümlich. In seiner Mitte der alte große Taufstein, wichtig für die Erklärer des Dante, denn nur hier begreift man, wie Jemand in einem Taufbecken in Gefahr kommen könne zu ertrinken (m. s. d. 19. Gesang des Inferno). An den vier Ecken finden sich tiefe in Stein ausgehauene Löcher, in welchen die taufenden Priester standen (Dante wählt sie a. a. O., um die Gruben anschaulich zu machen, in welchen Verdammte, den Kopf nach unten, festgehalten sind), und in der Mitte ist das einem großen und tiefen Wassertroge gleichende Bassin, welches heute wirklich voll Wasser stand, indem es der Bischof für die Osterceremonien geweiht hatte.

Der Dom ist innen jetzt durch und durch erneuert und zwar etwas zu bunt gemalt worden; nichts desto weniger ist seine Wirkung würdig und groß. Die zierliche Kanzel mit den reichen Ornamenten ihrer Marmortreppe von Giovanni Pisano ist, gleich der auch sehr schönen von Nicolo Pisano, dem Vater des Giovanni, gar wohl erhalten.

Endlich stieg ich noch auf den Glockenthurm, dessen Fundament jetzt etwas mehr vom sich aufhäufenden Schutte befreit ist. Ich erstieg die langen Wendeltreppen, wandelte auf den wegen ihres schiefen Bodens immer einigen Schwindel erregenden Gallerien und erreichte die Plattform, wo in den offenen Arkaden die Glocken hängen. Es war das schönste Wetter! Prächtig lagen die Berge von Lucca vor mir und im weiten blauen Bogen zogen sich die Gebirgsketten bis Porto Venere hinaus. In Südwesten glänzte im Sonnenlichte das Meer. — So sehe ich es also doch — da ich es diesmal nicht gen Rom befahren soll! — Gorgona, Elba, und in äußerstem Dufte auch Corsika, ragen mit blauen Rücken aus der weiten Meereslinie hervor, und von Jahr zu Jahr mehr Raum der Küste einnehmend, breitet Livorno sich aus. Es ist ein Anblick, von dem man nur schwer wieder loskommt. Wie manches Bild wäre hier zu entwerfen!

Um sechs Uhr ging ich zu einer englischen Familie zum Diner. Herr Brandt, ein Deutscher aus Hamburg, für gewöhnlich aber in London ansäßig und dort, wie man zu sagen pflegt, ein Haus machend, hatte mich mit zuvorkommender Freundlichkeit aufgesucht und eingeladen. In dieser liebenswürdigen Familie fand ich auch Rosellini, den der Großherzog, nach vollendeter ägyptischer Expedition, in Pisa als Professor und Bibliothekar angestellt hat, einen lebhaften und auf interessante Weise sich mittheilenden Mann. Ich saß neben Madame Rosellini, einer jungen sehr artigen Pariserin und wie es sich später ergab einer Tochter Cherubini's. Es freute mich, der Tochter noch den Dank an ihren Vater aussprechen zu können für manche tief empfundene Melodie, und sie versicherte mich, nicht verfehlen zu wollen, dies dem alten Herrn nach Paris zu vermelden, da er sich immer mit Freuden seines Aufenthaltes in Deutschland erinnere. Nach Tisch erschien auch der bekannte Schriftsteller Rossini, schon bejahrt und etwas breit, sonst vielfach unterrichtet, so daß er mich oftmals an unsern verstorbenen Böttiger gemahnte. Dann kam noch mehr Gesellschaft; es entwickelten sich einige musikalische Leistungen und es wurde neun Uhr, ehe ich von meinem Diner zu Hause kehrte. — Der Mond stand schön über der Brücke des Arno und leuchtete breit im Strome wieder.

Florenz, den 9. April.

Den gestrigen Tag habe ich noch bis Nachmittags drei Uhr in Pisa zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich die Freudigkeit, welche es gewährt, auf ein thätiges der Wissenschaft förderlich gewesenes Leben zurückzublicken, nirgends noch so empfunden habe, als in diesem Pisa.

Die Herzlichkeit und Aufmerksamkeit, mit welcher die jungen Aerzte und die Professoren mich umdrängten; die Art, wie die tüchtigsten dieser Leute, die beiden Savi's, Matteucci und Civinini gleich früh um acht Uhr bei meinem Frühstück sich bei mir einfanden, um über manche Punkte der Physiologie meine Meinung zu haben; der Eifer, mit dem sie bemüht waren, mir ihre Sammlungen zu zeigen und auf dem Museum den Neuigkeiten zu folgen, welche ich ihnen am Mikroskop vorlegte: das Alles hatte etwas Erhebendes und Rührendes zugleich. „Il faut exploiter, Monsieur Carus!“ sagte Savi und Alle wünschten nur, daß ich länger verweilen möchte, um noch so manches Problem zu besprechen. Wie ich endlich schied und Alle noch hinunter an das Thor des Museums mich begleiteten, wo die Equipage des Monsignore Toscanelli mich erwartete, um mich nach meinem Hotel zurückzuführen, wie ich Savi und Matteucci umarmte und von Allen herzlichen Abschied nahm, da regte sich in mir ein Gefühl, welches immer in mir fortklingen wird!

Ist doch vielleicht nichts, wodurch so lebendig der Begriff der geistigen Einheit der Menschheit herangeführt wird, als die Verbrüderung, welche ein tiefer gehendes ernstes Studium der Wissenschaft zu erzeugen im Stande ist.

Es waren diesen Morgen auch noch mancherlei Kranke zu sehen und so blieb mir kaum Zeit, mit Dr. Barclay

mein Mittagsmahl zu nehmen, während dessen mich auch Herr Brandt und dessen Sohn noch durch einen freundlichen Abschiedsbesuch überraschten, worauf wir dann unter heftigem Gewitterregen gegen drei Uhr uns zur Abfahrt anschickten. — Mein Reisegefährte hatte einen ihm bekannten Vetturino gedungen und richtig brachte uns dieser schon Abends 11 Uhr hieher nach Florenz. Ein Geistlicher und ein junger Studirender von geistreicher glücklicher Gesichtsbildung machten unsre Reisegesellschaft aus. — Der Himmel erheiterte sich bald wieder vollständig, und gegen Sonnenuntergang hatte ich noch den schönen Blick auf das prächtige Val d'Arno bei Villa franca. Schön glänzten im Abendlichte die hohen Apenninen und überall waren vom vorgestrigen Gewitter die hohen Kämme mit frisch gefallenem Schnee decorirt. Glückliches Land, wo auch ein Gewitter, anstatt vielfältiger Zerstörungen, gewöhnlich nur eine glänzende Zierde der Umgegend zurückläßt!

Florenz, den 11. April, Nachmittags.

Dieser Ostermorgen in meiner hiesigen Einsamkeit hatte mir einen gewissen trüben befangenen Eindruck gegeben. Ich schlug den Faust auf, dessen Osterscenen mir vieljährig „der Frühlingsfeier freies Glück" verkündeten und ich las erfrischt:

„Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß,
Reißet von Banden
Freudig euch los!"

Aber da trat mein Domestico ein und meldete „**il Servizio della corte!**" und draußen stand der heute zum Osterfest ungewöhnlich bedreßte Staffiere, um mich zu der heute ebenfalls festlichen Equipage hinabzugeleiten. Uebrigens haben wir jetzt ein kaltes windiges unbeständiges Wetter, welches gegen die schönen Tage des März sehr absticht.

Besondere neue Erscheinungen haben mir die vergangenen beiden Tage nicht gebracht. Vorgestern hielten ärztliche Geschäfte mich den Tag über fest und nur gegen Abend fuhr ich vor die Porta St. Gallo, stieg einen Hügel hinauf und lies mir die Villa eines Contadino öffnen, um in stiller Ruhe mich am Reichthum dieser Umgegend zu weiden.

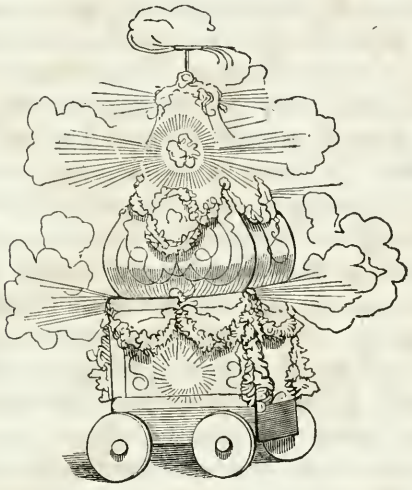
Die Leute waren so freundlich, freuten sich, daß es mir dort gefiel und ließen mich ganz ungestört. Ich saß hier unter Oelbäumen, blühenden Pfirsichen und dunkelroth blühenden Schotenbäumen, malte ein kleines Studium und sah dann das glühendste Abendlicht über Florenz sich ausbreiten.

Am gestrigen Tage (Osterheiligabend) fuhr ich gegen Mittag zum Dome, um die Osterfestlichkeit zu sehen, welche das Volk die Colombina nennt. — Ich muß dabei bemerken,

daß die Osterzeit hier überhaupt eine eigenthümliche Physiognomie annimmt. Vom Mittwoch der Charwoche an schlägt keine Uhr und hört man kein Glockenläuten, die Schildwachen stehen mit gesenktem Gewehr und alle Sammlungen und Collegien sind geschlossen. Am Donnerstag besucht der ganze Hof zu Fuß sieben Kirchen der Stadt, und am heiligen Abend (Sonnabend) wird gegen Mittag im Dom ein feierliches Hochamt vom Erzbischof gehalten und so die Trauerzeit beschlossen. Von jetzt an schlagen nun wieder die Uhren und läuten nun wieder die Glocken, und dies große Hochamt ist es, welches allemal durch ein solennes Feuerwerk auf dem Domplatze begleitet und gefeiert wird. Sobald der Erzbischof am Altare das „Gloria in excelsis“ anstimmt, entzündet ein Laienbruder an der Colonade um den Altar ein kleines Feuerwerk in Gestalt einer Taube, welches dann längs eines Drahtes durch das gesammte lange Kirchenschiff hinausfliegt, wo zwischen Dom und Battisterio der festlich aufgeputzte, mit Schwärmern und Kanonenschlägen gefüllte Carro steht. An diesem haftet die Colombina, ein Feuerregen sprüht heraus und alsbald donnern nun die Kanonenschläge und fliegen und krachen die Schwärmer.

Ich war zuerst in dem mit Menschen erfüllten Dome, mitten unter dem Gedränge um den Hochaltar, sah die Geistlichen im Festornat mit den großen entzündeten Candelabern und den schweren Silberstäben aus der Sakristei nach dem Altare ziehen, wo der Erzbischof unter einem Baldachin ihrer wartete, und sah wie an den vordern Säulen der Bogen, welche den Hochaltar gleich einer Arena umgeben, der Mann auf seiner Leiter bereit stand, welcher die Colombina entzünden sollte, wenn das Gloria erklang. Dann ging ich wieder hinaus, um aus meinem Wagen mit Bequemlichkeit die Volksmasse und den Lärm des Feuerwerks zu beobachten. Zwischen Dom und Battisterio, von Militär im weiten Kreise umgeben, stand das hohe Gebäude des Carro, einer Art dunkelfarbigem, oben mit bunten Pa-

pierguirlanden und Wappen verzierten Mausoleum zu vergleichen. Unten ruhte es auf vier breiten Rädern, und oben, wo das Festgebäude gut die Höhe der zweiten Etage der Häuser erreichte, lag wagrecht ein großes, mit Kanonenschlägen geladenes Feuerrad. Die Figur des Ganzen war etwa so:



Eine große Menschenmasse bedeckte die Stufen des Doms und den Platz; Wagen mit geputzten Damen waren neben mir aufgefahren und die Fenster der Häuser bis oben hinauf mit Schauenden erfüllt. Jetzt flog der Zünder rauschend aus dem Dome hervor, die Glocken läuteten und das Feuerwerk, mit heftigen Kanonenschlägen untermengt, knallte von den verschiedenen Zinnen des Wagens. Oben begann das große Feuerrad sich sprühend zu drehen, während immer von Zeit zu Zeit seine Kanonenschläge sich entluden; auch flogen knallende, knatternde Schwärmer unter das Volk und erregten, wohin sie kamen, Auseinanderstäuben und

Geschrei, und Gelächter der andern unbetheiligten Menge! Es sah hübsch aus: wie der Pulverdampf, von dem kalten Winde durch die streifenden Sonnenlichter getrieben, zwischen dem altergrauen Dome und dem zierlichen Battisterio hinaufstieg, während die von den Explosionen zerrissenen Papierguirlanden in der Luft flatterten; wie die Volksmassen sich theilten, wenn Schwärmer nach dieser oder jener Richtung herausflogen (sonst pflegen Schwärmer das Volk anzuziehen); wenn die Rosse an den Equipagen unruhig wurden und den Boden scharrten; wenn Schlag auf Schlag vom Carro ertönte, und wie die Pulverblitze von den Gallerien des Wagens wie Kanonenfeuer von Bastionen leuchteten! Damit es aber zum Schluß auch an einer andern Volksscene nicht fehle, so erhob sich plötzlich, als das Feuern sich beruhigte, am Battisterio ein Geschrei im dichtesten Volkshaufen; ein Taschendieb mochte attrapirt worden sein, die Wachen sprangen zu und das Volk drängte nach der Gegend sich hin. Bald war jedoch auch dieser Lärm beschwichtigt, die Wagen begannen abzufahren und das Volk fing an sich zu zerstreuen. Der Carro selbst wurde übrigens, nachdem die Hälfte seines Feuerwerks vor dem Dome abgebrannt war, nun, dem alten Herkommen gemäß, zum Palaste der Pazzi gefahren, und dort entzündet man nun den Rest des Feuerwerks. Ich hörte noch späterhin das Krachen der Kanonenschläge von Weitem.

Einst soll Einer aus dem Hause der Pazzi im gelobten Lande ein Stück vom Tempel zu Jerusalem erbeutet und mit nach Florenz gebracht haben, wo es im Dome eingemauert wurde. Von ihm soll dann diese Festlichkeit des Carro [1] gestiftet sein, und nicht nur hat sie sich bis jetzt im Volke erhalten, auch nachdem die Familie der Pazzi theils vertrieben, theils ausgestorben ist, sondern selbst die Ab-

[1] Dieser Carro scheint den bereits bei Dante vorkommenden Heerwagen (Carruccio), gleichsam das auf Räder gesetzte Hauptquartier der mittelalterlichen Armeen Italiens, bedeuten zu sollen.

brennung der zweiten Hälfte des Feuerwerks vor dem jetzt in ganz andern Besitz übergegangenen ehemaligen Hause der Pazzi läßt die Menge sich nicht nehmen.

So haften alte Gebräuche an Städten und Völkern, wie Angewohnheiten an einzelnen Menschen; sie ziehen von Geschlecht zu Geschlecht, und unvermerkt knüpfen sich noch Vorstellungen der verschiedensten Art mit an. So bei dieser Colombina! Vieles Landvolk kommt immer zur Stadt, um den Lärm mit anzuhören, und es ist hiebei vollkommen zum Aberglauben geworden, daß wenn die Colombina gut fliegt und prompt das Feuerwerk im Carro sich entzündet, so bedeute das ein fruchtbares Jahr; das Gegentheil deute auf Mangel und schlechte Ernten. Selbst die Behörde nimmt deßhalb jetzt ihre Maßregeln, damit das Feuerwerk gut von Statten gehe. Was daher dieses Jahr betrifft, so muß, wenn die Colombina richtig prophezeit hat, Ueberfluß und Segen abermals Toskana beglücken.

Dabei erregte es meine Betrachtung, wie unter allen diesen Kirchenfeierlichkeiten das Volk in seinem gewöhnlichen Treiben sich so gar nicht irre machen läßt. Die meisten Arbeitsgewölbe sind offen, eben so viele Verkaufslokale, und auf den Straßen treiben sich die Kärrner und Landleute mit ihren Eseln ganz wie alltäglich umher. Irren würde übrigens Der, welcher in diesem Verhalten ein Mißachten der Kirche suchen wollte — es hat dergleichen vielmehr offenbar den Sinn, daß die Kirche an sich zu hoch steht, als daß ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit durch solcherlei Treiben irgend gefährdet werden könnte. Daher erklärt es sich auch, daß in den Kirchen das Volk sich gar nicht irre machen läßt, wenn Fremde da, während sie dem Gebet sich hingeben, neugierig umherwandeln, mit dem Cicerone auf die Altarstufen steigen und Bilder betrachten u. dergl. mehr. Das ist ihnen wie der Staub auf einem Heiligenbilde — es stört sie nicht, und wenn sonst nichts weiter darum und daran sich knüpfte, so wäre mir dieser Sinn weit freier

und poetiſcher als unſre oder gar die puritaniſch engliſche Aengſtlichkeit, größten Anſtand und ſteifſte Etiquette dem Herrgott gegenüber auch in Aeußerlichkeiten der Sonntagsfeier zu bewahren!

Florenz, den 11. April, Abends.

Als gestern der Volkslärm der Colombina sich etwas verlaufen hatte, benutzte ich noch eine freie Stunde, um ein Paar andere Bildhauerateliers zu besuchen. Zuerst fuhr ich zu Costoli, einem noch jungen Manne, welcher vom Großherzog mit Ausführung der Statue des Galilei für die Gallerie der Specola beauftragt worden ist. Die Statue war ziemlich fertig und der Marmor ist sehr tüchtig, doch ohne besondern Genius bearbeitet. Wie ihn etwa jeder akademisch gebildete Plastiker auffassen würde, so ist Galilei hier erfaßt: aufrecht gestellt, von einem stattlichen Mantel — dieser allgemeinen Nothhilfe unserer Bildhauer — umwallt und gen Himmel blickend. Ich sagte dem Künstler, der mir von einigen noch anzubringenden Attributen sprach: ich würde nur ein einziges ihn scharf bezeichnendes kennen und dies wäre die Inschrift jener denkwürdigen Worte des astronomischen Protestanten seiner Zeit: „e pur si muove!“ Costoli lachte und mochte wohl das Treffende fühlen, wird aber schwerlich wagen, etwas der Art anzubringen. Freilich müßte dann auch aus der ganzen Gestalt ein anderer Geist leuchten. — In Wahrheit! sollte ich den Entwurf zu solchem Denkmal machen, ich würde Galilei nie anders nehmen; denn eben in jenen Worten, als protestirender Reformator, erscheint er erst in seiner eigentlichen historischen Bedeutung.

Der Künstler hatte auch noch einen Pegasus in Marmor gearbeitet, welchen der Großherzog für die Caseinen bestimmt hat, und ich kann sagen, daß dieser mir eigentlich besser gefiel als Galilei. Ich sah noch mehrere kleinere Arbeiten, alle indeß von geringem Belang. — Von Costoli fuhr ich in das Atelier von Santarelli. Der Künstler selbst

war nicht anwesend, doch sah ich mehrere seiner neuern Arbeiten. Das bedeutendste war eine Marmorstatue des Michel Angelo, für die Halle des Orgagna, in Folge einer Subscription, bestimmt, durch welche für eine Anzahl berühmter Florentiner an verschiedenen öffentlichen Orten Statuen begründet werden sollen. Die Ausführung war sehr kräftig und vollendet, indeß fehlte mir doch auch darin das Urgeistige, der eigentliche Funken des Genius. Daneben stand ein anderes ziemlich vollendetes Werk: ein Amor mit dem Pfeil einen Schmetterling quälend. Der Gedanke — er war dem Künstler aufgegeben worden — war eigenthümlich und eindringlich genug, jedenfalls aber hätte die Ausführung inniger und lebensvoller sein müssen, um das Bedeutende dieser Aufgabe ganz zu erreichen.

Mittags war ich bei Graf Moltke zu Tisch; die Unterhaltung war anmuthig und lebhaft.

Abends ging ich meinen Lieblingsweg nach San Miniato hinauf. Ach, wie war selbst nach diesem kaltwindigen Tage doch das Abendlicht schön! Wie poetisch lag das altehrwürdige Castell St. Croce inmitten seiner Oliven, wie still war der Platz unter den großen Cypressen vor der ernsten Pforte der Kirche und wie dunkel rosenfarbglühend leuchtete das Abendgewölk von drüben herüber durch die dunkeln Stämme!

In dieser Kirche war ich noch nicht gewesen; heute, wo es so menschenleer, so dämmernd war, trieb es mich hineinzugehen. Stehen doch diese Kirchen immer offen, wie es eben überall sein sollte! Es war fast schon dunkel in dem alten weiten Raume; kaum unterschied man noch das Gebälk des Daches, welches frei auf den hohen Seitenwänden ruht. Tief im Hintergrunde schimmerten am Hochaltare nur wenige Kerzen; ein Paar Frauen knieten hie und da am Boden still betend. Es war sehr feierlich! Auch mir zog die tiefe Empfindung eines osterheiligen Abends durch das Gemüth. Ich blieb lange in Gedanken verloren stehen

und als ich endlich wieder in's Freie trat, lag Florenz schon tief im Nebelduft eines grauen Zwielichts.

Der heutige Vormittag verfloß mir sehr ungestört, und ich konnte so eine Entdeckung nutzen, die ich vor mehreren Tagen zufällig gemacht hatte. Mein alter Wirth Francesco, der bei meinem Frühstück und Diner oft mich zu unterhalten sich anstrengte, erzählte mir nämlich, wie er, um das Wetter zu beurtheilen, gar fleißig nach dem Löwen auf dem Palazzo vecchio sehe; drehe der „Leone" sich dem Arno zu, so werde das Wetter gut, im entgegengesetzten Falle komme gern ein „tempo brutto". Ich begriff nicht, wo er die Thurmfahne jenes alten Palastes sehen könne, aber er versicherte: oben von der Loggia seines Hauses übersehe man den größten Theil der Stadt. Natürlich stieg ich bald da hinauf und siehe da — da lag das schöne Florenz vor mir! Da St. Maria del Fiore mit dem schönen Campanile, da Palozzo vecchio, da der Palast Pitti, da zogen die Gebirge sich hin, da leuchtete Fiesole herab!

So hatte ich mich denn innerlich lange beklagt, daß ich in ein Haus ohne alle Aussicht einquartirt sei, und nicht leicht irgend sonst wo hatte ich einen so aussichtsreichen und so ruhigen, zum Entwerfen eines Studiums geeigneten Platz gefunden als hier oben! O, Kurzsichtigkeit des Menschen, die so oft mißvergnügt sich anstellt, weil ihr ein Gut gegeben wird, dessen Werth sie vielleicht nur erst spät erkennt! Da oben also habe ich heute angefangen, ein Studium zu malen, welches hoffentlich noch in späten Tagen mir Freude machen und diese Oertlichkeit lebhaft vergegenwärtigen wird. Ach, hier wäre Stoff zu Studien dieser Art auf lange, lange Zeit!

Gestern Abend fuhr ich nach der Petraja, einem Lustschlosse des Großherzogs, nahe an Castello hinaus. Das Wetter war mild und schön geworden, und der Schnee der Gebirge oberhalb Valombrosa leuchtete prächtig in der Abendsonne. Was ist auch diese Petraja für eine herrliche Be-

ſitzung! Welche Terraſſen, welche Cypreſſen- und Pinienwaldung hinter dem großen Wohngebäude, welche prächtige immergrüne Eichen, welche Ueppigkeit des Wuchſes überhaupt! Da ſtand eine alte Platane und um Stamm und Aeſte hing ein ungeheurer Weinſtock mit weithingeſtreckten Zweigen, gleich mächtigen Rieſenſchlangen, herum! Dort ſah man im Freien einen großen Buſch aufſproſſender Fächerpalmen (**Chamærops humilis**), deren eine ſchon einen ſtarken Stamm getrieben hatte, und der Gärtner ſagte mir, daß er nicht nöthig habe, ſie im Winter zu bedecken; ja weiter oben am Felſen kommen im Freien die großen Agaven zuweilen in Blüthe. Da blühten lange Beete voll der zierlichſten Ranunkeln und dort öffneten ſich die Verſchläge, in denen unendliche Citronen und Orangen gehegt und gepflegt werden. Auch fehlen große von Goldfiſchen belebte Waſſerbehälter und ſpringende Fontainen nicht. Kurz, zum heiterſten fröhlichſten Lebensgenuß ladet hier Alles ein, und doch wer weiß, ob nicht bald hier oder im nahen Caſtello alle Sorge und alles Leiden, wie es nur die Krankenpflege theurer Angehörigen uns bereiten kann, ganz einziehen wird. — So ſoll es denn immer doch an *Etwas* im Leben fehlen!

Florenz, den 14. April, früh.

Die beiden nächst verflossenen Tage konnten keine neue Erscheinungen bringen, denn da dieses Florentiner Leben nunmehr seinem Ende sich nähert, so hielt die Vollendung eines ausführlichen französisch zu gebenden Gutachtens über den Leidenszustand meiner hohen Kranken mich in dieser Zeit bis spät in die Nacht unausgesetzt fest. Nur vorgestern konnte ich nicht umhin, doch wenigstens eine Mittagsstunde dem großen Florentiner Volksfest, dem Wettrennen der Pferde in den Cascinen, zu widmen.

Schon seit einer Reihe von Jahren ist diese Festlichkeit vom Großherzoge und zwar namentlich zur Förderung toskanischer Pferdezucht eingeführt worden. Der zweite Osterfeiertag ist der wichtigste dieses mehrere Tage dauernden Festes. Das Rennen selbst pflegt durchaus nach dem Muster englischer Wettrennen, mit Pferden, von leicht und bunt gekleideten Jokeys geritten, gehalten zu werden. Ich fuhr gegen zwei Uhr hinaus; das Wetter war schön, nur etwas windig, und der Himmel nicht ohne Gewittergewölk. Eine der schönen sehr großen Wiesen der Cascinen, umgeben von Eichen, gewöhnlichen und schönbelaubten dunkeln, und immergrünen, und überragt von hohen bis an die Krone mit Epheu umwundenen Pinien, war zum Platz des Wettrennens eingerichtet, mit leichten Schranken umgeben und mit zwei Tribünen (einer sehr stattlichen für den Hof) geziert. Unendliches Volk war in der Umgebung und auf der Tribüne versammelt, Carabiner ritten umher und waren in der Richtung des Rennweges (auf dem das Gras ganz kurz abgemäht war) postirt; Infanterie hielt das zudringende Volk in Ordnung, und auf dem Fahrwege standen lange Reihen von Equipagen aufgefahren, in welchen

die Damen im besten Staat ihren Cavalieren Audienz gaben und jedem Wettlauf mit den Augen folgten.

Während der Zwischenakte einzelner Rennen sah man auch auf der Wiese vielerlei Reiter sich umhertummeln und fast war es mir, als zeigte meinem Geiste schon das so viel nähere Afrika sich an, als auf einem stattlichen silbergrauen Rosse ein Mohr im Turban und alttürkischer Kleidung dahergeritten kam. Es war der Diener eines reichen florentiner Nobile aus der Familie der Strozzi. Wird doch von reichen Florentinern bei dieser Gelegenheit Alles aufgeboten, um sich in altem Glanze zu zeigen. Auch die Wetten, die man hier eingeht, sind oft glänzend genug. An 100000 Scudi mögen, wie der Großherzog mir Abends selbst sagte, an diesem Tage wohl auf dem Spiele gestanden haben. Ein Fürst Poniatowski hatte sehr bedeutende Summen gewonnen.

Nach einiger Zeit wurde jetzt mit einer Glocke ein Zeichen gegeben; Alles ordnete sich und fünf Renner mit schön gekräuselten Mähnen — durchaus toskanische Zucht, doch mit englischem Blut veredelt — kamen mit ihren verschiedenfarbig gekleideten Jokeys heran. Endlich das Zeichen zum Ablauf; allein eine Trompete rief sie nochmals zurück, weil der Ablauf nicht vollkommen gleichzeitig geschehen war (man nennt das eine Cattiva partenza). Nun ordnen sie sich noch einmal und nun stäuben die Rosse die glatte Rennbahn hinaus. Nicht lange, so kommen sie auf der andern Seite der Wiese wieder herunter — ein Reiter in Carmoisin gekleidet hat den Vorsprung gewonnen. Jauchzen und heftige Bewegung im Volke, das nun zudrängt, die richterliche Entscheidung zu hören.

Es war schon spät geworden, und da ich zu Louis Buonaparte zu Tisch geladen war, fuhr ich jetzt schnell zurück durch Nebenwege der Waldung, wo überall auf Rasenplätzen Volksgruppen sich fanden, um die großen, in Korb eingeflochtenen Weinflaschen und Obst und Backwerk gelagert.

Der kürzeste Weg führte mich über die Eisenbrücke neben den Caseinen nach Hause, aber schon dort auf dem Arno erhob sich Sturm; Staubwolken trieben von der Stadt her und ein Sommergewitter zog heran, welches bald durch Regen mit Hagel untermengt und starke Donnerschläge sich entladete. Ich fuhr dann unter noch fortwährendem Gewitter zu Buonaparte, doch, wie in diesem Lande das Unwetter nur kurz zu sein pflegt: schon bei Tisch leuchtete helles Sonnenlicht wieder durch die Fenster.

Dieses kleine Diner, mit noch ein Paar Aerzten, bei dem alten gelähmten Napoleoniden, umgeben von lauter Erinnerungen an jene große Kaiserzeit, war mir übrigens in jeder Hinsicht sehr merkwürdig. Neben mir hing das große Porträt Murat's in reicher spanischer Kleidung, von Gerard gemalt; vor mir eine Scene aus der Atala, von Coterau; zur andern Seite ein großes mythologisches Bild von Lebrun. In dem Kaffesalon hingen eine Menge Familienporträts und standen Büsten, in der Ecke eine kolossale Marmorbüste Napoleon's, von Canova. Der alte Herr, ci-devant König, war munter, man erzählte allerhand Geschichten und es war wohl halb sechs Uhr geworden, ehe ich zum Fortgehen Zeit fand. Der Abend war schön geworden und ich entschloß mich noch zu einem Spaziergange um die alten Mauern von Florenz.

Wenn man zur Porta romana hinausgeht und links den Weg längs der Mauer hinauf einschlägt, so hebt sich der Weg fast wie nach San Miniato hinauf. Felsmassen kommen zum Vorschein, hohe Thürme ragen aus der mächtigen, von Epheu überwachsenen Mauer, und sogleich war wieder in der Abenddämmerung ein Bild in ganz großem ernsten Styl vor meinen Augen erschlossen! — Es ist unsaglich, wie hier herum Alles immer so in eigenthümlicher großer poetischer Weise zu Erscheinungen aus Dante's Zeit sich gestaltet! Die Natur ist dieselbe geblieben, mit schöner Treue hält sie die tüchtigen Gebilde aus früher Zeit noch

in ihren Armen, aber die Menschen sind klein und unpoetisch geworden; in industrieller Geschäftigkeit halb, und halb in gemeinem Lebensgenuß, oder in schwächlicher Poeterei, voller Ostentation, treiben sie sich unter diesen großen Erscheinungen umher, ohne sie eigentlich gewahr zu werden. Wenn ich doch auch nur eine Spur gesehen hätte, daß ein hiesiger Künstler oder Dichter das tiefpoetische geheime Leben dieser Umgebungen zu erfassen und durch seine Werke auszusprechen im Stande gewesen wäre.

Mein Weg führte mich oben hinter der Fortezza herum, vor mir lag ein Thal voll Oelbäume und drüben herüber winkte mir San Miniato und St. Croce zu; der Rauch von den kleinen Häusern in meiner Nähe zog durch den Abendnebel des Thales; es war wieder ganz außerordentlich! Ich kam dann beim Thor von San Miniato wieder herab, ging noch ein Stück weiter und kehrte durch den mächtigen Thurm der Porta San Nicolo im Scheine des Abendsterns durch die schon dunklen Straßen nach meiner Wohnung zurück.

Alle solche lebende Bilder geben denn aber auch größere Empfindlichkeit gegen die Abbilder des Lebens. Als ich gestern beiläufig Gelegenheit fand, die Studien eines jetzt hier lebenden deutschen Landschaftmalers v. H. durchzusehen, gab mir nur die Ansicht und Aussicht des Theaters von Taormina, genau nach Naturstudien ausgeführt, eine wahrhaft angenehme Wirkung; dagegen konnten mir die in Menge ausgeführten Studien aus der römischen Campagna, aus den Umgebungen von Neapel und aus Sicilien schwerlich genügen. Gerade das Tiefpoetische dieser Natur und der Zauber unendlicher Zartheit und doch Macht dieser Farben war durchaus nicht erreicht, ja nicht einmal erfaßt und gewollt. Aber bei alle Dem wirkte diese Schau doch in etwas tantalischer Weise auf mich — auf mich, der ich alle diese Herrlichkeit der Natur, von welcher der Maler hier geborgt hatte, ohne wiederzuzahlen, diesmal nicht werde erreichen können.

Florenz, den 15. April, früh.

Gestern war ich wieder einmal auf der Gallerie degli Uffizi, und wie es dann geht, daß man hier immer wieder etwas Neues findet, wenn man sich nur umsehen will, so kam ich da in ein Paar Säle, welche ich früher vor Fülle andrer Schätze immer nicht aufmerksam durchwandelt hatte. Der erste war der Saal der Malerbildnisse. Hieher ist seit ein Paar Jahren ein Stern erster Größe gekommen: das Porträt des Pietro Perugino von ihm selbst gemalt. Das Bild hatte früher etwas versteckt in der Gallerie Pitti unter dem Namen irgend eines Porträts von Perugino gemalt gehangen. Erst neuerlich bei einer Säuberung und Unterbringung in neuen Rahmen bemerkte man auf der Rückseite die alte Inschrift des Meisters, welche besagt, daß er hier sich selbst gemalt habe. Zur vollständigen Ueberzeugung ließ man aus Perugia, allwo im Cambio der Maler bekanntlich sein eigenes Porträt angebracht hat, eine Durchzeichnung desselben kommen und fand alsbald jeden Zweifel gehoben.

Das Bild ist außerordentlich! Das reine, treue, feste, tiefpoetische Gesicht, mit einer Weichheit und Vollendung gemalt wie Weniges; das schwarze Wamms mit dem schönen rothen Unterfutter und Vorstoß; die feingebildeten Hände, deren eine ein Papierröllchen hält, worauf man liest: **Timete Deum**; die klare grüne Landschaft dahinter — es ist etwas ganz Vortreffliches! Gleich darüber hängt der einfach schöne Kopf Raphael's, durch den Kupferstich bekannt, darunter das ehrwürdige Bildniß des Leonardo da Vinci, längst ebenfalls gestochen. Weiterhin fand ich auch das treuherzig sauber, aber ängstlich und kleinlich behandelte Brustbild unsres lieben Landsmannes Albrecht Dürer. Auf dem Bilde steht geschrieben: „Dies malt ich nach meiner

Gestalt, da ich war 24 Jahr alt.“ Nicht weit davon hängen zwei Porträts von Quintin Messis, von denen das größere besonders recht frei und schön behandelt ist — und so manches Andere! — Aber ein wahrer Jammer ist es, in dem gegenüber gelegenen Saale die Bildnisse der neuen Maler zu sehen! Wie arrogant, wie geziert und oft wie Rokoko! Da hängt gleich dem Eintritt gegenüber so ein Herr, der in grüner, reichgestickter Hofuniform mit einem mächtigen Orden, die Palette in der Hand, vor seiner Staffelei sitzt! Wenn man eben den Perugino verlassen hat und sieht durch die offene Thüre in diese Misère — es ist zum Verzweifeln! — Noch am interessantesten war es mir, das sehr originell in Pastell gemalte Porträt des Liotard, des sogenannten peintre turc, von dem wir in Dresden so hübsche Pastellbilder haben, zu finden. Ein wunderliches kleines Gesicht mit großen Augen, dicker Stumpfnase, aufgeworfenen Lippen und langem Bart, hiebei das völlige Costüm eines griechischen Popen. Auch das schwächliche Bild unserer Angelika hängt dort, und ihr gegenüber die ganze Figur eines englischen Malers, der unter alten Baumstämmen mit der Palette sitzt, aber mit steifer Frisur und abgeworfenem Rock, so daß man glauben möchte, er wolle sich mit der Natur nicht sowohl befreunden, als vielmehr boren. Kurz, es ist hier zu den mannichfaltigsten Betrachtungen reichliche Gelegenheit.

Ich kam dann zu den kleinern Hallen, in welchen die Antiken: griechische, römische, ägyptische, aufgestellt sind. Hier liegt denn auch der wundervolle Hermaphrodit, diese schöne weiche Blüthe einer Wollust-trunkenen Seele. Es ist ein Geheimniß hier verschlossen, zu welchem manche Stellen im ersten und im dritten Bande meiner Physiologie den Schlüssel geben könnten — es ist das Geheimniß höchsten menschlichen Empfindens im mannweiblich Einen, in einem Ganzen, wie es in der Platonischen Mythe die ersten Menschen als mannweibliche waren, welche Jupiter späterhin

zertheilte, so daß nun das sich Suchen der Geschlechter nur ein Anstreben zweier Hälften zum sonstigen Ganzen war. So hatte ich dieses Werk früherhin noch nie verstanden als nun, wo ich es in der Schönheit des Marmors vor mir sah! Wenn aber auch bei irgend einem Werke, so gehört hier die ganze weiche Vollendung der Ausführung in Marmor hinzu, um es zu erfassen — fast möchte ich sagen, man muß es anfühlen, um es zu begreifen.

Und was ist noch Alles hier! Der prachtvolle Torso; der jugendlich schöne Bachus; die Venus-Erzeugerin; die Büsten des Sophokles und Aristophanes, welche, der des Sokrates gegenübergestellt, zu manchen Betrachtungen über Kopfformen Veranlassung geben.

Auch die Schönheit dieser kleinen, von oben erleuchteten Hallen an sich, mit der Menge eingemauerter alter Inschriften verziert, ist sehr anzuerkennen. Es war eine reiche Stunde Zeit, die für manche unangenehm zugebrachte Entschädigung sein konnte!

Noch im Fortgehen trat ich wieder ein zu meiner Flora Tizian's. — Ja, das ist Etwas, das man unmittelbar nach den Antiken sehen kann! — Fand übrigens neulich bei einer reichen englischen Familie Cosveldt, die ich als Arzt öfters besuchte, noch ein anderes Bild von Tizian; auch merkwerth und schön. Es war die schöne Frau, einen Fruchtkorb in die Höhe haltend, welche man auch in Berlin sieht. Dort ist sie reich costümirt, hier war sie ganz einfach gekleidet und mit bloßen Armen. Auch sie ist schön, aber mit meiner Flora doch gar nicht zu vergleichen. Dieser Engländer hat eine große Gallerie besessen, aber größtentheils verkauft. Er hatte hier noch ein gutes Bild von Sebastian del Piombo und einen trefflichen Albano.

Abends wanderte ich längs des Arno den Caseinen gegenüber hinab. Die Gegend flacht sich hier sehr ab; am grünberasten Ufer lagen eine Menge Schiffernachen; man sieht oberwärts die beiden Stadttheile durch die Brücken ver-

bunden. Ich kann ſonſt keine beſondere Aehnlichkeit zwiſchen Florenz und Dresden zugeben, aber hier hatte es Etwas, das mich an meine Abendſpaziergänge im kleinen Gehege bei Dresden erinnerte. Die Sonne ging unter dunklen Regenwolken unter, und auch dies hatte etwas Deutſches — aber plötzlich erſchien das Dunkelgrau des Gewölkes mit einem ſo leuchtenden Rubinroth geſäumt, daß ich mich gleich wieder ganz in Italien fühlte.

Florenz, den 17. April, früh.

Mannichfaltige und heftige Bewegung gestern wie in der Atmosphäre so in meinem hiesigen Leben! Der Vormittag warm und schön; Abends stark gewitterhaft. Doch ich will erst noch erzählen, wie ich den vorgestrigen Tag zugebracht hatte, damit in dem Bilde dieser meiner wunderlichen Florentiner-Existenz so viel als möglich keine wesentliche Lücke bleibe.

Ich ließ aber an diesem Tage auf ein abermaliges Studium in der großherzoglichen Bibliothek noch einen, vielleicht den Abschiedsbesuch in der Gallerie Pitti folgen. Hier war vor wenig Tagen erst das große Bild von Perugino: die Grablegung — ich hatte es schon lange vermißt — mit frischem Firniß-Ueberzug versehen, wieder aufgestellt worden, und in langer Betrachtung habe ich vor diesem Bilde verweilt. War es doch, als wäre mir durch die genauere Bekanntschaft mit den Zügen seines Angesichts der Meister selbst auch in seinen Werken lieber und verständlicher geworden! Welche Innigkeit, ja man könnte sagen Gott-Innigkeit, in den Gestalten dieser Grablegung! Diese unsagliche Liebe, diese Trauer, diese Ergebung! Ach, es giebt doch eigentlich unter den Tausenden von Bildern des Leibes wenig Bilder der Seele! Dies ist eins von den wenigen! — Außer ihm habe ich an diesem Tage nur wenig Bilder angesehen. Raphael's Leo X. mit den beiden Cardinälen hielt mich insbesondere wieder fest. Das ist auch ein Bild, wo man nicht den Menschen bloß ansieht, sondern wo man in den Menschen hineinsieht! Es ist wunderbar, wie die Bilder, die ich damals vor dreizehn Jahren beschrieb, jetzt so viel weniger auf mich wirken! Dergleichen

ist ein recht merkwürdiger Maßstab für das Wachsthum der Seele.

Wie ich da noch so zum Abschiede vor Tizian's Geliebten stand, und noch einmal die unendliche Zartheit, Weichheit, Schönheit der Formen bewunderte, redete mich Jemand französisch an: es war der Chevalier Gariaut, dessen Frau — sie ist die Tochter des jüngst verstorbenen Lazzarini, eines der beliebtesten Aerzte von Florenz — ich auch einmal ärztlich berathen hatte.

Er beschäftigt sich mit Kunstgegenständen, hat Bilder gekauft und verkauft, und ich erfuhr beiläufig von ihm, er besitze ein von Raphael gemaltes Porträt. Er lud mich ein, es zu sehen und ich ging mit ihm. Das Bild — halbe Figur eines nicht allzubejahrten Geistlichen in schwarzer Kleidung, mit schwarzem kleinen Barett — war äußerst lebensfrisch gemalt und ich zweifle nicht, daß es von Raphael sei, wenn auch keines seiner höchst vollendeten. Ist es übrigens als Gemälde geringer, so darf man es dagegen vielleicht um so merkwürdiger als Bildniß nennen; denn mehrere Umstände treffen zusammen, welche es wahrscheinlich machen, es stelle jenen Geistlichen, den Oheim unsers Malers, dar, mit welchem er oft Briefe gewechselt hat und welcher auf die Entwicklung des jungen Raphael's, wie auch aus Passavant's Werk hervorgeht, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheint. Eine Familien-Aehnlichkeit mit Raphael ist nicht zu verkennen; es war vielleicht sogar zu einem Pendant für sein eigenes (jetzt auf der Gallerie degli Uffizi befindliche) Bildniß bestimmt, und dies könnte dann erklären, warum der Maler auch sich in dem schwarzen Kleide und einem gleichen schwarzen Barett gemalt hat. Der Besitzer hofft aus Familienarchiven noch weitere Nachrichten über die Schicksale des Bildes zu erhalten.

Am Nachmittage dieses Tages vollendete ich meine Studien der Ansicht von Palazzo vecchio auf der Loggia meines alten Francesco.

Gestern führten meine Krankenbesuche mich in den Vormittagsstunden an der Specola vorüber, und ich trat auch hier noch einmal ein: theils um noch so manche vorweltliche Ueberreste aus dem Val d'Arno zu sehen, theils um mir die angefangene Halle des Galilei zeigen zu lassen. Professor Nesti, unter dessen Direction die mineralogische und paläologische Sammlung steht, führte mich in ein Vorrathslokal, wo jene merkwürdigen kolossalen Reste noch einstweilen ordnungslos an der Erde liegen. Eine zweckmäßige Aufstellung derselben wird vorbereitet, aber mir erschienen sie gerade so noch wie eben aufgegraben, recht eigenthümlich. Drei ungeheure Elephantenhäupter, eins noch mit beiden Stoßzähnen, liegen gleich am Eingange. Die Stoßzähne des letztern hatten gut die Stärke eines Mannsschenkels, waren aber zerbrochen. Von einem jüngern Elephanten liegt da der Oberkiefer mit zwei gegen dritthalb Ellen langen Stoßzähnen, und außerdem wandelt man noch unter einer Menge von Schulterblättern, Backenknochen, Wirbeln und Schenkelknochen dieser ungeheuern Thiere. Der häufigste Bewohner dieser Gebirge und Ströme indeß war in der Vorzeit der Hippopotamos; denn als Nesti vor einiger Zeit 6 — 8 Wochen im Val d'Arno bei Arezzo verweilte, um dort die Ausgrabungen zu leiten, wurden nur in dieser Zeit die Ueberreste von zwölf Nilpferden zu Tage gefördert. Auch das Nashorn kommt häufig dort vor, und so erinnert uns Alles daran, daß in einer so frühen Periode des Planeten in jenen Gegenden eine Thierwelt lebte, ganz der ähnlich, welche der unermüdliche afrikanische Reisende Burchell auf den ungeheuren vom Cap aus erreichten und durchstreiften Gebirgsebenen angetroffen und sehr gut beschrieben hat. Auch dort auf unabsehbarem Plateau, ohne Baum und Strauch, Heerden von Elephanten, Nashörnern und, in der Nähe der Ströme, häufigst das Nilpferd; dazwischen oft zu Tausenden große Antilopen; und ganz ähnlich also scheint es hier auf den Gebirgen Ober-

Italiens freilich bei einem noch andern Klima in frühen Perioden des Erdlebens gewesen zu sein! Zu welchen Betrachtungen und Untersuchungen hätten diese Trümmerhaufen wohl noch Alles Veranlassung geben können!

Was die Halle des Galilei betrifft, so ist Alles noch im Bau begriffen, doch wird sie sehr reich; die Decke wird mit vielen Vergoldungen und Malereien geschmückt. Die Statue Costoli's wird sich gut hier ausnehmen.

Um 6 Uhr speiste ich bei Graf Martellini, mit Bartolini und der Unger, nebst ihrem neuangetrauten Gemahl, Sabatier. Das Diner war das eleganteste, und nach Tisch hätte ich wohl auch noch gern Musik und Gesang der Unger gehört, wenn mich nicht für diesen Abend ernstere Geschäfte (eine Schlußberathung mit den großherzoglichen Leibärzten) ganz in Beschlag genommen hätten.

Durch solche Discussionen über einen so schweren und in vieler Hinsicht betrübten Fall fühlte ich mich heute besonders bewegt, und es war mir lieb, auf meinem erst gegen 12 Uhr aufgesuchten Lager die vielfach und heftig sich regenden Gedankenzüge durch die Lektüre eines interessanten Buches beschwichtigen zu können, dessen Mittheilung ich der Gräfin Moltke verdanke. Es war der in Italien wegen seines Carbonarismus streng verbotene Roman von Charles Didier: **Rome souterraine.** — Es ist sonderbar genug, daß ich, der ich diesmal Rom nicht sehen werde, es mir gerade in diesem französischen Spiegel vorführen lassen muß! — Das Buch ist übrigens mit ausnehmender, ja ich möchte fast sagen mit zu vieler Lokalkenntniß geschrieben und führt äußerst lebendig in die jetzige römische Welt ein. Auch Situationen und Charaktere sind scharf gezeichnet und die Wirkung des Ganzen war bedeutend zu nennen. Wie die meisten neueren Produkte dieser Art, ist es zugleich herb und endigt in Blut und Tod. An manchen tüchtigen Gedanken fehlt es keineswegs; einen konnte ich nicht umhin, mir aufzuzeichnen. Es heißt da einmal sehr treffend: „**Dans les**

grandes crises, l'homme fort s'inspire de lui même, il s'excite à l'action par la contemplation calme et prolongée de sa propre pensée; l'homme faible au contraire n'aspire qu'à s'étourdir et qu'à s'échapper à lui même."

Florenz, den 19. April, Abends.

Unter mannichfaltigen Conſultationen und Demonſtrationen iſt mir die erſte Hälfte des vorgeſtrigen Tages vergangen. Ich hatte Profeſſor Zanetti verſprochen, ihm im Spital St. Maria nuova noch Mancherlei unter dem Mikroſkop zu zeigen und erreichte meinen Zweck vollkommen. Am Nachmittag goß ein tüchtiger Regen nieder, den man wohl als eine Kriſis der Witterung betrachten darf und hinderte weitere Unternehmungen. Der Abend führte mich theils in eine mir von Dresden bekannte engliſche Familie, theils zum letzten Mal in Betti's ärztliche Geſellſchaft.

Reicher hingegen war der geſtrige Sonntag, welcher mit echt italiäniſcher Sonne anhub und mit einem prächtigen Sonnenuntergange endigte — ein wahrer Sonnentag!

Zuerſt ſah ich früh die reiche Conchylien-Sammlung des Profeſſors Mazzi durch. In inſtructiver Folge hat dieſer Mann in mühſamer Geſchäftigkeit mit den jetzt lebenden Conchylien, insbeſondere Toskana's, die foſſilen Conchylien, welche in tertiären und aufgeſchwemmten Gebirgsſchichten namentlich um Siena gefunden werden, zuſammengeſtellt. Von jeder Species findet man hier Hunderte von Schalen, und der unendliche mikrologe Eifer dieſes Sammlers verdient alle Anerkennung, obwohl es in Wahrheit eine Art von geiſtigen Schwindel erregt, die ungeheure Menge der Geſchlechter und Arten dieſer Gebilde zu betrachten, welche oft in mikroſkopiſcher Kleinheit den Sand dieſer Schichten gleichſam als einen uralten Meeresſand erfüllen, ja bilden. Und der Menſch vermißt ſich, dieſen Sand des Meeres zu zählen!

Am Nachmittage dieſes Sonntags war das Teatro di Jorno zum erſten Male in dieſem Jahre wieder eröffnet und auch hievon wollte ich mir durchaus einen gegenſtänd-

lichen Begriff verschaffen, wenigstens eine Stunde dort zubringen.

Wirklich hat dieses offene, tageshelle, sonnebeschienene Theater eine eigenthümliche Wirkung auf mich gemacht! Es war mir, als wäre ich durch einen Traum in die altrömische Zeit versetzt, und wirklich gleicht die Einrichtung der des Theaters in Pompeji so vollkommen, daß man wohl sieht, das Ganze ist noch eine Erinnerung an die alte Zeit, und ist weit älter, als alle unsere jetzigen Schauspielhäuser. In Wahrheit, so hatte ich es gar nicht erwartet: ein im Halbkreis aufsteigendes kleines Amphitheater, aus gemauerten, mit Stufenreihen unterbrochenen Sitzen; oben eine bedeckte Gallerie mit Stühlen und auf ihrer Bedachung abermals Plätze für Zuschauer (die wohlfeilsten Plätze, was wir die Gallerie nennen); unten auf der ganz offenen Arena Bänke und Stühle und ein in ein hölzernes Gatter eingeschlossenes kleines Orchester; gerade quervor das aufgemauerte Portal der Bühne, links der Eingang, rechts der Eintritt zu dem Kaffe; prächtiger blauer Himmel oben, Sonnenschein schief einfallend und die Bühne bestreichend. Ich hatte ein Billet genommen in die bedeckte Gallerie, allwo auch eine drappirte Loge für den Hof angebracht ist, und es war mir ganz eigen zu Sinne, wie ich da oben in meine, übrigens noch fast ganz leere Loge trat, wie unter mir allmählig die amphitheatralischen Sitze sich füllten, wie das meist elegant gekleidete Publikum so hie und da zu den Sitzen heraufstieg, Tücher auf die gemauerten Sitze breitete und Platz nahm, und wie auch über mir die offenen Gallerien endlich mit mehreren Zuschauern sich füllten. Es war Alles so ganz anders wie in unsern Theatern. So haben schon einst die altrömischen Bewohner von Florenz sich zum Schauspiel versammelt; so waren die Sitze, auf denen schon nach der Vorschrift Ovid's der Jüngling sich der Geliebten durch manchen kleinen Dienst bemerklich machen sollte; und doch waren diese Stufen vielleicht erst wenige Decennien alt und

nur derselbe Himmel und nur dieselbe Sonne leuchteten noch immer den leichtvergnügten Zuschauern. Es dauerte noch lange, ehe das Stück anhob; man trug Kuchen herum; Einige ließen sich Kaffe geben; mitunter liefen auch ein Paar Hunde über die Arena. Endlich wurde der Souffleurkasten aufgesetzt, der Souffleur kam aus seinem Mauerloche herauf, breitete sich einen Teppich aus, rückte sich Mütze und Kasten zurecht und das Orchester spielte einen abgedroschenen Donizetti'schen Satz. Hierauf abermals eine Pause, dann noch ein Stück Musik und plötzlich geht der Vorhang auf und man sieht eine Zimmer-Dekoration, wie bei uns etwa auf einem Privat-Theater, doch mit ziemlich neuen, grünbeschlagenen und mit Goldtressen versehenen Möbeln. Ein alter, englischer Castellan tritt auf, und es beginnt ein Schauspiel in Iffland'scher Manier, noch leidlich genug vorgetragen, nur durch und durch mit dem affektirten italiänischen Pathos verbrämt. Die Damen waren nicht eben liebenswürdig; die eine schien der besondere Liebling des Publikums und wurde beim Auftreten heftig applaudirt, so sehr, daß selbst ein Hund mit anfing zu bellen. Ihre Deklamation ging so recht in den getragenen, scharf accentuirten Tönen dahin, wie man es hier eben gern hört. Durch ein besseres Aeußere unterstützt, wäre sie vielleicht nicht unangenehm gewesen. Die zweite Dame, die Lady vom Hause, gab sich viel Mühe, durch gezwungen vornehm sein sollende Stellungen ihre gesegneten Umstände zu verbergen; besser spielte und erschien die dritte, welche die Kammerjungfer vorstellte. Der Komiker in der Rolle des alten Castellan spielte recht gut, aber um so steifer die beiden Lords. Ich habe bei alle Dem den ersten Akt des Stücks nicht ohne Interesse abgewartet; ist doch schon die Lokalität so ganz eigenthümlich! Diese gemauerten Stufen! eigentlich erschienen sie mir ganz wie etwa auf einem öffentlichen Platze die Stufen einer Freitreppe, wenn diese vielleicht bei irgend einem Festgepränge ganz von Zuschauern besetzt wird; und

ist nicht die Art, wie das Volk bei dergleichen Gelegenheiten sich übereinander drängt, doch wohl die erste Veranlassung zum Bau amphitheatralischer Sitze vor Schaubühnen gewesen?

Um 5 Uhr verließ ich das Theater, um noch einmal die Schönheit dieses Thales und sein ganzes reiches, vielbebautes Land zu überblicken. Ich hatte diesmal mit dem Fernrohr von der Loggia meines Hauses eine weit hinaus an den Bergen gelegene Ruine als Ziel einer letzten hiesigen Wanderung ausersehen. Lange fuhr ich durch die Olivengärten vor dem Thor St. Croce. Alles war heute auf den Straßen voll Leben. Sonntägig geputzte Mädchen mit ihren hübschen großen Strohhüten und flatternden Bändern, und junge Burschen in ihren braunen Manchesterjacken, trieben sich in dem hellen Sonnenlichte, zwischen den grünen Hecken und den schon Blätter tragenden, langgezogenen und über die Bäume hängenden Weinranken umher. Es war noch einmal ein recht frisches Bild italiänischen Frühlinglebens! Endlich stieg die schmale Straße in die Berge hinauf, immer reicher wurden die Aussichten auf die fernen Berge und nach Florenz zurück, und endlich gelangte ich an einen kleinen Flecken, zwischen Cypressen und alten Oelbäumen gelegen, wo man aussteigen mußte. Höher und höher schlang sich nun der steinige Fußweg an den Bergen hinauf; alle Cultur hörte hier endlich auf. Ein spärlicher Cypressenwald auf der Höhe und auf dem dürren steinigen Boden machte eine eigene Wirkung; die Fernsicht war prächtig.

Nach manchem Auf- und Absteigen und wieder Aufsteigen erreichte ich endlich nicht ohne Mühe die unterhalb Castell-Poggio gelegene Ruine. Auch hier ländliche Spaziergänger, die sich diese Ruine zum Ziel ihres Weges gewählt hatten — Knaben trieben sich jubelnd zwischen den Trümmern umher; sie zündeten Reißig an und warfen es in den alten noch offenen vertrockneten Brunnen des Burg-

hofs, während andere sich erlustigten, oben Steine von den Mauern loszubrechen und herunterzustürzen. Die Aussicht nach Florenz hin war weit ausgebreitet und herrlich! Das kleine alte Schloß soll der Palazzo eines gewissen Gallo gewesen und in den Fiesolanischen Kriegen zerstört worden sein. Das Ganze war im höchsten Grade interessant. Es erinnerte mich an manche Burgruinen in Deutschland und war doch wieder so ganz anders. — Schon neigte sich die Sonne zum Untergange; die Berge rötheten sich und durch das zitternde Laub der alten Oliven leuchtete das schönste glühende Gewölk im Westen, als ich wieder bergab stieg und nach ziemlich langem Wege den Wagen wieder fand, welcher noch vor ganz eingebrochener Dämmerung mich zur Stadt zurückbrachte. Ich durfte diese kleine Fahrt fast als die interessanteste in den Umgebungen von Florenz während meines diesmaligen Aufenthaltes betrachten.

Der heutige Tag ist mir ganz in Vorbereitungen zur Abreise vergangen; noch manche Consultationen drängen sich zusammen; allerhand Besprechungen sind nothwendig, und so konnte ich nur Abends, nachdem ich zeitiger als sonst zu meiner hohen Kranken beschieden gewesen war, noch durch den Giardino Boboli wandern. Noch einmal setzte ich mich in der schönen ruhigen lauen Abendluft auf eine Bank unter eine Lorbeerhecke, sah mir gegenüber den Abendstern über hohen Cypressen, und versank in ernste stille Betrachtung.

Florenz, den 20. April, spät Abends.

So wäre ich denn wirklich am Schlusse dieses meines Florentiner Lebens! Alle Fäden sind heute nach und nach gelöst; alle meine Kranken noch gesehen und berathen; für meine hohe Kranke namentlich Alles und Jedes bedacht und besorgt, und ich habe von den Hoheiten nicht ohne innere Rührung und Dankbarkeit mich verabschiedet. Die Reisekoffer sind gepackt und ich denke morgen Abend in Bologna zu sein, immer hoffend, daß die Rückreise, die ich nun weniger zu beeilen brauche als die Herreise, mir noch vieles Erfreuliche als Erholung von manchen strengangespannten Zuständen gewähren soll.

Mittags war ich noch zu Tafel bei Hofe befohlen und zwar heute im kleineren Kreise. Die Unterhaltung war sehr lebendig und mittheilend.

Vormittags war ich auch noch einmal an der großen Gallerie abgestiegen und noch einmal hatte ich diese reichen Säle, freilich nur im Fluge, gesehen. Mein eigentliches Geschäft war dort nach den von mir bestellten Gypsabgüssen der Cameen zu fragen (sie wurden mir Nachmittags in einem netten Kästchen mit einem verbindlichen Schreiben des Direktors Montalvi als „Erinnerung an die Gallerie" verehrt), und so hatte ich denn nur noch Zeit, der Niobe und meiner Flora einen Scheideblick zu gönnen. Unerwartet sah ich aber doch noch außerdem dort abermals etwas für mich ganz Neues und Interessantes. Es ist nämlich in der südlichen Ecke der langen Gallerie ein kleines Zimmer, ganz erfüllt mit höchst zierlichen Arbeiten in Gold, in Lapis Lapuli u. dergl.; eine Menge prachtvoller Vasen und getriebener Arbeiten, kunstreicher Schmuck und geschnittener Krystall sind dort aufgestellt, und Manches scheint

wohl aus der Zeit der Cellini herzurühren. Ich konnte mich nicht lange verweilen, aber auch Das, was ich eben nur noch mit flüchtigen Blicken der Erinnerung einprägen konnte, überzeugte mich doch von Dem, was Alles in diesen Sälen sich angehäuft findet und wie lange man hier sein und wie viel Neues man immer noch finden kann.

Doch es ist fast Mitternacht! Alles um mich her ist still und so schließe ich denn diesen Abschnitt in der Hoffnung, nachdem der Frühling hier abgeblüht hat, in der Heimath einem neuen Frühling und unter günstigen Constellationen entgegen zu gehen!

Bologna, den 21. April, Abends.

Als ich heute früh aus Florenz fuhr, war der Himmel noch von Nebelwolken umsponnen. Höher hinauf, nach Fiesole zu, zogen schon Sonnenlichter über die Gegend und noch einmal genoß ich des herrlichsten Ueberblicks über dies so reiche Thal, vor mir ausgebreitet im Schimmer des ersten Morgenlichtes. Eine weitläufig gebaute Villa mit schönem Lorbeergebüsch und hohen Cypressen lag eben da am Wege — welch ein Leben wäre unter glücklichen Gestirnen an solchem Orte möglich!

Weiterhin hatte ich einige kleine Unannehmlichkeiten: am Wagen war nicht Alles in Ordnung, der Hemmschuh brach — Aufenthalt war unvermeidlich! Es fiel mir lebhaft ein, wie so scheinbar kleine Dinge oft den frischesten Lebensgang mit einem Male hemmen können! Kleinigkeiten solcher Art hätten mich nach Florenz wieder zurückzwingen können und was hätte sich *da* vielleicht Alles wieder angeknüpft! Diesmal war es wenigstens die Ursache, daß ich spät *hier* ankam.

Schön waren diesmal wieder die Gebirgsformen der Apenninen — sie zeigten sich im wärmsten Sonnenlicht, der Schnee war nur noch auf den höchsten Kämmen von Weitem sichtbar. Wie schnell nimmt man doch schon auf dieser kurzen Fahrt von so Vielem Abschied, was eine südlichere Natur bezeichnet. Diese in Menge blühenden Iris unter den alten Oelbäumen und dahinter die hohen Cypressen, die großen Lorbeerhecken und die Aloe's im Freien — das ist nun schon Alles vorüber; vielleicht doch immer noch nicht ganz vorüber *für mich*!

Die Farbentöne auf den Fernen bei der heutigen Tour waren indeß überall noch ächt italiänisch: von dem hohen

Joch über Caſſaginola die vielen Gebirgswellen mit ihrem Ultramarinblau und fein gebrochenen Tönen, oben immer noch einige tief mit Schnee bedeckte Hochrücken und darüber ein leuchtender Himmel mit ſchwebenden Sommerwolken; es gab reizende Anblicke. Dann näher gegen Bologna hinter den ſchön gehobenen Formen die weite lombardiſche Ebene und das adriatiſche Meer. Ja, die Erde ſchlägt Wellen wie das Meer! — hier dieſe Züge der Apenninen ſind ſolche Erdwellen — ein Unterſchied iſt, daß ſie etwas länger dauern als eine Meereswelle!

Die Straße wurde übrigens auf der letzten Station ſehr einſam; es wurde völlig dunkel. Ein Gedanke an die Unſicherheit der Straßen in dieſem päbſtlichen Gebiet, zumal wenn ich an die Geſchenke des Großherzogs dachte, die ich in meinem leichten offenen Wagen bei mir führte, hätte mich wohl beunruhigen können. Indeß vertrauend meinen Sternen fuhr ich ruhig durch die Nacht dahin und gegen 10 Uhr traf ich denn auch ohne Unfall hier in meiner mir ſchon bekannten Penſione ſuizzera ein.

Bologna, den 22. April, Abends.

Dieser Tag in Bologna hat mir mannichfaltige und interessante Erfahrungen gegeben. Schon gestern Abend wurde ich durch ein zierliches Billet der so anmuthigen Sängerin Clara Novello überrascht. Sie, die mich von Dresden aus kannte, bewohnt mit ihrer Mutter seit etwa einem Monat eben diese Pensione suizzera und lud mich recht freundlich ein, bei meiner Durchreise nicht zu unterlassen, sie zu sehen. Eben so hatte Professor Alessandrini, dessen großes Museum für comparative Anatomie mir noch von dreizehn Jahren her so gut im Gedächtniß war, schon in Florenz mich einladen lassen, seiner Sammlung einige Stunden zu gönnen; Grund genug also, nicht wieder so schnell wie auf der Hinreise durch Bologna zu eilen! Gleich früh kam denn auch Alessandrini, einer der gelehrtesten italiänischen Naturforscher und tüchtiger Zootom, zu mir, und wir verabredeten die Besichtigung seines Museums, so wie, daß ich einer heutigen Sitzung der Akademie der Wissenschaften beiwohnen sollte. Dann besuchte ich die Novello, welche mich wiederum zu einem Besuche bei dem Componisten Rossini bestimmte. — Sie hat sich entschlossen, auf das Theater zu gehen und wird in der Herbstsaison hier zuerst, zugleich mit Iwanoff, auftreten. Morgen geht sie nach Mailand, um auch dort, wie sie es hier mit viel Beifall gethan hat, eine musikalische Akademie zu geben. Ich fand ihre ganze Erscheinung noch weit lebendiger und angenehmer als vor ein Paar Jahren in Dresden. — Später ging ich in's Universitätsgebäude, Alessandrini's große Sammlung für vergleichende Anatomie zu sehen. Es ist wenig dieser Art in Deutschland, was einen Vergleich mit ihr aushielte! Ueberhaupt ist mir dieser Mann mit seinem tüchtigen Wissen

in dieser wissenschaftlichen Wüstenei der päbstlichen Staaten ein wahres Wunder. Es geht doch auch in dieser Beziehung oft wie mit der Kindererziehung — in einzelnen freilich seltenen Fällen kommt gerade da, wo für sie am wenigsten geschieht, das Tüchtigste zum Vorschein. Indeß würde es doch unklug sein, dergleichen hier öffentlich auszusprechen; giebt es doch Staaten genug, die dann aus Maxime noch weniger für Wissenschaft thun würden, als sie jetzt thun. Ich habe in Alessandrini's Sammlung des Merkwürdigen viel gefunden. Späterhin sahen wir noch flüchtig das sehr ärmliche und bestaubte mineralogische und zoologische Kabinet durch. Hier ist allerdings die hierarchische Verwaltung noch ganz kenntlich.

Die Zeit bis zur Sitzung der Akademie sollte nun Kunstbetrachtungen gewidmet sein. Zuerst wandte ich mich zur öffentlichen Gemäldesammlung — öffentlich, weil diese Säle etwa jährlich zweimal acht Tage lang dem Publikum geöffnet werden! Die Sammlung ist in der Zahl der Bilder nicht sehr bedeutend; dafür aber sind hier Bilder vom ersten Range. Zuerst die heilige Cäcilia Raphael's! Freilich etwas ganz Anderes als unsere Copie von Julio Romano in Dresden. Wie edel und groß der schöne aus dem Bilde herausschauende Kopf der Barbara, wie viel mehr empfunden und erhalten das Ganze! — Dann der herrliche Perugino — fast eine Wiederholung des Bildes auf der Akademie in Florenz. Die Madonna erscheint im Regenbogenkreise, unten die drei Heiligen und der Erzengel Michael. Hier steht der Engel zur Linken, welcher auf dem Bilde in Florenz zur Rechten gesehen wird. — Ferner die herrlichen Bilder von Francesco Francia. Das schönste ist das, wo der gelockte Engel unten am Throne der Madonna musicirt und zur Rechten der gebundene St. Sebastian steht. Es ist ein Bild höchster Innigkeit! Es ist bezeichnet: „Opus Francesci Aureficis 1490.“ Auch die beiden andern sind in demselben strengen, reinen und doch schönen Style. Auch

die Bilder von Domenichino sind interessant, gehen aber schon sehr in's Moderne. Das große Bild der Christenverfolgung — oben die Madonna und rosenstreuende Engel — ist am meisten poetisch gefaßt. Wie schön gedacht und gemalt die Episode unter den der Verfolgung erliegenden Christen! Zwei Liebende — man könnte fast an Romeo und Julia dabei denken — erscheinen unten fast in der Mitte des Bildes. Unter dem Regen der heiligen Rosen sind sie vereinigt, und wenn man Beider Jugend und Schönheit beklagen möchte, daß das fürchterliche Geschick auch sie so früh erreicht, so darf man sie doch zugleich wieder glücklich preisen, daß sie, selig liebend und fest sich umfassend, zusammen sterben. — Nicht ohne Interesse ist ferner von Timoteo Viti d'Urbino, einem Schüler Raphael's, eine Magdalena. Auch die Kreuzigung von Guido mag man wohl als eins seiner besten Bilder nennen. Uebrigens findet sich freilich auch eine Menge schlechter Bilder hier. Wann wird einmal die wahre Sündfluth kommen für schlechte Bilder und schlechte Bücher!

Man führte mich hierauf zum Palast Palleoti, welcher ebenfalls eine ziemlich zahlreiche Gallerie enthält. Der jetzige Besitzer, ein Herr P. Sangiorgi, öffnet gern diese Säle den Fremden, da er die Bilder allmählig zu verkaufen wünscht. Des Mittelmäßigen ist viel hier, doch auch einiges Gute. Zu dem letztern rechne ich besonders ein Brustbild der Madonna mit Landschaftshintergrund — höchst wahrscheinlich vom Vater Raphael's. Es erinnerte mich die Behandlung sehr an das große Bild dieses Meisters auf der Gallerie Brera in Mailand. Der Ausdruck des Gesichts ist edel und schön, und die zum Beten zusammengelegten Hände sind sehr zart ausgeführt. Für die mäßige Summe von sechzig Napoleond'or wäre es wohl zu haben gewesen. — Merkwürdig sind auch die Bildnisse Philipps II. von Spanien und seiner Gemahlin Elisabeth. Das erste soll von Tizian sein, ist aber weniger bedeutend. Das andere — ein Gesicht, was uns Schiller's Don Carlos wegen interessiren muß — ist

sehr durchgebildet gemalt und zwar von einer Frau — der Sofonisbe Anguaciolo aus Cremona. Ein kleiner Amor von Pietro Faccina ist vortrefflich gemalt. Das Bild des Glücks von Canterini nach dem bekannten Motiv des Bildes von Guido ist ebenfalls beachtenswerth, und endlich befindet sich hier noch ein sehr tüchtiges Bild von Sodoma. Alles Uebrige würde ich gern dem Besitzer überlassen.

Jetzt war es zwölf Uhr geworden und ich ging zurück zum Universitätsgebäude, um der Sitzung der medicinischen Sektion der Akademie beizuwohnen. Die Versammlung in einem einfachen Parterre-Lokal war nicht sehr zahlreich. Da es doch bei solchen Gelegenheiten nie an etwas Langweiligem fehlen darf, so hielt zuerst ein Arzt einen ausgedehnten geistlosen Vortrag über ein bösartiges Wechselfieber. Er wurde nichts desto weniger am Schlusse, wie das so in Italien gewöhnlich ist, durch allgemeines Applaudiren belohnt. Ein anderer Vortrag hingegen von einem jungen Mann, Professor Calori, über das Nervensystem der Schlangen, interessirte mich sehr, und interessanter war es dem Verfasser, mich, dessen Arbeiten er gerade bei seinem Aufsatze mehrfältig citirte (die französische Uebersetzung meiner vergleichenden Anatomie hat mich in Italien jetzt sehr bekannt gemacht), bei seiner Vorlesung gegenwärtig zu sehen. Alessandrini war Vorsitzender und die Akademie publicirt regelmäßig ihre oft sehr interessanten Arbeiten.

Nach Beendigung der Sitzung wollte ich noch die Gallerie im Palast Mareschalchi sehen; doch ehe wir dorthin kamen, erbot sich noch der Bediente vom Platz, mich in die Sammlung nubisch-ägyptischer Alterthümer zu führen, welche ein hiesiger Arzt, **Dr.** Ferlini, vor etwa vier Jahren mit aus Aegypten zurückgebracht habe. Ich trat ein — **Dr.** Ferlini war leider nicht selbst zu Hause. Ein junger Mohr, den er auch von dort mitgebracht hat, öffnete die Zimmer, und es kam dann die Schwester Ferlini's, ein unterrichtetes und artiges Frauenzimmer, um diese Schätze durch ihre

Beschreibungen zu erläutern. In dem ersten Zimmer sieht man nächst dem Modell der Pyramide, in welcher jene Schätze gefunden worden sind, eine Anzahl ausgestopfter ägyptischer Thiere: Ibis, Geier, Ichneumons u. s. w. ohne viel Werth. Im zweiten Zimmer liegen die Schätze selbst ausgebreitet; daneben schöne silberne orientalische Waffen, nubische Kleidungsstücke und andere Seltenheiten. Die Art, wie Ferlini — durch ein gewisses Vorgefühl getrieben — den Gewinn vieljähriger Arbeit und sein eigenes Leben daran setzte, dergleichen Auffindungen zu machen, ist höchst merkwürdig; die Schätze selbst, welche in einer obern Zelle jener Pyramide entdeckt wurden, sind sehr kostbar. Eine Menge schwerer goldener Ringe mit Hieroglyphen; merkwürdige schöngearbeitete goldene Armbänder mit mystischen Figuren; sonderbare goldene Amulete und zierlich gearbeitete bronzene Gefäße; kurz, es hat mich im höchsten Grade interessirt, daß ich diesen Sachen eine recht genaue Betrachtung widmen konnte. Welche Zeit lag wieder zwischen dem des Verfertigens dieser sonderbaren Gebilde und der unsrigen! Eine kleine Abhandlung mit Abbildungen, welche Ferlini herausgegeben hat unter dem Titel: „**Relation historique des fouilles opérées dans la Nubie par le Dr. Joh. Ferlini de Bologne, Rome 1838**“ habe ich nicht verfehlt, mir zu kaufen und mitzunehmen. [1]

[1] In den Wiener Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst (Anzeigeblatt Nr. XCVI. vom J. 1841), allwo auch bereits ein einzelnes Bruchstück dieses meines Tagebuchs abgedruckt worden ist, habe ich die Uebersetzung der Geschichte dieser Auffindungen mitgetheilt — eine Geschichte, welche durch Darlegung der beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmung Ferlini's und die endlich doch noch, trotz aller mangelnden Anzeigen, gleichsam nur wie mittels eines bestimmten Vorausahnens gelungene Auffindung dieser Schätze sehr interessant ist. Ich verweise meine Leser darauf, sie dort selbst nachzusehen, und will hier nur einige Betrachtungen wiedergeben, mit welchen ich die Geschichtserzählung selbst dort eingeleitet hatte. Es sind die folgenden:

„Die gefundenen Schätze Ferlini's haben keineswegs verfehlt, die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich zu ziehen, um so mehr, da vielen andern Reisenden, die mit großen Mitteln ausgerüstet und von

Noch war also der Palast Mareschalchi zu sehen übrig. Er enthält eine noch weitläuftigere Gallerie als der Palast

Regierungen beauftragt, Forschungen anzustellen, wie z. B. dem kenntnißvollen Rosselini, es nicht gelungen ist, irgend etwas Bedeutendes von goldenen Arbeiten zu entdecken. Es hat sogar Se. Majestät der König von Baiern bereits einen kleinen Theil von Ferlini's Schätzen um eine bedeutende Summe für die Münchner Gallerien an sich gebracht; doch alles Dies war nicht, was mich gerade an dieser Auffindung besonders interessirt hat. Das Interesse, was sie mir einflößte, kam insbesondere — von der psychologischen Seite.

Ich verfehlte nämlich nicht, die Geschichte der Entdeckungen des Dr. Ferlini genauer mir bekannt zu machen, und zweierlei mußte dabei gar bald die ganze Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich ziehen, der gewohnt ist, nicht bloß an die Außenseite der Erscheinungen sich zu halten. Erstens nämlich, daß in einem Manne, welcher zwanzig Jahre als praktischer Arzt, bald in Albanien, bald in Griechenland, bald in Aegypten ein sehr beschäftigtes Leben geführt hatte, nun, nachdem er mit erworbenen leidlichen Glücksgütern nach seiner Heimath zurückkehren konnte, mit einem Male der bestimmte Trieb erwacht war, unter jenen geheimnißvollen Resten eines grauen Alterthums nach Merkwürdigkeiten und Schätzen zu suchen, selbst auf die Gefahr hin, das mühsam Erworbene Alles wieder zu verlieren; zweitens aber, daß dieser ganze anhaltlose Zug, welcher bloß auf einem dunkeln Vorgefühle beruhte, trotz aller Widerwärtigkeiten und nachdem es bereits schien, daß alle Hoffnung aufgegeben werden müsse, doch wirklich zu einem so glänzenden, reichlich lohnenden Resultate führen konnte.

Muß man nun auch einräumen, daß hier dieser ganze Vorgang der Ahnung in eine tiefere Sphäre herabgezogen erscheint, da es allerdings bei Ferlini sich zunächst wirklich nur um Auffindung besonders kostbarer Gegenstände handelte; nichts deste weniger bleibt indeß dieses bestimmte Vorgefühl und das vollkommene Bestätigtwerden desselben durch jenen Fund ein psychologisch merkwürdiges Faktum. — Allerdings wenn ein Columbus, mit einem ähnlichen bestimmten Vorgefühle vom Dasein transatlantischer Länder, Alles daran setzt, Jahre lang Hohes und Niederes bewegt, um seine Plane zur Ausführung zu bringen, und endlich wirklich einen vierten Welttheil entdeckt, dann finden wir uns mehr angeregt, jenes schönen Schiller'schen Spruchs zu gedenken:

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, hält der and're gewiß."

Und doch war es auch bei Columbus ursprünglich mehr der Instinkt, das unbewußte Vorausahnen, es müsse seinem Bestreben die Wirklichkeit entgegenkommen; auch ihm, wenn er an Vortheile einer möglichen Entdeckung dachte, waren es bei weitem mehr materielle, nahe liegende, seine eigene und die Bereicherung der Krone in's Auge fassende, als daß ihm schon wirklich im Geiste erschienen wäre das Fortbilden europäischer

Palleotti in vielen sonst sehr wüst aussehenden Zimmern. Alles im Verfall! Auch hier sucht man die Bilder so gut als möglich in's Geld zu setzen. Manche der bessern sind schon fort. Graf Mareschalchi war unter Napoleon Minister, und der Sohn lebt jetzt wegen eines großen obschwebenden Prozesses in Rom.

Ich wurde zuerst in einen großen verstaubten Saal geführt, worin ein altes Billard stand. An den Wänden sieht man mehrere, aus den Mauern eines untern Gartensalons gesägte und auf Leinwand gezogene Fresken von Guido und von Tibaldi (geboren zu Bologna 1577). Sie stellen lebengroße allegorische Figuren dar und sind nicht ohne Werth. Die beiden Gestalten von Guido: die Luft und das Feuer, gehören sicher zu den besten, die man in dieser Art von Guido hat; sie sind in einem breiten und großartigen Style behandelt. Sodann findet man in dem ersten anstoßenden Zimmer eine große Copie von Genari, einem Schüler des Guercino, nach diesem Meister. Es stellt die Susanna im Bade dar. Früher hatte man auch das Original hier; es ist aber nach England gewandert. Indessen auch die Copie ist sehr ausgezeichnet und die nackte schöne Frau mit ihren zwei Badedienerinnen nimmt sich in dem ernsten markigen Colorit des Guercino sehr gut aus. Ferner fand ich hier ein Bild von Guido, das man wohl für den ersten flüchtigen Entwurf der Kleopatra im Palast

Menschheit in einem transatlantischen Welttheile. Kurzum, wir kommen immer wieder darauf zurück, daß in dem Geiste ein Ahnen liege, die Möglichkeit des Vorausschauens eines Künftigen und eines Bestimmtwerdens durch ein Etwas, das noch nicht ist, oder mindestens für uns jetzt noch nicht ist — und das ist dann eben Dasselbe, was in der Thierwelt schon mächtig sich regt, was den wandernden Vogel auf seinen Reisen geleitet, und was der vom Neste weit weggeführten Taube den Weg zu ihrer Brutstätte auf fünfzig und mehr Meilen mit Sicherheit anweist. — Es ist daher interessant, wo wir im Leben des Menschen auf solche Thatsachen treffen, sie wohl zu beachten und zu bewahren; und als eine Thatsache dieser Art dürfen wir allerdings jene Auffindungen Ferlini's betrachten.

Pitti halten darf. In mehrerer Hinsicht gefiel es mir fast besser als das etwas zu nebulose schöne Bild in Florenz. Aus allem übrigen Wust von Bildern, worunter gar wenig von einigem Belang, muß ich doch, bevor ich die Erwähnung dieser Sammlung verlasse, noch eins, nicht sowohl wegen seines besondern Verdienstes, sondern wegen seines psychologischen Interesses, auszeichnen. Es war nämlich von dem bekannten minutiös langweiligen Maler Balthasar Tenner ein Pilger (etwa ⅓ Lebensgröße), welcher im Sturme, der Meer und Land bewegte, sich an eine Eiche stützt. Der Gedanke war so ganz sentimental modern poetisch, daß man ihn bei Tenner gewiß am wenigsten gesucht hätte. Es hat mir indeß schon manchmal im Leben Stoff zu Betrachtungen gegeben, wie zuweilen in wirklich sonst ganz unpoetischen Naturen plötzlich durch irgend ein — und zwar gewöhnlich schmerzliches — Ereigniß die in allen Menschen liegende, nur oft dick verdeckte Dichterader aufspringt, freilich aber dann mitunter auch etwas ungeschickte Produkte zu Tage fördert!

Um 3 Uhr fuhr ich nun mit der Novello und ihrer Mutter zu Rossini; denn auch diese Individualität, der ich doch im Leben manche Anregung und manchen Genuß zu danken gehabt habe, wünschte ich, da es die Gelegenheit gab, in das Album dieser Reise eintragen zu können. Rossini, der sich dieser Sängerin hier mit, wie sie sagte, fast väterlicher Sorgfalt angenommen hatte, war auch bedacht gewesen, ihr hiesiges Engagement in aller Beziehung sicher und vortheilhaft zu stellen und heute eben sollte bei ihm der Contrakt gezeichnet werden.

Rossini besaß früher in Bologna einen großen Palast, den er vor einiger Zeit verkaufte, als ihn der Tod seines Vaters so tief erschüttert hatte, daß er nach Neapel ging, um sich zu erholen. Jetzt bewohnt er einen jener weitläuftigen, halb verödeten und verrotteten Paläste, welche hier wie in Rom den Verfall der vornehmen Familien

bezeichnen. Es war wunderlich zu sehen: diese prachtvollen Freitreppen mit großen Statuen und Reliefs; diese Säulen- und Bogenstellungen nun mit allen Zeichen langer Vernachläßigung und vorrückenden Verfalls; diese weiten Vorsäle mit alten bestoßenen Thüren und schlecht oder gar nicht schließenden Fenstern; diese bestäubten Teppiche und halbzerbrochenen Bänke!

Als ich zu Rossini eintrat, war noch der Sänger Iwanoff, den ich in Venedig gehört hatte, der Theater-Direktor und ein Marchese, der Intendant des Theaters, bei ihm. Sein Wohnzimmer war auch ein weiter Saal, worin einige große Tafeln umherstanden, mit mancherlei Geräth, Schreibereien und Noten bedeckt; darunter auch einige Waffen, ein Paar große, silberbeschlagene Pistolen und einige Dolche. Rossini selbst, mit den eigenen ernsten prägnanten großen Zügen, starkem schwarzen Backenbart und von großer Statur, mit ziemlichem Embonpoint, dabei aber mit krankem Aussehen, kam mir sehr freundlich entgegen, und bat mich, nur etwas zu verziehen, bis er habe den Contrakt unterzeichnen lassen und die Uebrigen dann entfernen könne.

Auch bei solcher Ceremonie sollte ich also einmal auf dieser Reise gegenwärtig sein! Die Unterzeichnung ging feierlich vor sich und die Herren entfernten sich, doch nicht, ohne daß der Theaterdirektor zuvor ehrerbietig die Hand Rossini's geküßt hätte. Rossini, der zwar jetzt selbst gar nicht mehr Musik treibt (er hat nicht einmal mehr ein Fortepiano im Hause), der aber doch immer als die erste Autorität Italiens in allen diesen Angelegenheiten verehrt wird. Eben wollten wir uns nun zum Gespräch setzen, da kam noch eine Art Hausmann von seiner großen Villa in der Ebene von Bologna herein, und es war mir jetzt interessant, den Coryphäen dieser modernen Musik in dem vollen, barbarischen Patois des hiesigen Volks, einer wahren Carrikatur des Italiänischen, noch allerhand ökonomische Angelegenheiten

über Wein- und Oelvorräthe u. dergl. verhandeln zu hören. Was unſere Geſpräche betraf, ſo wendeten ſie ſich bald auf ſeine Geſundheit. Mein Rath ſollte über Manches, was man ihm ſchon empfohlen hatte, entſcheiden. Geht es doch ſo! Alles, was einen reiſenden Arzt ſo unterwegs findet, pflegt ihn zu benutzen! Verlangte doch noch der Poſtillon, der mich die erſte Station von Florenz gefahren hatte, aber, wie ich nicht ohne Lächeln bemerken mußte, wohlweislich erſt, nachdem er ſeine Bezahlung empfangen hatte, einen ausführlichen Rath für ſeine kranke Frau! — Für diesmal ſagte ich Roſſini nach dieſen Beſprechungen Lebewohl.

Wir fuhren nun wieder zu unſerm Hôtel zurück, ſpeisten bei ganz heiterer Unterhaltung an der Wirthstafel, und auch die Sängerin, wie vorher der Componiſt, ſchien nicht abgeneigt, mein Haus in Dresden dereinſt aufzuſuchen. Nach Tiſch wollte ich noch einen Blick auf die Umgebungen von Bologna thun und man ſchlug mir San Michele al boſco als den geeignetſten Ort hiezu vor. Ich fuhr hin. Es liegt dies verlaſſene wüſte Olivataner Kloſter ganz nahe bei der Stadt. Der Hügel, auf dem es Stadt und Gegend dominirt, iſt nicht hoch; halb fuhr ich hinauf, halb erſtieg ich ihn zu Fuß. Ein junger zartgrüner Raſen umgab das große weitläuftig-öde Gebäude, am Abhange ſaßen als zufällige Staffage ein Paar der ſchwarzen Abbates mit ihren wagerechten dreieckigen Hüten, wie man ihnen hier überall begegnet, und dahinter breitete ſich dieſes wieder ſo ganz eigenthümliche Bologna mit ſeinen Kuppeln und Thürmen vor der mächtigen weiten und breiten am Horizont ganz wagerecht abſchneidenden lombardiſchen Ebene aus. Ich ſtand lange in Betrachtung dieſes Bildes verſunken. Die Stadt ſelbſt hat ſo eine ganz andere Phyſiognomie, als z. B. Florenz: ihr eigener röthlicher Farbenton; ihre mehr ſchlanken Kuppeln und die Menge der Thürme, unter denen die Torre Aſinelli durch ihren einfachen feuereſſenartigen Bau und ihre ſehr bedeutende Höhe ſich auszeichnet (ſie verdeckt von dieſem

Standpunkte den noch seltsamern, aber eben so einfach construirten schiefen Thurm: die Carisenda, welche Dante schon zu einem Gleichniß brauchte), dies Alles giebt diesen wagerechten, hingedehnten Häusermassen ein so ganz besonderes Ansehen. Wirklich aber fast abenteuerlich erschien mir das ungeheure grüne, in blauliche Ferne sich verlierende Meer der lombardischen reichbebauten Ebene. Einen ganzen großen reichbebauten Landstrich in dieser absoluten wagerechten Ausdehnung des Bodens am Horizonte gleich der offenen See abschneiden zu sehen: es ruft lebhaft den Gedanken an den alten Meeresstand in dieser langen Einbuchtung des adriatischen Meeres hervor. Uebrigens sind die benachbarten Hügel dieses verlassenen Klosters sämmtlich reich bebaut und mit schönen Villen geschmückt. Alles grünte und blühte in der prächtigen warmen Sonne und unter dem weiten blauen Himmel; die Eichen hatten schon große Blätter und ihre Blüthenkätzchen waren entwickelt; die Natur athmete das köstlichste Frühlingsleben. Ist doch hier in Bologna ein frischeres Blut als in Florenz! Ich sah sehr anmuthige Gesichter mit schöner Incarnation, geistvollen Augen und dunkeln Locken umwallt. — Dem Lord Byron soll Bologna vor Allem in Italien gefallen haben. — Nächst der Seidenzucht ist der Hanfbau hier fast der einzige Zweig der Industrie. Das Volk fühlt, daß freilich viel mehr in dieser Hinsicht geschehen könnte, aber eine zahlreiche Garnison von Schweizermilitär, welche Se. Heiligkeit hier unterhält, stellt eine vollkommene Zufriedenheit her.

Ich ließ mir auch noch das Kloster selbst aufschließen, fand aber nichts als ein weites wüstes Gebäude im völlig gleichgültigen Styl, mit Resten unbedeutender Malereien, übrigens der Luft und den Winden ganz Preis gegeben. Ein Hospital, ein Irrenhaus oder eine große Fabrik würden hier sich trefflich unterbringen lassen; doch von allem Dergleichen ist in den päbstlichen Staaten nicht leicht die Rede.

Zurückgekehrt nach der Stadt ließ ich mir noch das

alte Universitätsgebäude zeigen. Bologna ist bekanntlich die älteste Universität und nach Einigen schon im Jahr 425 von Theodosius d. J., nach Andern doch erst 1116 gegründet. Wie interessant würde es daher sein, wenn von den alten Gebäuden noch etwas Bedeutendes vorhanden wäre; aber im Strom der Zeiten ist das Alles umgebaut, und jetzt, wo eben wieder Restaurationen vorgenommen werden, erscheint das Gebäude ganz im gewöhnlichen ältern verschnörkelten italiänischen Styl; nur eins hat sich aus den alten Zeiten erhalten: die Verzierung der Vorhallen und Treppen mit lauter ausgehauenen, buntgemalten Wappen aller der Studenten aus adelichen Häusern, welche früher die Universität besuchten und hier ihr Gedächtniß stiften durften. Der Ruhm der Universität war aber früher so groß, daß aus allen Gegenden Lehrbegierige zuströmten und die Zahl der Studenten wohl zuweilen bis auf zwölftausend stieg; man kann daher auf die Menge von Wappen schließen. Haben doch selbst Frauen hier vom Katheder gelehrt: eine Clotilde Tambroni griechisch, und Laura Bassi Philosophie — ich möchte wohl wissen, ob die des Plato?

Nicht weit von diesem alten Universitätsgebäude ist die schöne alte Kirche St. Petronio, und ich verfehlte nicht, sie zu betrachten. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist in echt gothischem Style erbaut, nur leider gegen das Chor hin durch ein absurd modernes Bauwerk von Altar verunstaltet. Auf ihrem Fußboden ist die große Mittagslinie des Cassini in eingelegten Messing gezogen und eine im Kirchengewölbe wie ein Stern erscheinende Oeffnung läßt genau um Mittag das Sonnenbild auf diese Linie fallen. Zwei treffliche Pendeluhren nicht weit davon dienen den durch die Kirche Gehenden gewöhnlich zum Richten ihrer Taschenuhren, und freilich möchte man lieber diese zur Richtschnur nehmen, als den „vollkommenen Ablaß", welcher daneben durch die Inschrift an einer der Kapellen

ausgeboten wurde. Es sah prächtig aus, wie von den hohen Fenstern des Kreuzganges her das schräg einfallende Licht der Abendsonne die schlanken Pfeiler erleuchtete und an den mächtigen Kreuzgewölben wiederglänzte; es wäre für Architekturmaler eine reiche Aufgabe gewesen!

So blieb mir denn nun noch übrig, heute Abend einen Blick in das Stadttheater zu thun. Ich ging um halb 9 Uhr dahin. Das große Haus ist trefflich in einem schönen Styl des Palladio ausgeführt. Die großen Bogenstellungen der Logen, welche überall mit schönen Drapperien geschmückt sind, geben einen reichen und edlen Anblick. Alle Logen des ersten und zweiten Ranges sind von einzelnen Familien hiesiger Nobili fortwährend in Beschlag genommen, und in der eigentlichen Theatersaison (September bis November) erscheint Alles im Theater nur im reichen Salon-Costüm und empfängt und giebt Visiten in den Logen. Ich selbst befand mich in einer schönen Loge des ersten Ranges der Familie Pallavicini. Die Familie ist abwesend und man überläßt dann wohl der Dienerschaft, Plätze an Fremde zu verkaufen. Eine **Opera buffa** wurde jetzt alle Abend gegeben: „**Eran due, or son tre,**“ Musik von Ricci. Das Stück war unbedeutend: die bekannte Geschichte, daß Einer, dessen Frau mit Zwillingen gesegnet war, eins davon aussetzen will, aber ergriffen wird und noch ein anderes, vorher von Andern ausgesetztes Kind auch mitnehmen muß. Hiezu war nun noch die Geschichte einer heimlichen Heirath, es waren ein Paar widerspenstige Väter und dergleichen beigemengt; aber gespielt und gesungen wurde doch Alles sehr gut. Die Leute waren sämmtlich fest und geschickt; man konnte sagen: sie verstanden das Handwerk, was man bei uns nur zu häufig vermißt. Das Orchester war auch gut und weit besser als in Florenz; das Publikum aufmerksam und freigebig mit Beifall.

Nach dem Ende des ersten Aktes ging ich nach Hause

und fand dort noch manche interessante literarische Geschenke von Alessandrini und Calori.

Kurz, ich trage von diesem einen Tage in Bologna reiche Erinnerungen mit fort.

Verona, den 24. April, früh.

Ich habe gestern einen Schritt wie mit Siebenmeilenstiefeln gegen die Heimath hin gethan. Von Bologna nach Verona sind nach der Karte 22 Meilen und ich befand mich doch schon gestern Abend gegen halb 9 Uhr hier auf meinem Zimmer im Albergo gran Parigi, nachdem ich früh nach 5 Uhr erst aus Bologna gefahren war. — Ach, wie grau wurde doch schon Abends der Himmel, wie kalt wehte der Regen bringende Wind! Ich muß gegen Wind und Regen schon wieder die Wagenfenster schließen und aller italischer Reiz bleibt mehr und mehr zurück.

Es ist doch ein wahres grünes Meer, diese weite wagerechte lombardische Ebene, die ich gestern so quer durchschnitten habe. In endlosen Krümmungen dehnt sich der glücklicher Weise überall sehr gute Weg zwischen dem Einerlei der Felder mit Ulmen und Reben eingefaßt, zwischen Wiesen und Sumpf und einzelnen Poderien dahin. Anfangs, gegen Modena hin, hat man noch südlich die hohen beschneiten Apenninen in der Ferne und gegen Verona hin tauchen dann die hohen Alpen im Norden auf. — An der österreichischen Douane war man diesmal sehr artig, und durch die dem Fremden so bedrohlich und ernst erscheinende Festung Mantua konnte ich ohne andern Aufenthalt als dem des Wechsels der Pferde hindurcheilen. Diese Stadt hat etwas Wüstes und Aermliches und liegt mit ihren weiten Bastionen zwischen Sumpf und grünem Weiden- und Erlengebüsch recht wie eine Schlange im Grase. Sehr eigenthümlich ist der Rückblick nach der Stadt, wenn man gen Verona hinausfährt, auf den langen Mühlendamm, durch welchen der zum kleinen See aufgestaute Mincio mit grünen klaren Wellen hindurchströmt.

Es freute mich, die artige Novello, welche mit ihrer Mutter in der schweren Diligence schon um 4 Uhr von Bologna aufgebrochen war, an der modenesischen Douane noch einmal einzuholen. Zwischen den vier großen Brückenthürmen stand der gewaltige Postwagen wie ein Haus, und die Douaniers kletterten auf Leitern daran wie an einem Schiffe umher. Schneller war ich expedirt, und als ich an ihr vorbeifuhr, bog sie sich noch einmal zierlich aus dem Schlage und melodisch und deutsch klang mir das „glückliche Reise!“ nach — ein Ton, mir so um so lieber und unerwarteter, als ich Tags zuvor nur französisch mit ihr mich unterhalten hatte. Ich nahm es wie ein gutes Omen mit!

Roveredo, den 24. April, Abends.

Doch wieder ganz eigenthümliche Erscheinungen, welche mir dieser Tag gebracht hat. Früh erst das alterthümliche Verona und Nachmittags den Eindruck eines sonnigen schönen Frühlingstages in voller Blüthenpracht in einem südlichen Eingangsthale der Alpen. Ich zeichne hievon auch noch auf, was irgend etwa am leichtesten in flüchtigen Worten sich festhalten läßt.

Früh hatte ich in Verona mir einen Mentor zu einer Tour durch die Stadt verschafft. Der Mann, als ob ich in Allem den Abschied von Italien fühlen sollte, sprach ein fatales Französisch und wollte sich gar nicht dazu bringen lassen, mit seinem Italiänisch herauszugehen.

Ich hatte Verona vor dreizehn Jahren gesehen, aber damals lag es für mich am Eingange von Italien und wirkte deßhalb bedeutend. Wenn man tiefer aus Italien hieher heraufkommt, wirkt es freilich anders! Es hat nicht das Nette des angenehmen Bologna; dort sind die Straßen breit und hell, fast alle mit schönen Arkaden eingefaßt, unter welchen man die Stadt, immer trocken und im Schatten durchwandelt; hier sind die Straßen eng und oft schmutzig, die Häuser meist unbedeutend; auch hat es nicht den historisch-ernsten Charakter wie Florenz, es fehlen ihm große mächtige Gebäude wie der Dom, der Palazzo vecchio und Palazzo Pitti, und man vermißt ganz die großen castellartigen Paläste der Nobili. Ueberdies war nun jetzt ganz Verona angefüllt mit österreichischem Militär. Oberhalb der Stadt ist eine mächtige Citadelle aufgeführt worden, offenbar, um die Gefühle der Anhänglichkeit an den Kaiser zu steigern. Ueberall sieht man Kasernen angelegt, und überall begegnet

man, bald in Uniformen, bald in Leinwandkitteln, Soldaten; bald böhmischer, bald ungarischer, bald deutscher Zunge. Mein Lohnbediente sagte, als ich ihm dies bemerkte: „mais on entend beaucoup de Musique!“ und mir fiel dabei ein, was jener alte österreichische General in der Schlacht einem jungen etwas zurückweichenden Offizier zurief: „o, mein Herr! lernen Sie sterben für Aerarium!“

Wir wanderten zuerst nach der Kathedrale, diesem uralten Bau, zu welchem schon die Mutter Karls des Großen, dessen Gemahlin und Tochter, deren drei Bildnisse sich noch über dem Eingange eingehauen finden, beigetragen haben. Sie ist nicht groß, aber doch wirkt ihr mit den Figuren der Helden Karls des Großen gezierter Vorbau, mit den schlanken Marmorsäulen und den abenteuerlichen Gestalten des Löwen und des Greifen, auf denen sie ruhen, so wie überhaupt die ganze byzantinische, in gelb und weißem Marmor ausgeführte Architektur auf bedeutende Weise. — Innen sieht man zu sehr die modernen Einwirkungen und den spätern Baustyl.

Ich ging dann über die alte Brücke der Etsch, dieselbe, unter deren Brückenbogen noch einige das alte Römerwerk zeigen und einst von Vitruv aufgeführt worden sind. In der Kirche San Giorgio, welche da drüben liegt, existiren ein Paar interessante Bilder, eins von Paolo Veronese und eins von Carotto. Unglücklicherweise sollte des andern Tages das Fest des Heiligen sein, und die Altäre waren dermaßen mit Wachskerzen besetzt, daß man von beiden Bildern, zumal dem erstern, so viel als nichts sah. —

Ferner trieb es mich den Garten der Familie des Grafen Giusti wieder zu sehen, welcher mir vor dreizehn Jahren zum ersten Male das Bild italiänischer Vegetation versinnlichte. Jetzt wo mir die Erinnerung an den Boboligarten von Florenz noch so lebhaft war, kam er mir freilich so ganz anders vor. Wie dünn und mager diese Cypressen

gegen die Fülle der florentiniſchen; wie ſpärlich dieſe Lorbeerhecken. Nur da oben am Felſen, wo man auf der Terraſſe ſich der Ausſicht auf Stadt und Land erfreut, iſt es doch immer noch ſehr anmuthig! — Ich denke übrigens bei ſolchen Begegniſſen allemal daran, zu wie viel Betrachtungen eine Wahrnehmung dieſer Art führen könne: ob es etwa nicht eigentlich ſchlimm ſei, etwas Beſſeres zu erfahren, weil dann ein früher gekanntes Gute uns nur unbedeutend erſcheint u. ſ. w.; aber ich beſchwichtige bald mich ſelbſt mit der Ueberzeugung, wie jedes reichere ſchönere Erlebniß uns ſelbſt innerlich reicher und ſchöner werden läßt. Und was ſchadet es dann, daß uns ein anderes nicht mehr ſo genügen will? Iſt etwa der Wilde glücklich, weil jede Korallenſchnur ihm ein unſchätzbares Beſitzthum ſcheint?

Wieder im andern Stadttheile jenſeits der Etſch ſah ich nun die Carmeliterkirche, ziemlich von gleichem Styl mit der Kathedrale, und eine intereſſante Copie von Garofalo nach einer Raphael'ſchen Madonna enthaltend. Nicht weit von dieſer Kirche iſt die Piazza dei Signori, welche mit der kleinlich bunten Architektur ſeiner Gebäude mir immer den Gedanken giebt, alle die alten veroneſiſchen Nobili müßten Kaufleute und zwar keine ſo großartigen als die venetianiſchen geweſen ſein. Auch die Grabmäler der Scaliger ſah ich wieder; die freiſtehenden Sarkophage ſo mitten in der Stadt und die großartigen gothiſchen Ornamente ihrer Umgebungen — es wirkt doch durchaus auf bedeutende Weiſe! Dann hinaus in den weitern offenern Theil der Stadt zu der großen prächtig erhaltenen Arena! Die Bude des Tagtheaters, welches früher einen Theil des Amphitheaters verunzierte, hat man glücklicher Weiſe jetzt weggeräumt und die Größe dieſes alten Römerbaues wirkt nun mit voller Kraft auf den Eintretenden. Dabei war es wieder das herrlichſte Wetter geworden und die Ausſicht von den obern Stufenreihen nach den ſchneebedeckten Alpen war von einer Klarheit und einem Licht, wie man es nur an der Südſeite der

Alpen sehen kann. Uebrigens nicht flüchtigen Besuch wie das vorige Mal, sondern lange Betrachtung, aufmerksames Umherwandeln auf den alten Stufenreihen, ja sorgfältiges Zeichnen einer Durchsicht durch die offenen Bogen über der obersten Stufe nach den Alpen hin habe ich diesmal diesem wohlerhaltenen Werke gewidmet, und noch im Fortgehen trat ich in das kleine antiquarische Gewölbe, welches in dem rohen Gemäuer neben dem Eingange entstanden ist und kaufte von den mannichfaltigen dort feilgebotenen Versteigerungen aus dem Monte Bolca einen schönen Doppelabdruck eines vorweltlichen Fisches.

Bis hieher war ich der Geschichte gefolgt, nun sollte ich auch der Tradition folgen. Ich sollte mir das Grab der Julia und des Romeo, der vielbeweinten Beiden, zeigen lassen.

Man geht da vom Amphitheater hinaus in die Vorstädte; immer stiller und einsamer werdend führt ein Weg zwischen Gärten hinaus, wo das jetzt aufgehobene Franziskanerkloster liegt, allwo der Sage nach die scheintodte Julia beigesetzt worden ist. Es gab mir eine eigene Empfindung, als ich an der alten Pforte stand, während der Bediente vom Platz fortgegangen war, um Jemand zu rufen, daß er öffne. Mit wie verschiedenen Regungen mögen schon so Viele hier gestanden haben! Einer mit kritischen Waffen, um die Nichtigkeit der ganzen Erzählung darzuthun; Einer mit dem unbedingtesten Glauben und innigster Verehrung für diese Märtyrer der Liebe; Einer, der nur die Merkwürdigkeit der Lokalität in seiner Mappe festzuhalten gedenkt, und wieder Einer, der wohl gar mit Stücken Stein von Julia's Sarge einen einträglichen Handel zu treiben beabsichtigt! — Aber muß denn nicht schon Shakespeare's Drama an irgend einem Boden haften! Ist nicht *hier* der Boden, auf welchen der Dichter sein Liebespaar versetzt, und liegt nicht bei Dingen dieser Art Alles in der Idee, und ist darum dieser Boden minder wichtig, weil sich nicht

mit letzter Bestimmtheit ausmitteln läßt, ob hier einmal eine Julia begraben wurde?

Da öffnete sich nun das alte Thor und ich trat in einen kleinen Raum nicht besser als der Winkel eines Bauernhofs — Stroh, alte Breter u. dergl. umherliegend; aber an den Wänden zeigten sich die Reste alter Frescomalereien, einzelne Theile von Heiligenbildern waren ohne Mühe unter dem Staube zu erkennen und bewiesen, daß dieser jetzt offene und wüste Raum früher die kleine Kirche des Klosters gewesen war. Hier steht denn an der Wand der alte steinerne vielfach ausgebrochene Sarkophag (nur erst seit ein Paar Jahren hat man strenger verboten, daß Reisende nicht mehr Stücke abschlagen dürfen) und daneben liegen zerbrochen die steinernen Säulchen, auf denen er, wie die Sarkophage der Skaliger noch jetzt, sonst im Campo santo des Klosters aufgestellt war. — Ich ging dahin, wo dies Campo santo war und wo jetzt ein Wein- und Gemüsegarten den Pachtleuten dieser Stätte seinen Ertrag liefern muß. Es war so still, so sonnenwarm dort, die Weinranken schlugen eben erst aus, dichter Epheu umrankte die Mauern der alten Klostergebäude, Bohnen und Kohl und Artischoken gediehen prächtig und üppiger Klee wuchs aus dem jungen Rasen. So treibt jedes Frühjahr hier neue Sprossen aus dem Boden dieser seltsamen Stätte, wie jede wiederholte Betrachtung der Shakespeare'schen Dichtung in unserm Gemüth das Gedächtniß der beiden unglücklichen Glücklichen immer wieder erneuert! —

Noch wollte ich auch San Zeno, die älteste Kirche Verona's, wieder sehen. Sie liegt ziemlich entfernt und auf dem Wege dahin kam ich an dem alten Castell, vom Can grande erbaut, vorüber. Wie malerisch erscheint die hinter dem Castell in gleichem Festungsstyl wie das Castell erbaute, mit zackigen Zinnen an ihren Seiten verzierte Brücke über die Etsch! Mit dem Castell zusammen könnte das ein interessantes Bild geben. Was die Kirche betrifft, so hat auch

sie, wie die Kathedrale, denselben Vorbau, dieselben schlanken Marmorsäulen und die gleichen aus den Zeiten Pipin's stammenden rohen Skulpturen. Wunderlicher Weise zeigt die Einfassung der Fensterrose über dem Eingange das Rad der Fortuna mit einerseits aufsteigenden, andererseits fallenden Gestalten. Auch spricht man von einem Tempel der Fortuna, der hier gestanden haben soll, doch ist in jener frühen christlichen Kunst überhaupt die Verbindung heidnischer Vorstellungen mit den kirchlichen etwas Gewöhnliches.

Sehr schön und alterthümlich wirkt das Innere dieser Kirche; die alten hohen byzantinischen Säulen, die cassetirten Verzierungen des einfach aufgesetzten Holzwerkes vom Dach, die breite Treppe, welche gegen den Hochaltar hinaufführt, zu beiden Seiten die Stufen hinunter in die Crypta; dann diese untere Kirche selbst mit dem Grabe des heiligen Zeno — es versetzt den Beschauer gleich um viele Jahrhunderte zurück! Von einem Standpunkte fand sich das Alles zu einem schönen Bilde zusammen; ein schräg einfallendes schmales Sonnenlicht belebte den alten vergilbten Marmor der Säulen, daneben aber sah man in das Dunkel der Crypta hinauf, wo ein kleines gegen den Klostergarten aufwärts gerichtetes Gitterfenster mit eigenem magischen Lichte, oben smaragdgrün, unten violett, aus dem Dunkel heraufleuchtete. — Die Kirche enthält ein Altarbild von Mantegna. Die Franzosen hatten es einmal mit nach Paris geführt. Es hängt zu hoch, um gut gesehen werden zu können; doch kann man wohl bemerken, es walte hier derselbe strenge und herbe Styl, welcher Mantegna bei aller innern Tüchtigkeit doch großentheils charakterisirt.

So ging ich denn jetzt nach der innern Stadt zurück, durchschritt den Triumphbogen des Kaisers Gallienus, ein geschmackloses Werk des dritten Jahrhunderts, und besah mir noch Straßen und Volkstreiben, so wie einige Kirchen und merkwürdige Häuser. Unter den letztern wird ein Theil des Hauses der Capulet's noch als aus dem vier-

zehnten Jahrhundert stammend gezeigt. Die Zeit hat es sehr geschwärzt, und nur noch ein byzantinisches Bogenfensterchen, hübsch mit Laubwerk verziert, deutet auf ehemaligen Reichthum der Besitzer. Was die Kirchen betraf, so fand ich noch erwähnenswerth einen St. Rochus, einen St. Sebastian und Jakobus in der Carmeliterkirche, und eine schöne Madonna in St. Fermo und Rustico (Namen zweier in der Arena martyrisirten und später canonisirten Veroneser). Die Straßen und Märkte wurden gegen Mittag sehr belebt. Ein ganz eigener Industriezweig fiel mir auf, nämlich an vielen Orten Verkäufer mit großen Massen gebratener Aepfel, welche in Pfannen immer gewärmt dem Volke verkauft werden. Dieser Geschmack ist denn auch schon gar nicht mehr recht italiänisch.

So hatte ich denn das Bild Verona's wirklich noch einmal aufgefrischt und vervollständigt, und um 1 Uhr fuhr ich in brennender Sonnenhitze den staubigen Weg gegen die Alpen hinaus. Hinter Valdargne treten mächtige Kalkfelsen an die Etsch heran, und man fährt durch die sogenannte Chiusa di Verona. Von hier an eröffnete sich nun eine wahrhaft prachtvolle Scenerei! — Maestuos treten die großen Alpen um den Monte baldo heran; die Wolken spielten um den Alpenschnee, und wenn ihre breiten Schatten in bläulicher Tiefe über die schöngeformten hintereinander geschobenen Rücken der Berge sich legten, so ergaben sich die herrlichsten Wirkungen. Dabei nun in der Nähe des Weges Alles in Blüthenfülle! Schon waren die Eichen ganz grün, die Mandelbäume in den Dörfern hatten schon Früchte angesetzt; darunter noch einzelne Cypressen aufragend. Schön war es, wie an den nahen Bergabhängen auch unter dem wilden Gebüsch sich Alles mit Farben belebte. Da blüthen große Büsche des schönen Goldregens und des Linsenbaums, des wolligen Schneeballs (Viburnum lantana) und des Hartriegels (Cornus); da drängten sich bunte Blumen aus dem Grase unter den Büschen hervor. Von der großen

vielblumigen Maiblume waren oft ganze Felsstücke bestanden und besonders überraschte mich eine schöne große Paeonia, welche ihre weitgeöffneten dunkelrothen und wohlriechenden Blüthen aus den schön gespaltenen grünen Blättern hervor der Sonne entgegendrängte. Hätte jetzt ein Botaniker diese Gebüsche durchstreifen können, wie viel Hübsches und Seltenes würde ihm dort in die Hände gekommen sein. Dabei ferner die mannichfachen, immer wieder zur grünlichweißen Etsch herabführenden Krümmungen der Straße; an den Bergen bald Burgruinen, bald hochliegende Klöster und Kirchen, dann die malerischen Dörfer, deren Bauart weiterhin, so wie man in das südliche Tyrol eintritt, nun auch wieder deutsch wird, so daß die Häuser eben so in das Hohe und Lange übergehen, wie Statur und Gesicht der hübschen tüchtigen Männer, denen man begegnet, diese Dimensionen tragen. Das Alles hatte so viel Abwechselndes und Schönes, daß ich für die Einförmigkeit der langen gestrigen Fahrt, ja für vieles Beschwerliche der ersten winterlichen Hinreise nach Italien mich ganz für entschädigt erachte.

Aber noch ein Seltsames erwartete mich späterhin in tiefer Dämmerung, als Neumond und Abendstern mir schon hell zur Linken leuchteten: es war der Anblick des weitausgedehnten Bergsturzes von Roveredo.

Zuvor hatte mir noch der Postillon hinter Ala die auf hohen Felsen gelegene Kirche St. Valentino gezeigt, zu welcher man Lahme und Krüppel hinaufbringt, die dort oft durch ein Wunder des Heiligen schnell genesen sollen, als die ersten großen Steintrümmer am Wege mir diese mächtige, schon von Dante erwähnte Begebenheit in's Gedächtniß brachte. Es heißt im Inferno (Cant. XII.) von dieser Stelle:

„Qual è quella ruina che nel fianco
Di qua da Trento l'Adice percosse,
O per tremuoto, o per Sostegno manco;

Che da cima del monte onde si mosse,
Al piano è si la roccia discoscesa,
C'alcuna via darebbe a chi su fosse:
Cotal di quel burrato era la scesa."

Und gewiß, nach der ausnehmenden Länge (denn man berechnet, daß über vier Quadratmiglien Landes nacheinander von diesen Felstrümmern überschüttet sind) ist dieser Sturz einer der merkwürdigsten, welche noch in die historische Zeit fallen. Er soll sich um's Jahr 883 unserer Zeitrechnung ereignet haben. Wie ich so in der Dämmerung durch diese Trümmer fuhr, gedachte ich daran, wie manches Mutterkind wohl damals hier ein schnelles Grab gefunden haben mag! Eben ging oben über der Höhe, von welcher der Sturz herabkam, der rothe Mars auf, während links noch tief am andern Bergrande Mond und Venus leuchteten und zwischen den Felstrümmern selbst ein nächtliches Feuer der Hirten sich entzündete. Das Ganze gab einen eigenen elegischen Schluß für diesen reichen Tag.

Brixen, 25. April, Abends.

Es ist mir doch lieb, daß nun die Ortschaftsnamen dieser befahrensten aller Straßen zwischen Deutschland und Italien kein leerer Schall mehr für mich sind. Brixen, Bozen, Trient, Roveredo, Verona — in dieser Stufenfolge trat einst auch Göthe in Italien ein, und wie Viele, die mit den verschiedensten Stimmungen diesem eigensten poetischen Wunderlande Europa's zueilten oder von ihm zurückkamen, sind auf dieser Straße gezogen.

Der Morgen war schön als ich aus Roveredo fuhr, und immer die Etsch hinauf, ihr tiefes Alpenthal verfolgend, kam ich gegen 8 Uhr nach Trient, oder Trento. Man hielt mich hier ungebührlich lange auf mit Unterschreibung des Passes und ich wanderte einstweilen nach der alten Domkirche St. Maria maggiore, berühmt weil in ihr das tridentinische Concilium gehalten worden ist. Sie war geöffnet und der Sonntag hatte eine Masse von Gläubigen dort versammelt. Der Styl erinnert noch sehr an die der alten Kirchen von Verona. An der Vorhalle die gekoppelten dünnen Marmorsäulen, je mit einem Schlangenknoten vereinigt, waren ein eigener Einfall, doch stand es hübsch an dem alten braunen Marmor. Dann über Lawis weiter. Bei Salurn wird der eigenthümliche große Charakter der Tyroler Gegenden immer entschiedener herrschend. Mächtige Bergrücken, unten bewaldet, zeigen sich. Beim Eingange des geologisch berühmten Fassa-Thales in Dolomit-Bildungen übergehend, treten sie basaltartig, perpendikulär gespalten, immer imposanter heran. Einzelne Ruinen stehen gleich Adlerhorsten auf spitzen Felsen, und die Sonne wirft die herrlichsten blauen Schatten an den grünen Bergen. Bei Neumarkt war das Volk der Umgegend zu einem Kirchen-

feste versammelt, eine Art von Jahrmarkt war damit verbunden und um die Kirche hatte man Guirlanden und Bögen gezogen; ich selbst fuhr durch einen prächtigen Triumphbogen aus grünen Tannenzweigen. Der Charakter dieser Gegend und dieses Volksthümlichen ist mir so ganz neu, so daß ich auch diesen Tag mit seinem herrlichen Wetter zu den glücklichsten Begegnungen dieser Reise rechnen darf.

Gegen 2 Uhr war ich in Botzen. Man hörte die Stutzen knallen, denn ohne ein Scheibenschießen an einem Sonn- oder Festtage kann sich der Tyroler nicht behaben. Dafür schießen sie aber auch trefflich, und während ich eine leichte Collation nahm, erzählte mir der Kellner, daß noch kürzlich ein junger Mann, bei einer Wette, unter 30 Schüssen auf 130 Schritt 28mal in's Schwarze geschossen habe. Ein Wildstand kann freilich bei solchen Schützen nicht aufkommen, und Hirsche so wie Gemsen sind hier herum im Gebirge fast ausgerottet.

Von nun an führt der Weg an der schäumenden Eisach hinauf. Nach einer engen Schlucht hinter Bozen wird das Thal flacher, in dem zugleich der Schnee schon näher sichtbar wird, den man bei Bozen noch mehr von weitem, und am glänzendsten auf dem Sternkogel sieht. So kam ich denn schon um 7 Uhr hier an, obwohl der Wirth in Verona meinte, eine Tour von Roveredo bis Brixen in einem Tage (es sind 10 Posten, also etwa 20 Meilen) auszuführen ginge nicht wohl an. Noch jetzt, 10 Uhr, ist die Luft am offenen Fenster prächtig; der Sternenhimmel wölbt sich schön über dem Alpenthale und der Sichelmond hat sich hinter die Berge geneigt. Nun, als Vollmond wird er mich in Dresden begrüßen.

Eine Bemerkung muß ich aber noch beifügen. Wie hat sich schon, nebst vielem Andern, von Bologna bis hier herauf die Bevölkerung geändert! Welch unschöner Menschenschlag hier gegen Brixen hin! Die kleinen Frauen mit dem häßlichen schwarzwollenen Kopfzeug, das wie ein um-

gekehrtes dickes Filtrum das Gesicht überdeckt, ihr ungeschickter dicker Anzug, die kleinen geistlosen Augen — ach, wo sind die hübschen Bologneserinnen geblieben! Auch die Männer haben nicht mehr den Schlag der ächten Tyroler. In unserm Norden soll nur Arbeit und geistige Entwicklung den Verlust der Schönheit decken.

Innsbruck, den 26. April, Abends.

So hätte mir diese Reise doch auch rückkehrend einen freien schönen Blick in die Hochalpennatur vergönnt. Es ist in jedem Sinne dankbar zu erkennen.

Als ich heute früh von Brixen ausfuhr, bei klarem Morgenhimmel und reinstem Weiß der hohen Schneespitzen umliegender Berge, fühlte ich mich von Luft und Licht so erfrischt, wie noch nie auf dieser Reise. Sie hat doch einen eigenen Zauber diese klare Gebirgsluft; sie wirkt elastisch auf unsere Lungen, so auf unser Gemüth.

Dazu nun diese laufenden klaren Gebirgswasser, das Frühlingsgrün der Birken, diese prächtig grünen Wiesen, das Anmuthige dieser Tyroler Bauernhäuser; es war durchaus bedeutend und tüchtig.

Wie gesagt, nur auf dem Menschenschlage dieses Theils von Tyrol ruht kein geistiger, vielleicht zu viel geistlicher Segen. Gleich früh begegneten mir 3 — 400 Männer, baarhäuptig, von einigen Pfaffen geführt, und von Sterzing herab eine Prozession zum heiligen Cassian in der Kirche von Brixen ausführend, Alles geistleere, unschöne, großentheils häßliche Gesichter. Sie gingen in der herrlichen Morgenluft dumpfen Angesichts Gebete murmelnd oder singend dahin; es war ein betrübender Anblick.

Ein Stück weiter im Thale hinauf kommt man da, wo der Weg in tiefe Bergesschlucht hineinführt, an die neue Festung der Oestreicher, als Schlüssel dieser Straße erbaut und Franzensveste genannt. Es war seltsam und interessant, hier auf einmal in den rauhesten bewaldeten Alpenthälern ein ganz modernes starkes Fort mit allen Finessen neuerer Befestigungskunst angelegt zu sehen. Die Trümmer einer alten Ritterburg wären hier freilich male-

rischer erschienen! Eigentlich sind es zwei Forts, ein oberes und ein unteres, beide durch einen unterirdischen Gang, über welchen die Chaussee hinführt, verbunden. Anzugreifen und zu nehmen mag es sehr schwer sein, ob es aber bei den vielen andern Straßen, die jetzt über die Alpen führen, noch so wichtig ist, mögen Andere entscheiden.

Das Thal erhebt sich nun immer höher; in Sterzing erhält man Vorspann und nun geht es in das bis gegen 5000′ Höhe über dem Meer ansteigende Thal des Brenner (einen Gebirgspaß, welcher noch etwa 2000′ unter der Spitze des Brennerbergs bleibt) hinauf. **Crocus vernus, Gentiana nivalis** und **pumila** blühen am Wege, Wasserfälle stürzen durch die Tannen herab, der Schnee rückt immer näher und endlich finden sich noch ziemliche Massen dicht an der Straße. Ich verweilte etwas in der Post auf dem Brenner, um bei den freundlich treuherzigen Wirthsleuten einen Imbiß zu nehmen, erst aber ging ich da hinauf, wo hinter dem Hause ein hoch über die Felsen herabstäubender Wasserfall durch einen kleinen Nebenarm eine Schneidemühle treibt. Dort, im hellsten Sonnenlicht, die Schneeberge über mir, das stäubende Gebirgswasser neben mir, den grünen Wiesengrund des Thales unter mir, fühlte ich mich so recht wieder wie sonst in der Schweiz, so durch und durch in frischer Luft und Natur. Ich zeichnete noch die malerischen Häuser der Post mit der daneben liegenden Kirche und den Bergen dahinter. Was gäbe man zuweilen um nur ein Paar Athemzüge aus solcher Luft!

Man rollt nun schnell bergab, kommt durch Steinach, ein ächtes Tyroler Dorf, mit hohen, steinernen, bunt gemalten Häusern, nach Schönberg, wo ein herrlicher Blick in das Alpenthal der Rötha sich öffnet. Von dort leuchtet ewiger, Schnee, und wunderschön und zart schoben die weißen hohen, schön gezeichneten Gebirgsrücken sich hintereinander.

Immer tiefer geht es nun hinab; ein weites Thal

öffnet sich, und Innsbruck, das ich mir recht alt und gothisch gedacht hatte, liegt modern und matt wie ein Badeort ganz offen, mit seinen Kirchen und frisch angeweißten Häusern da unten.

Es war etwa 4 Uhr Nachmittags als ich ankam, und ich säumte nicht, mich bald nach der Kirche zum heiligen Kreuz führen zu lassen, wo das Monument Kaiser Maximilians I., umgeben von so mancher ehrenwerthen ehernen Heldengestalt, aufgestellt ist. Hier hatte der alte Kaiser selbst bestimmt, es solle ihm, der sich in den letzten Lebensjahren so viel und gern in Innsbruck aufhielt, eine Grabkapelle gestiftet werden und da solle sein Bildniß sein, umher aber solle man die Bildnisse der tüchtigsten Regenten alter Zeiten stellen, damit er in guter Gesellschaft — der Gleiche zu Gleichen — sich befinde. So entstanden denn schon bei seinen Lebzeiten noch 4 dieser Statuen: König Arthur, Clodewig, Gottfried von Bouillon und Philipp von Burgund, nach seinem Hinscheiden kamen hiezu noch 24 Andere, bei deren Wahl dann allerdings mehr die Verwandtschaft des kaiserlichen Hauses berücksichtigt wurde, so daß denn auch mehrere edle Frauen mit in diesen Kreis aufgenommen sind. So steht denn jetzt diese erhabene Versammlung von 28 fürstlichen Personen um den in der Mitte auf seinem Sarkophage knieenden Kaiser.

Zu wünschen und zu hoffen bleibt es, daß einmal ein anderer Kaiser kommen werde, welcher zu dieser Heldenversammlung auch das würdige Gebäude gebe; eine solche ganz modernisirte Kirche paßt schlecht zu dem Ernst dieser großen, dunklen Gestalten. Und doch, die Erscheinung ist so großartig, daß sie alles Andere vergessen läßt. Ich ging später bei einbrechender Dämmerung noch einmal in die Kirche und als das verklingende Licht des Tages von den hohen Fenstern her über dem großen mit Gitterwerk umgebenen Monumente sich an der dunklen knieenden Kaisergestalt brach, zu beiden Seiten aber in langer Reihe alle die großen aufrechten

Erzgestalten zwischen den Pfeilern der Kirche hervorzuschreiten schienen, da gemahnte es mich an Herodot und seine Beschreibung der Gräber der Hunnenkönige.

Auch in künstlerischer Beziehung ist die Arbeit sehr merkwürdig. Alle diese Erzgestalten sind, was den Guß betrifft, das Werk des ehrlichen Büchsenspanners Kaiser Maximilian's, Namens Löffler. Bei der Ausarbeitung des Modells standen ihm ein italienischer Künstler del Duca und einige Andere zur Seite. Auch Peter Vischer von Nürnberg ist, wie die Urkunden besagen, dort gewesen, um dabei mit Rath und That zur Hand zu gehen. Die Statue des Kaisers ist von del Duca 1582 gegossen. Am Sarkophage befinden sich in 24 Feldern von Collin die wichtigsten Geschichten aus des Kaisers Leben, klein, in weißen Marmor ausgeführt. Die Arbeit ist sehr mühsam und geschickt, aber ohne Genius. Dieser Collin war ein Natursohn, durch Fleiß und Liebe sich ausbildend, wie noch jetzt so manche Tyroler Holzschneider; indeß der Wille thut es eben nicht allein. — Auch ein Denkmal Andreas Hofer's ist in dieser Kirche, aber herzlich schlecht.

Ich sah hierauf das Ferdinandeum, als Landesmuseum Tyrol's früher von Graf Choteck gestiftet und noch jetzt nur aus patriotischen Beiträgen unterhalten. Es befinden sich diese Sammlungen in den Gebäuden der kleinen hiesigen Universität und werden wöchentlich einige Mal dem Publikum geöffnet. Alles, was von Tyroler Künstlern Bedeutendes geliefert wurde, was Industrie des Landes erzeugt und was die gütige Natur an Mineralien, Pflanzen und Thieren hervorbringt, soll in einzelnen interessanten Exemplaren hier aufbewahrt werden. Bis jetzt sieht man freilich vielerlei, aber nicht viel des Bedeutenden. Ein Paar Bilder von Koch und noch mehr eine Zeichnung von ihm zu einem seiner Frescobilder in Villa Massimi in Rom sind sehr merkwürdig; auch unter den Statuen sind die von den Tyroler Künstlern Mahlknecht und Haller akademisch tüchtig gear-

beitet. Wichtiger waren mir: 1, die Sammlung ausgegrabener römischer Alterthümer und Münzen, deren in Tyrol fast überall gefunden werden; 2, manche Belege zu dem, was Fleiß und eiserner Wille leisten kann, in den Arbeiten von Tyroler Landleuten. So die treffliche Pürschbüchse von Pallhueber, mit damascirtem Rohr und reichen ausgelegten Arbeiten, Alles darum und daran allein von diesem alten Tyroler in seinem Gebirgsdorfe gearbeitet; so die geschnitzten Arbeiten von Hall; so eine Cylinderuhr in Holz ausgeführt, und dergleichen mehr. Für Botanik und Zoologie Tyrol's wird diese Sammlung nach und nach ein hübsches Centrum bilden; der Anfang dazu ist bereits gemacht.

Nach diesem Allen schiffte ich in hellem Abendlicht auf einer eleganten Fähre über den nicht breiten Inn, und ging hinauf, wo man vom Garten des Schießhauses hier die beste Uebersicht über Stadt, Land und Gebirge hat. Eben röthete die untergehende Sonne den Schnee der Walddrasser Spitze mit glühenden Farben und das Thal versank in Dämmerung. Gegenüber lag das Dorf, aus dem Speckbacher stammte, und nahe dabei waren die Höhen, wo Hofer einst seine Tyroler gegen die Bayern und Franzosen ordnete. Manches aus jener merkwürdigen Zeit wurde mir dabei erzählt, und mir war es lieb, nun doch auch von den Lokalitäten all dieser Begebenheiten einen deutlichen, gegenständlichen Begriff gewonnen zu haben.

Im nach Hause gehen sah ich noch den gar hübschen alten Erker eines leider ganz modernisirten Gebäudes des frühern Landesfürsten. Es ist wegen der Vergoldung seines Daches unter dem Namen „das goldene Dachel" bekannt, und die Architektur wie die Malerei neben und unter den Fenstern sind wirklich allerliebst. Muß denn nun dergleichen immer mehr zerstört werden!

Doch ich will Morgen früh 4 Uhr gen München aufbrechen und so schließe ich für heute.

München, den 27. April, Abends.

Mit diesem Tage habe ich wahrscheinlich den Beschluß gemacht, von Allem, was als große Naturerscheinung mir Bedeutendes auf dieser Reise begegnen konnte. Aber der Beschluß war schön und groß und von einer Eigenthümlichkeit, wie bisher mir etwas Gleiches nicht vorgekommen ist. Uebrigens war schwer zu sagen, ob man heute mehr über die Gegenden oder über Milde und Klarheit der Witterung sich freuen sollte.

Richtig 4 Uhr war ich früh von Innsbruck abgefahren. Noch leuchteten die Sterne; im Osten über die Alpen von Hall stieg die erste Morgenhelle herauf und über der beschneiten Walddrasser Spitze stand glänzend der Jupiter. Noch in der Stadt, während ich über die Brücke des Inn fuhr, wurden schon die Schneefelder der Hochgebirge leicht geröthet, aber wie ich nun weiter gegen Zirl hinauskam, da lichteten sich die Alpen immer mehr und an ihnen wie an der Gegendämmerung einer reinsten Atmosphäre wurden Farben sichtbar, wie ich sie in solchen Umgebungen und von dieser Schönheit noch nie gesehen zu haben mich erinnerte. Dabei Alles so eigenthümlich: hier die schöne Biegung des Inn durch Wiesen und Gebüsch; hier mannichfaltig ansteigende Höhen mit Wäldern und Ortschaften verziert; hier über mir die ungeheure Martinswand mit der Höhle, aus welcher der jagdliebende Maximilian einst wunderbar genug noch errettet wurde — eine Höhe, welche das große Kreuz der weiten Höhle von unten nur mit äußerster Mühe erkennen läßt — und endlich dort die prächtigen nach dem Vorarlberg sich hinziehenden Alpen, und zwar im Morgenlicht des reinsten Himmels geröthet.

Die erste nahe Poststation bildet das große Dorf Zirl.

Alles, was man wohl Hübsches auf Bildern der Tyroler Welt vereinzelt dargestellt sieht, hat man hier im Ueberblick dieser prächtigen Lokalität zusammen. Das Dorf liegt noch hoch über dem Inn in einem kleinen Thale hinauf; ein lustiges starkes Bergwasser durchströmt die Ruinen der Sägemühlen und stürzt hie und da in schönen Caskaden wieder aus den bemoosten Rinnwerken heraus, dann die muntern großen Häuser mit ihren weit vorgebauten Dächern und laufenden Brunnen, um die sich das Vieh sammelt, und die Kirche mit ihrem spitzen hohen Thurm, um welche alle die Häuser und Gärten so zutraulich herumliegen. Dabei ist hier auch der Menschenschlag wieder frischer und besser als im Pusterthale, und es war in alle Wege anmuthig zu sehen, wie es so am frühen Morgen in dem schönen Dorfe lebendig wurde, während von allen Seiten die Hochalpen hereinschauen und noch oberhalb des Dorfs an einer gewaltigen Bergwand die alte gesprengte Veste Frankenstein als malerische Ruine aufragt.

Hinter Zirl steigt die Straße eben jene Bergwand ziemlich steil hinan und man bringt über zwei Stunden zu, bevor man die Höhe erreicht. Um nämlich von hier nach München zu gelangen, muß der Uebergang gemacht werden aus dem Flußgebiet des Inn in das der Isar; nun sind aber in solcher Alpengegend natürlich die Joche, welche größere Flußgebiete trennen, von beträchtlicher Höhe, und so durfte ich mich hier schon auf mühsame Wege gefaßt machen. Wirklich hatten drei Pferde („drei derbe Roß", wie der Postmeister in Zirl sagte) Mühe genug, meinen Wagen leer dahinauf zu ziehen, denn ich selbst machte den Weg in der reinen Frühsonne zu Fuß, und erfreute mich neben der schönen Umsicht an manchen hübschen Alpenblumen, die eben in Menge zum Vorschein kamen und denen ich hier zum ersten Male wieder begegnete; **Dryas octopetala**, **Anthyllis alpestris**, **Globularia cordifolia** und **Saponaria ocymoides** will ich als die zierlichsten anführen.

Auf der Höhe angelangt, kommt man in einen Gebirgspaß mit jungen Tannen und Kiefern bestanden, durch welche es sich so ganz anmuthig wie durch unsere Thäler der sächsischen Schweiz hindurchfuhr. Weiter nach Seefelden hin kommt man dann durch noch so ein höchst malerisches Tyrolerdorf. Da der hohe Röhrbrunnen, wo hübsche derbe Bauernmägde Wasser holten, daneben die Kirche, dahinter maestuose beschneite Alpen, im Vorgrunde dunkle malerische Bauernhäuser — es war ein ganz vollständiges Bild. Hier in diesen Gegenden einmal so einen schönen Sommermonat zu leben, Studien zu malen, der Bildung der Felsen nachzugehen, die Höhen zu ersteigen und die allerliebsten Gebirgspflanzen zu beobachten, das wäre wohl ein gutes Ding.

Die nächste Poststation Seefelden hat so recht den Charakter der Wasserscheiden in Alpengegenden. Es liegt in einer Thalweitung, wo Wiesen ganz mit **Crocus vernus** bedeckt, und stehende Wasser sich ausbreiten, rings umher höhere Alpenketten, größtentheils mit reinem Schnee prächtig verziert. Der Postillon mußte erst vom Felde geholt werden und dieser Aufenthalt gab mir Gelegenheit, noch eine Skizze in mein Büchlein zu tragen von einer Gegend, die schon ein ganz fertiges Bild darstellte. Da streckten nämlich die weiten Wiesenflächen sich aus, dann zogen malerische hölzerne Bauernhäuser am Rande sich hin, und dahinter im zartesten Morgenduft lag nun eine beschneite Alpenkette größtentheils im Schatten, aber mit glänzenden Lichtern auf den Kanten der Felsen und Schneefelder. Ich habe kaum etwas Schöneres und so Abgeschlossenes, künstlerisch Begrenztes in dieser Art gesehen! Ist es doch eben der Mangel des Abgeschlossenseins, welcher das Naturwerk einestheils über und anderntheils unter das Kunstwerk stellt, jedenfalls aber beide mächtig von einander unterscheidet.

„Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum!"

ist ein Wort aus dem zweiten Theil des Faust, dessen tiefe Bedeutung auch noch Wenigen aufgegangen ist, so wie die dieses ganzen Werks überhaupt!

Von nun an senkt sich der Weg entschieden gegen Baiern und das Isarthal hinab. Hie und da tauchen immer noch hohe beschneite Alpen mit ihren breiten weißen Rücken über den dunklen grünen Tannenbergen herauf; sie hatten mir oft etwas wunderbar Elephantenhaftes! — Bei Scharnitz, wo die österreichische Grenzmauth ist, begrüßt man zum ersten Mal die noch kleine grüne Isar, welche zwei Stunden weiter aufwärts in einem Alpenthal entspringt, und fährt nun gegen Mittenwalde hinab; immer noch ungeheure Wände von Alpenkalk auf beiden Seiten. (Den Granit und Glimmerschiefer als Urgebirge, das Herz dieser ganzen Gebirgsbildung, sieht man nur am Brenner.)

In Mittenwalde tritt man in Baiern ein und erfreut sich des Anblicks eines tüchtigen muntern Menschenschlags und des Ausdrucks von Wohlhäbigkeit in den mit bunten Heiligenbildern und Geschichten bemalten Häusern.

So rollt man nun, anfangs noch der Isar folgend, bald aber sie verlassend, durch flachhügliches, oft bewaldetes Land und zwischen Feldern und Dörfern dahin; endlich senkt sich der Weg in ein tiefes Thal alter Waldung hinab, und plötzlich liegt der schöne grüne Spiegel des Wallersee's vor den erfreuten Augen.

An seinen Ufern hin, durch Walchensee hindurch, folgt man nun, auf Wegen wie in einem Park, den bewaldeten Buchten des von Hochgebirgen schön umgebenen See's, und verläßt ihn endlich, einen andern Bergrücken überschreitend, um sogleich wieder zu einem andern schon weit tiefer gelegenen See — dem Kochelsee — steil niederzusteigen. Dieser, mehr nun an's offene Land stoßend, ist weniger imposant, doch immer noch an der südlichen Seite von bewaldetem Gebirge prächtig umgeben.

Von ihm aus fährt man nun über Wiesenflächen und

durch Felder nach Benediktbeuren. Die Hochgebirge weichen schnell zurück, im Sonnenduft leuchten nur noch von Weitem her die beschneiten Rücken der Alpen, und ungern sagt man dieser schönen Erscheinung Lebewohl.

Von Benediktbeuren bis München ist der Weg einfach; so ganz ächt deutsch schlichthin von nützlichem Korn und Hopfenfeldern umgeben, mitunter sehr langweilig! — Hinter Wolfrathsdorf, einer kleinen Landstadt mit vielen Gerbereien, stößt die aus jenen schönen See'n kommende Loschach, durch Wiesengründe sich herwindend, mit der wilden, immer in breitem Kalkgeröll — fast gleich den italiänischen Flüssen — einherrauschenden Isar zusammen, und oft gewahrt man noch von dem Plateau, auf welchem die Straße dahinführt, wie das grüne Band der Isar, umgeben von dem weißen Schutt der Gebirge, durch das breite umwaldete Thal gegen München immer weiter und weiter hinabeilt. Bald nach 8 Uhr war ich in München und gedenke nun mich einige Tage zu verweilen, um Das, was ich hier einst vor 20 Jahren sah, mit dem jetzigen München zu vergleichen.

München, den 25. April, Abends.

Nach dem alten ernsten, so ganz historisch in sich begründeten Florenz macht dies München, halb noch eine altbaierisch-deutsche Stadt und halb ein modernes Aggregat der verschiedensten Baustyle in breit um sich greifender Entwicklung, einen sonderbaren Eindruck auf mich. Der Graf Buquoi sagt einmal: „ein Staat läßt sich nicht organisiren, er muß sich von innen heraus selbst organisch entwickeln," und so möchte ich es auch von den Städten wie von den Staaten behaupten. Wenn man so, auf einmal, zu viel willkürlich hinein organisiren will, so stört man durchaus den großen, lebenvollen und deßhalb auch schönen Zusammenhang. Doch ich will jetzt nicht weiter in allgemeinen Betrachtungen mich ergehen, sondern im Einzelnen über die prägnantesten hiesigen Erscheinungen in Kürze hier niederlegen, was bei deren Erblicken im Innern wiedergeklungen hat.

Ich hatte früh meine Wanderungen am Dom begonnen und ein lieber Verwandter, Historienmaler Jäger, einer der besten Schüler von Professor Schnorr, war schon hier mein treuer Begleiter, wie er es wohl immer in diesen Tagen sein wird. Der alte Dom, wie er eine gewisse Schwerfälligkeit schon von Außen nicht verläugnen kann, wirkt auch innen nicht recht erfreulich! Die Pfeiler sind von einer Höhe, welche das rechte Maß offenbar überschreitet, und dabei fehlt es durchaus an jenen reichen Verzierungen, wodurch sonst die Werke gothischen Styls aus guten Perioden einen so gemüthlichen, ich möchte sagen liebevollen Eindruck gewähren.

Wir wendeten uns zur Glyptothek. Schon vor 20 Jahren sah ich diese Räume, aber sie waren noch durch-

aus im Werden; jetzt steht Alles anmuthig vollendet da und die reinen Verhältnisse des jonischen Portikus mit seinen 8 Säulen zeigen sich sogleich von herrschender Gewalt in unserm Schönheitssinne. Langsam durchwandelte ich die schönen, in historischer Folge geordneten Säle. Wie höchst merkwürdig doch diese aeginetischen Bildwerke! Ich sah sie hier zum ersten Male in wahrem Marmor mit Thorwaldson's Restaurationen und wie viel lebendiger wirkt selbst dieser trockene canonische Styl an solchem Material als am Gyps! Es führt zu den eigensten Betrachtungen, wenn man diese Strenge und Abstraction mit der der Statuen aus altgothischer Zeit in Gedanken zusammenhält. In den alten Griechen mehr Klarheit und Freiheit des Geistes; in den altgothischen Werken bei etwas Gebundenem und oft Absurdem eine größere Wärme des Gefühls. Der Saal dieser Aegineten ist doch zu bunt verziert! Am längsten fesselte mich der Saal V, der sogenannte Bacchussaal. Schon bei meinem ersten Hiersein vor zwei Decennien erfüllte mich der Barberinische Faun (ich sah ihn noch in der Bretterkiste, in welcher er angekommen und von welcher nur die Vorderwand abgehoben war) mit lebhaftestem Entzücken, wie viel mehr jetzt, wo Geist und Auge indeß so mannichfaltige Nahrung erhalten hatten! Diese ungeheure, uns jetzt unbegreifliche, und doch so ganz in den Grenzen der Schönheit verweilende Freiheit und Gesundheit der Auffassung! Dahin konnte nur ein Volk kommen, in welchem eine innere Andacht gegen die körperliche Erscheinung des Schönen herrschend war, in welchem der von Gott schön gebildete Mensch eine Berühmtheit im Lande erlangen konnte (Herodot erwähnt dergleichen ausdrücklich), und in welchem mit so freien Ansichten eine innere Größe der Gesinnung sich verband.

Welch prächtige Gestalten ferner die Leucothea, dieser Silen mit dem jungen Bacchus. In dem Silen eine gemeinere derbe Natur und doch so durch und durch unbe-

wußt geistig! — Was für interessante Hermen finden sich doch auch hier. Die des Demosthenes und des Perikles besonders merkwürdig. Ausnehmend schön ist das Meduſenhaupt im Niobidensaal; es liegt ein wunderbarer Reiz in diesen steinernen Zügen. Versteinerung durch Schönheit, ein altes Thema, worüber ich schon manchmal nachgedacht habe, kam mir wieder in den Sinn. Ist es doch so, daß der Anblick vollendeter Schönheit etwas fast Erschreckendes hat; man wird an Dante erinnert, der in der Vita nuova sagt, wie ihm Beatrice erschienen sei und: „der Geist des Lebens, der in der verborgensten Kammer des Herzens wohnt, begann da so heftig zu erzittern, daß er in den kleinsten Pulsen sich schrecklich offenbarte und zitternd sprach er die Worte: Ecce deus fortior me; veniens dominabitur mihi.“

In den folgenden Sälen sind römische Kunstwerke aufgestellt, zu welchen eigentlich erst vor Kurzem das Trefflichste hinzugekommen ist, nämlich eine nur vor ein Paar Jahren bei Rom ausgegrabene bronzene Gewandstatue. Leider fehlte an der sonst bestens erhaltenen der Kopf. Thorwaldson und Stiglmeyer haben ihn zwar ergänzt, stimmt aber doch nicht zum Ganzen. Die Arbeit an dieser Gestalt ist vortrefflich; was sie vorstellte, ist nicht auszumitteln. Manche dachten an eine Parze, da die Hände an den entblößten Armen fast wie zum Ziehen eines Fadens gehalten sind; indeß will doch sonst diese Bedeutung nicht passen.

Endlich auch ein Saal für moderne Plastik. Thorwaldson's Adonis ist schön, aber wenn man vorher die griechischen Sachen gesehen hat — ich weiß nicht, es fehlt ihm dann die Gesundheit, die Freiheit der Gestaltung, das Abweichen von der Regel, um eben immerfort in der Regel, d. h. in der Ordnung für alles Lebendige sich zu fühlen.

Die Gallerie ist übrigens hier eigentlich eine doppelte, denn sie hat über den Statuen noch eine Reihe großer

Deckengemälde von Cornelius. Man kann von diesen Werken sagen, wie Faust in jener griechischen Nacht von den Sphinxen:

„Gestalten groß, groß die Erinnerungen."

Die tiefsinnige Anordnung der Bilder im Göttersaal, wo aus dem Eros hervor in die Verschiedenheit der Elemente sich das Belebtsein durch göttliche Gestalten ergießt, dann im Trojanersaal, wo aus dem großen Deckenbilde der Hochzeit des Peleus mit der Thetis sich das ungeheure Drama des trojanischen Kriegs entwickelt, indem drei Wandbilder den Zorn des Achilles, den Kampf um die Leiche des Patroklos und die Zerstörung von Troja darstellen — sie fordern zu anhaltendem Betrachten und Nachdenken auf. Freilich konnte Cornelius verhältnißmäßig nur Weniges davon selbst ausführen; aber auch abgesehen hievon, so ist die Behandlung der Ausführung überhaupt nicht die, welche wir in den großen Mustern des Vatikan und ähnlichen gewohnt sind. — Eine gewisse Schärfe der vielfach in Falten gebrochenen Gewänder, eine eben solche Härte im scharfen Hervorheben einer übermäßig, selbst in Frauenkörpern, sichtbar werdenden Muskulatur, und manche Härte und Ungleichheit im Colorit störte zum wenigsten mich im Verfolgen dieser großen Gedanken. In Zeichnungen wie im Stich läßt sich der tiefsinnigen Gliederung dieser Kunstwerke offenbar mit mehr Freiheit nachgehen.

Wir gingen hierauf nach der nahe gelegenen noch im Bau begriffenen Basilika. König Ludwig hat sie durch den Baurath Ziebland entwerfen lassen und sie wird, nach dem Muster der Paulskirche in Rom ausgeführt, fünf Schiffe, einen Chor und 64 große Marmorsäulen enthalten. Das Dachwerk ruht frei auf diesen Säulen und das Gebälk wird vergoldet und gemalt, wie die Wände der Kirche selbst. Heß und seine Schüler führen die das Leben des heiligen Bonifacius schildernden Frescobilder aus. Dem Ganzen wird eine geschmackvolle glänzende Wirkung nicht fehlen. Mich

stören jedoch alle solche unbedingte Wiederholungen aus vergangenen Jahrhunderten. Hat unsere Zeit nicht des Großen und Eigenthümlichen genug, daß ihr auch ein großer und schöner, in Einheit mannichfaltiger Baustyl werden könnte? Nur den rein griechischen Styl möchte ich ausnehmen, denn er ist der Baustyl par excellence, er ist die Matheſis des Bauens und daher ewig und überall sich selbst gleich, wie die Mathematik zu allen Zeiten nur eine und dieselbe sein kann. Alle andern Bausstyle aber sind individuell, Produkte gewisser Volksthümlichkeit, gewisser Länder, gewisser Zeiten, und nur in diesen vollkommen wahr und ächt.

Dann zur Pinakothek, ein Werk von Klenze, großartig ausgeführt, aber in Verhältnissen, die mir weder wahrhaft schön, noch, besonders was die Menge der Fenster betrifft, für eine Gemälde-Gallerie zweckmäßig erscheinen. Wirklich, die langen Seitenfronten, Fenster an Fenster haben etwas Gewächshausartiges! Uebrigens Eintrittshalle, Treppen, Vorhalle, Alles prächtig und großartig, der Zutritt völlig offen, und der Betrachtende durch keinen zudringlichen Custode gestört. Verfehlt finde ich die lange Gallerie mit ihren unsäglichen Fenstern und vielen modernen bunten Decken und Wandbildern. Auch hier ist wieder eine Nachahmung der Loggien im Vatikan angestrebt, aber freilich dort sind es eben offene Hallen, und darin liegt ein mächtiger Unterschied. Heute war dort eine Hitze, daß man südlichste Pflanzen darin trefflich hätte pflegen können. — Und wer soll dann, wenn er zu einer großen Gallerie geht, noch die hundert bunten modernen Wandbilderchen betrachten mögen!

Die eigentlichen großen Säle der Gallerie erhalten ein schönes ruhiges Licht von oben und nehmen sich sehr gut aus. Unter den Bildern fand ich viele, die mich schon vor 20 Jahren erfreut hatten, obwohl die Gallerie im Ganzen, und namentlich was Glanzpunkte italiänischer Kunst betrifft, etwas sehr mager erscheint, wenn man eben

von den Florentiner Gallerien zurückkehrt. Von spanischen Bildern ist einiges Vortreffliche hier: zuerst die prächtigen Murillo's, die an Luft und Sonne vergilbten Gamins von Madrid, in höchster Behaglichkeit irdischer Existenz, wenn sie ihre Melonen verzehren; dann aber auch große Sachen, namentlich ein schönes Bild von Zurbaran: Christus und Maria, neben einander, in ganzer Figur. Man scheint dies Bild hier nicht gehörig zu schätzen, denn man hat es so weit hinaufgehangen, daß es kaum deutlich zu erkennen ist. Nur der große ernste Styl in den Gewanden erinnerte mich sogleich an die Bilder der Soult'schen Gallerie in Paris und veranlaßte mich dann, es mit Hilfe eines Glases näher zu betrachten. — Bei der Cäcilia von Leonardo da Vinci hätte ich auch, wie bei einigen Bildern in Florenz, allerhand Betrachtungen über verschiedene Auffassung zu verschiedenen Zeiten anstellen können. Das Werk erschien mir wohl noch schön, aber in mir selbst war das Bild dieser Heiligen der Musik in ihrem Purpurgewande höher und geistiger geworden und das vor mir stehende wollte mich nicht mehr ganz befriedigen. — Prächtig wirkt das Bild von Bordone, die Dame im rothen Sammtkleide mit ihrem Fächer, und prächtig der Giorgione, das sogenannte Bild der Eitelkeit. — Mit Bewunderung habe ich dann doch auch die Amazonenschlacht von Rubens wiedergesehen! Hier hat sich mir das Bild gesteigert und die Erinnerung war dahinter zurückgeblieben: so vortrefflich hatte ich es nicht mehr geglaubt. Frischheit, ja Kühnheit der Bewegungen, Schönheit der Formen, Mächtigkeit der Behandlung, Alles verkündet einen außerordentlichen Geist! — Ausnehmend auch sind die Bilder von Flink, dem Schüler Rembrandt's: Jakob und Esau. Dies Helldunkel! es ist doch, als hätten diese Niederländer mit ganz andern Farben gemalt. — Von Raphael freilich nur kleine Sachen, aber doch Raphael!

Neben den größern Sälen befindet sich nun eine lange Reihe kleinerer Kabinete, welche unter einer Menge mittel=

mäßiger, ja unbedeutender Bilder doch auch einiges Allerliebstes enthalten. Wie gern sah ich doch in dieser Reihe jenes seltsam heimliche Bildchen von Hook wieder, wo ein warmer Sonnenstrahl in ein tief in einem Hofe gelegenes kleines stilles Zimmerchen sich stiehlt. Man blickt in das einfach stille Leben der Frau hinein, welche dies fast ärmliche Stübchen bewohnt. Da der altmodisch hochlehnige Sessel, wo die Lesende, uns den Rücken zukehrend, sitzt; da die alte von Urvätern ererbte Truhe; dort die hohen Fenster, unten zugesetzt, denn im schmalen Hofe könnte man die gegenübergelegenen Fenster fast mit der Hand abreichen, kurz das Ganze fast gefängnißartig — und doch nun der schmale aber hellleuchtende Sonnenstrahl, der in der übrigen Zimmerluft ein köstliches Helldunkel erzeugt — ist es nicht das herrlichste Bild einer höhern in ein scheinbar oft ganz beschränktes Leben einstrahlenden Seeligkeit, wodurch in ihm ein Reichthum und eine Schönheit sich erzeugen kann, welche so oft dem scheinbar reichsten Leben gänzlich abgeht.

Endlich finden sich in dieser Zimmerreihe die Schätze niederrheinischer altdeutscher Bilder, welche ich einst noch bei Boisserée in Stuttgart gesehen hatte. Hemmlink's Tod der Maria; seine Verkündigung; sein heiliger Christophorus; Bilder, welche uns wieder in einen andern abermals ganz eigenthümlich schönen und bedeutenden Ideenkreis hinüberziehen, in eine Zeit, wo begeisterter frommer Wille mit Unklarheit und Nichtkönnen rang, und die uns deßhalb so rührend wird, weil wir in ihr wie in einem Symbole das Schicksal alles menschlichen Strebens sehen, dem überall eine durchaus befriedigende Erfüllung versagt ist. — Dort ist auch das Christushaupt von Hemmlink, der heilige Lucas, die Madonna malend, von Lucas von Leyden, und noch so manches Merkwürdige dieser Art.

Noch war es Zeit, unsere Wanderungen weiter fortzusetzen und so gingen wir dann erst nach der Ludwigs-

straße, durch die Hallen des Hofgartens nach dem Kunstverein und von da nach der noch im Bau begriffenen neuen Residenz, oder dem sogenannten Saalbau. In der Ludwigsstraße und da herum liegt nun eigentlich jenes moderne München, von welchem ich oben sagte, daß es mich an Buquoi's Worte erinnert habe: daß ein Staat sich nicht organisiren lasse, sondern aus sich selbst entwickeln müsse. — Diese Straße, breit, schnurgerade, fast aus lauter Palästen gebildet, entbehrt eben jenes historischen Princips, und eben dadurch fehlt ihr auch jenes gewisse Zufällige, scheinbar Regellose, wodurch aber die Regel erst recht fühlbar wird, und wodurch alles Lebendige theils von dem Starren, Erstorbenen, theils von der Schärfe des bloßen Begriffs sich unterscheidet. Das absolut Rationale existirt nur in der Welt des Geistes, die Welt der lebendigen Wirklichkeit wird allemal ein gewisses Irrationales enthalten, und es ist der tiefsten Betrachtung würdig, nachzudenken, wie gerade *hierin* theils ihre Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit, theils ihre Schönheit und ihr Reichthum begründet ist. Wenn der Canal grande in Venedig, oder die Straße Toledo in Neapel, oder die Quais der Seine in Paris in durchaus anregender und hinreißender Weise auf uns wirken, so hatte für mich der Blick in diese Ludwigsstraße etwas Leeres, Wüstes! Gleich den in Parade aufmarschirten Regimentern bei einer Revue, reihen diese Paläste sich aneinander. Dabei die geringe Bevölkerung dieses Stadttheils — müßte ich in München leben, *hier* würde ich gewiß nicht wohnen.

Was die Arkaden des Hofgartens betrifft, so hatte ich von den dort al Fresco ausgeführten historischen Bildern und Landschaften allerdings keine großen Erwartungen gehegt, aber auch *diese* wurden nicht erfüllt. Was *so* täglich den Augen des Volks als Kunstwerk hingestellt wird, sollte durchaus nur bedeutend und tüchtig sein. Uebungsstücke angehender, wenn auch oft talentvoller Künstler tau-

gen zu nichts weniger als zu dergleichen. Selbst Das, was Kaulbach hier gemalt hat, bedeutend gedacht und in dem gezeichneten Entwurf gewiß schön, ist in der Ausführung allzu mangelhaft. Am Rohesten und Manirirtesten sind die Landschaften von Rottmann. Anstoßend an diese Hallen ist das Lokal des Kunstvereins. — **Tout comme chez nous!** — Kleinhistorische Bilderchen, Tyroler Landleute, einige Porträts, große und kleine Landschaften: das ist es, wovon die Kunstvereine jetzt überschwemmt werden, nachdem die bedeutenden Summen, welche von den Vereinen zu Ankäufen verwendet werden können (der hiesige Verein hat jährlich über 20,000 fl. und mehr zu disponiren), die Erzeugung dieser Infusorien der Kunstwelt so unmittelbar und fast möchte man sagen unverantwortlich begünstigen. Indessen: „der Blocksberg und der deutsche Parnaß hat gar einen breiten Gipfel!" und da mag denn dergleichen auch immer mit im Zeitstrome fortfluthen! Eine große Landschaft von Etzdorf, welcher lange in Norwegen gewesen und von dem wir in Dresden einmal ein schönes Bild nordischer Meeresklippen gekauft hatten, that mir leid: sie war ganz in einem graugelben conventionellen Tone und ohne eigentliches Naturgefühl tapetenhaft gemalt. So schnell war ein Talent, welches mit tieferer Energie die Natur erfassen zu wollen schien, unter dem Produciren verflacht!

Endlich zum Saalbau der neuen Residenz! Geheimerath v. Klenze hat den Entwurf gemacht; es sollte dieser Theil des königlichen Schlosses alle die Räume enthalten, welche dem Glanze des Thrones nöthig sind: Festsäle, Ballsaal, Speisesaal, Thronsaal u. s. w., während der jetzt schon fertige und vom König bewohnte Theil gegen den Max-Joseph-Platz hin die Privatwohnung des Königs bildet. Unter Schnorr's Leitung, als von welchem die großen Compositionen in trefflich ausgeführten Cartons gegeben worden sind, malen in dem Saalbau, den wir jetzt

durchgingen, Jäger, Gießmann und Andere in enkaustischen Farben, und es entstehen hier Werke, welche durch Größe und Schönheit des Gedankens und Pracht der Ausführung durchaus zu dem Eminentesten gehören, was in dieser Zeit und dieser Art überhaupt zu Tage gekommen ist. Der Glanz und Reichthum dieser enkaustischen, von Fernbach erfundenen Farben eignet sich besonders zu Malereien in diesen Prunkgemächern weit mehr als das in seinen Farben so sehr beschränkte al Fresco. Noch viel ist in diesen Sälen zu thun, überall sind Maurer, Stukaturarbeiter, Vergolder und Maler beschäftigt. König Ludwig selbst besucht häufig die Arbeiter und drängt mit Bestimmtheit auf Vollendung von Allem im Jahr 1842. Der erste Saal wird die Geschichte Karl's des Großen enthalten. Der hohe Fries, großentheils von Jäger und Gießmann erfunden und gemalt, war ziemlich beendigt und enthielt schöne lebensvolle Bilder. Daneben ein in dem buntesten Farbenglanze auszuführender, aber auch noch lange nicht beendigter Ballsaal. Die Hauptwerke, welche bis jetzt vollendet sind, sieht man im großen Speisesaal und in der Vorhalle des Thronsaals. Im ersten ist Friedrich Barbarossa, im zweiten Rudolph der Habsburger der Held der Darstellung. Beiderlei Werke habe ich mit wahrer Freude und innigem Genügen betrachtet. Ist es doch so schön, wenn auch in unserer Zeit aus Gemüthern, die mit uns dieselben großen Begegnisse des Jahrhunderts erfahren haben, und nicht immer bloß aus fernliegenden Perioden, die doch zuletzt allemal irgend etwas Unverständliches für uns behalten müssen, das Schöne und in sich Vollendete hervorgeht. Wie gern stand ich vor Friedrich's Sängerfest zu Mainz, wo ein durchaus heiteres großartiges poetisches Leben sich entwickelt (das Bild ist von Gießmann nach Schnorr's Carton trefflich in Farben ausgeführt); wie schön entfaltet sich die Herrlichkeit Venedigs in der Zusammenkunft des Pabstes Alexander mit dem Kaiser Friedrich daselbst; wie mächtig wirkt die (von Jäger

ausgeführte) Schlacht von Ikonium! Eben so sind die Bilder aus des Habsburgers Leben ganz ausgezeichnet. Die Verurtheilung der Raubritter durch Kaiser Rudolph wirkt mit dem ganzen Ernst eines großen historischen Werks. Auch läuft über diesen Bildern ein allerliebster Fries von Genien, welcher das Werk des Wiener Malers Schwind ist.

Sehr wichtig war es mir hiebei, die vortrefflich und sehr im Detail ausgeführten Cartons von Schnorr mit den in Farben ausgeführten Bildern zum Theil vergleichen zu können. Sie wirken in ihrer ungeheuren Größe als ganz fertige Zeichnungen und stellen an sich Kunstwerke dar, denen nur die sorgfältigste Erhaltung und Aufstellung zu wünschen ist. Beiläufig war es auch interessant zu erfahren, unter welchen Bedingungen hier die Künstler beschäftigt werden. Professor Schnorr erhält für die sämmtlichen im Saalbau von ihm und seinen Schülern auszuführenden Gemälde die Summe von 59,000 fl.

Vorzüglich prachtvoll wird der Thronsaal wirken. Er ist ganz weiß mit Gold, zwei Reihen weißmarmorner Säulen mit goldenen Kapitälen tragen die Decke und zwischen ihnen werden die bronzenen vergoldeten Statuen der alten bairischen Fürsten aufgestellt, welche ich nächstens bei Stiglmeyer zu sehen hoffe.

Auch die Räume des Erdgeschosses werden mit mannichfaltigen Kunstwerken geziert; man malt nach Schwanthaler's Entwürfen reiche Bilder aus dem Homer und sieht von Rottmann griechische Landschaften in enkaustischen Farben entstehen, welche, auf Tafeln von Kalkbewurf über ein starkes Drathgitter gelegt, völlig als Staffeleibilder gemalt werden. Daß die letztern besser waren als die der Arkaden im Hofgarten ist nicht zu läugnen, bei dem Allen ist dieser wieder aufgelegte Styl des Caspar Poussin sehr weit von Dem, was ich mir unter echtem landschaftlichen Kunstwerk nothwendig denken muß. Als wir übrigens dort so in einem Portal unter Balken und Mauerziegeln und auf

Schutt standen, schritt, ohne daß wir es bemerkt hatten, ein Mann in schwarzem Gehrock schnell an uns vorbei und verlor sich in eben nur roh aufgemauerten Hallen. Mein Begleiter sagte mir: „dieser kommt alltäglich Mittags 2 Uhr, die Fortschritte im Bauen zu revidiren!“ Es war König Ludwig von Baiern.

Mittag war vorüber, da erhielt ich den Besuch des mir schon länger befreundeten Dr. Graaf, Leibarztes Ihrer Majestät der verwittweten Königin, welcher mich einlud, mit ihm noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt, so wie die Sammlungen des anatomischen Theaters zu besuchen. Wir fuhren zuerst hinaus nach der neugothischen Kirche in der Au. Auf dem Wege lag das neue Isarthor, von dessen Frescobild ich den schöngezeichneten Carton des Malers Neher schon in Weimar und Dresden mit Vergnügen gesehen hatte. Das Thor ist von Gärtner, mit Benutzung der drei alten Festungsthürme, in einem hübschen, modern gothischen Styl aufgeführt worden, und über die Außenseite der beide Seitenthürme verbindenden Mauer verläuft der einige 70 Fuß lange Fries, auf welchen Neher den Triumpheinzug Kaiser Ludwigs des Baiern in München, und zwar durch eben dieses Thor, nach dem Siege bei Ampfing, dargestellt hat. Das Ganze wirkt auf entschiedene und erfreuliche Weise. Das Bild hat harmonische Farbenverhältnisse; die Zeichnung ist markig und interessant; die Architektur beistimmend; sollte ich etwas erinnern, so möchte ich einen leichten Ueberbau oberhalb des Frieses wünschen (wie er sich im gothischen Burgthor-Styl so leicht hätte anbringen lassen), um die Farben des Gemäldes etwas länger gegen die Unbilden der Witterung gesichert zu sehen!

So kamen wir denn hinaus zu der Aukirche, einem Werk des jüngst verstorbenen Raths Ohlmüller, in allen Einzelnheiten genau guten Mustern gothischer Baukunst nach-

gebildet, im Ganzen als ein großes Werk einen angenehmen Eindruck entschieden hervorbringend, und doch von einem echten Bauwerke des 14. und 15. Jahrhunderts ganz wesentlich sich unterscheidend. Der eine hohe durchbrochene Thurm über der Fronte des Haupteinganges erinnert sehr an den Dom von Freiburg, und doch ist Alles wieder so anders. Soll ich es in wenig Worten zusammenfassen, so muß ich sagen, daß auch hier das Irrationale fehlt, und daß die an sich guten Verhältnisse in einer so durchaus rationalen Schärfe durchgeführt sind, daß jene Lebendigkeit, jener Ausdruck des Organischen gänzlich verloren gegangen ist, welcher sonst eben in so hohem Grade die schönsten Werke dieses wunderbaren Baustyls bezeichnet.

Der Maßstab hiefür wird schon durch den Charakter des Malerischen gegeben. Ein alter Münster erregt in uns die Lust, ihn selbst zu zeichnen oder gezeichnet zu besitzen; hundert andere romantische Bilder reihen sich an seine Formen und als Symbol der ganzen seltsamen Dämmerung des Mittelalters wird er uns durch und durch poetisch erscheinen. Bauwerke dieser modernen Art erregen nichts dergleichen, sondern zwingen uns höchstens den Beifall ab über die regelrechte Behandlung des Technischen. Ach, hier liegen noch viele Geheimnisse der Baukunst, ja der Kunst überhaupt verborgen! Hat man doch neuerlich gefunden, daß die edelsten Werke griechischer Baukunst wie das Parthenon in ihren Verhältnissen durchaus nicht vollkommen symmetrisch und nicht vollkommen geradlinig construirt sind.[1] Und worin liegt es denn etwa, daß uns der sauberste architektonische Riß so starr und leblos ansieht, wenn uns die freie Handzeichnung eines schönen Bauwerkes gar sehr als

[1] Man sehe hierüber die nähern Nachweisungen in der allgemeinen Bauzeitung 1838, Nro. 27 und 41, vom griechischen Regierungs-Architekten Joseph Hofer. Die Linie des Architrav ist aufwärts convex, einwärts concav; die Säulen stehen nach Außen etwas schief und sind nicht ganz gleich in ihrer Construction u. s. w.

Kunstwerk erscheinen kann? Und wie viel weiter steht nun die, ihrem ganzen gemüthlichen Wesen nach weit freiere gothische Architektur von der reinen Schärfe des Begriffs, als die griechische Baukunst, die ich oben schon die Mathesis des Bauens genannt habe.

Besser als das Aeußere wirkt das Innere der Kirche auf den Beschauer. Ein Hauptgrund davon mag wohl in der Farbenpracht der bunt gemalten Kirchenfenster liegen; denn sie werfen ein vielfältiges, durch die Wölbungen hin zitterndes Farbenspiel in die weiten Räume, und geben ihnen dadurch eine Mannichfaltigkeit und Poesie, welche ohne solchen Reiz ihnen in weit geringerem Grade einwohnen dürfte. Vergebens sucht auch hier das Auge jene reizenden Zufälligkeiten, jene, daß ich so sage, historische, d. h. im Zeitenlaufe gleichsam von selbst werdende Mannichfaltigkeit, mit einem Wort, den Zauberhauch einer poetischen Vorzeit. Man könnte sagen, so sei das Ganze eigentlich nur die Gegenwart einer Lüge der Vergangenheit.

Wir fuhren nun außen in den Vorstädten hin und kamen jetzt zu dem ungebührlich weit von den Universitätsgebäuden gelegenen anatomischen Theater. Man weiß schon, daß wissenschaftlichen Anstalten hier nur ein kleiner Theil jener Sorgfalt zugekehrt wird, deren die Kunst-Anstalten in so hohem Grade genießen. Nichts desto weniger hätte ich mir für eine Universität, wie München sein sollte, jedenfalls mehr Ordnung und größern Reichthum an Präparaten erwartet, als ich in Wahrheit vorfand. Sehr absurd ist der Einfall, über dem Eingange des Gebäudes als Verzierung ein Basrelief anzubringen, wo zwei Greife einen Menschen zerreißen. Wußte dieser Architekt nicht, daß von der wissenschaftlichen Zergliederungskunst in Bezug auf den Menschen auszusagen ist, was Brutus beim Shakespeare von Cäsar sagt:

„Zerlegen laßt uns ihn ein Mal für Götter,
Nicht ihn zerhauen wie ein Aas für Hunde!"

Bei dem Allen fand ich auch in dieser Sammlung einiges für mich Wichtige, und verweilte dort, bis die einbrechende Dämmerung uns vertrieb.

Den spätern Abend konnte ich nur noch benutzen, einige Besuche zu machen, unter welchen ich den Besuch bei Geh. Hofrath v. Schubert noch insbesondere bemerke. Schubert, ein Mann von vielen Kenntnissen, in der Wissenschaft nie selbst schöpferisch, aber von reichem Ueberblick und poetischem Gemüth, ist hier mit zu vielen Arbeiten überhäuft. Trotz dem lebt fortwährend in ihm ein regsamer liebevoller Geist. Mein System der Physiologie hatte ihn neuerlich nachhaltig beschäftigt, und er theilte mir eine ausführliche Anzeige mit, welche er darüber für die Münchener Literatur-Zeitung geschrieben. So findet man zuweilen da gerade eine nähere Theilnahme, wo man es eben am wenigsten hätte erwarten mögen.

München, den 29. April, Abends.

Abermals ein sehr reichhaltiger Tag! Gleich früh wanderte ich mit Jäger nach der Allerheiligenkirche, welche an das königliche Schloß stößt und als Kapelle der Residenz betrachtet werden kann. Auch sie ist mehr im Styl einer kleinern Basilika vom Geheimenrath v. Klenze erbaut und auf das Reichste mit Marmor-Mosaikfußboden, Marmorsäulen, vergoldeten Wänden und vielen Freskogemälden von Heß geziert. Der Eindruck war für mich weniger einfach erhebend, als prachtvoll zerstreuend. Gestehe ich es auch, es verstimmte mich etwas zu sehen, daß der Künstler unter den mitunter wirklich sehr schönen Gemälden mehrmals einen Herrgott mit faltigem Mantel und weißem Haar und Bart angebracht hatte; Gestalten, die mir wegen der an sich doch fast unglaublichen Absurdität, welche Darstellungen dieser Art, zumal in unserer Zeit, doch unwiderleglich beiwohnt, allemal einen widerwärtigen Eindruck machen. Schön dagegen ist die heilige Therese, schön der St. Hubertus, und schön wirken auf dem Goldgrund der Gewölbe manche Gruppen der Apostel und Evangelisten.

Von Außen erscheint der Styl der Kirche etwas trocken und wenig den Umgebungen geeignet. Ist mir überhaupt schon mehrfach eingefallen, daß es wohl gut wäre, architektonische Werke zuerst ganz landschaftlich, in Harmonie mit allen ihren nähern Umgebungen aufzuzeichnen und zu entwerfen. Es kann oft ein Gebäude an sich recht gute Verhältnisse haben, aber weil es gerade dahin nicht gehört und paßt, wirkt es vielleicht nun ganz unangenehm. Will diesen Gedanken somit Architekten und baulustigen Fürsten empfohlen haben.

Wanderte dann nach der Jesuitenkirche, um das Monument des Eugen Napoleon (im Jahr 1824 zu München

verſtorben) zu ſehen. Es iſt von Thorwaldſon, aber keine ſeiner vorzüglichſten Arbeiten; wenn ich offen ſagen ſoll, es macht geradezu einen etwas langweiligen Eindruck! Zumal die Muſe der Geſchichte, welche nicht recht zu wiſſen ſcheint, was ſie mit dieſem Helden anfangen ſoll.

Wichtiger war mir daher ein in Begleitung von Leibarzt **Dr.** Graaf gemachter Beſuch auf dem Gebäude der Akademie der Wiſſenſchaften bei dem Profeſſor der Phyſik, Steinheil, einem in ſeinem Fache ſehr tüchtigen Manne und namentlich der Anwendung phyſikaliſcher Erkenntniſſe auf praktiſches Leben mit beſonderm Eifer zugethan. Es zog mich ſehr an, dort galvanoplaſtiſche Arbeit größerer Art zu ſehen. Noch waren mir keine auf ſolche Art gefertigten Statuen vorgekommen und hier ſah ich nun einige kleinere Modelle äußerſt vollkommen mit Kupfer überkleidet. Der Gyps wird zu dem Ende mit Graphit ſtark eingerieben und alsbald ſchlägt das Kupfer, wenn man die rechte Stärke der Auflöſung und die richtige Leitung des galvaniſchen Stroms gefunden hat, ſich in gleichmäßiger Lage auf die Form nieder, welche nun freilich als Kern in dem Metall eingeſchloſſen bleibt. Nicht minder intereſſant war die von Steinheil ſelbſt erfundene Art, die Qualität und Stärke verſchiedener Flüſſigkeiten mittelſt der Brechung des Lichtes zu beſtimmen. Zwei hohle gläſerne Prismen ſind aneinander gefügt, vor ihnen befindet ſich ein kleines Fernrohr und etwas weiter dahinter wird eine Scala aufgeſtellt. So lange beide Prismen leer oder mit durchaus gleichartigen Flüſſigkeiten gefüllt ſind, ſieht das Auge *gerade* (da zwei *gleiche* Prismen die Lichtbrechung, welche jedes einzelne für ſich zeigt, wieder aufheben) durch beide hindurch und fixirt den Nullpunkt der Scala. Sobald dagegen nur um den kleinſten Tropfen das eine Flüſſige geändert wird, heben die beiden Prismen ihre Lichtbrechung nicht mehr vollkommen auf und das Auge fixirt nun irgend eine Zahl Grade der Scala. Salzlöſung, Alkoholgehalt von

Branntwein und Bier u. dergl. werden auf diese Weise mit einem Blicke bestimmt. Weiter sah ich Steinheil's Vorrichtungen, mittelst galvanischer Telegraphen die Zeiger einer Anzahl Zifferblätter eben so in Bewegung zu setzen, als würde jeder Zeiger von einem eigenen Uhrwerk getrieben. Dasselbe Verfahren könnte auch auf alle Thurmuhren einer Stadt ausgedehnt werden, um sie durch ähnliche galvanische Regulatoren zu jeder Stunde mit einer Normaluhr in Uebereinstimmung zu setzen. Hätte doch dies Geheimniß Carl V. gekannt, der sich so vergebens mühte seinen Uhren einen ganz gleichen Gang zu geben! — Endlich legte mir Steinheil noch die Zeichnung seines Wagens für Eisenbahnen vor, welcher jedoch durch wirkliche Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden soll. Der Einfall war sinnreich: das Pferd war hier auf den Wagen gestellt und bewegte wie der Gefangene in der Tretmühle, indem es zu gehen schien, den beweglichen Boden des Wagens, wodurch denn die Räder in eine sehr beschleunigte Umrollung versetzt wurden. Er hatte berechnet, daß auf solche Weise die Geschwindigkeit des Dampfwagens mit weit geringern Kosten und bei leichterer Construction der Eisenbahnen erreicht werden könnte. Ein Vortrag an die Regierung in Bezug auf die neuanzulegenden baierischen Eisenbahnen war bereits übergeben. So beeilt sich das Jahrhundert immer mehr und mehr die unbedingteste Communication aller Völker zu erleichtern und noch kann Niemand berechnen, zu welcher besondern Entwicklung der Menschheit in ihrem spiraligen Umschwunge alles Dieses führen wird.

In demselben Gebäude ist auch das naturhistorische Museum, wo Professor v. Schubert mich erwartete, um mir die Bereicherung der Vorräthe zu zeigen. Die Sammlung nimmt sich jetzt recht gut aus und enthält viel, wenn auch mit Berliner und Wiener Gallerien sie keineswegs die Vergleichung aushält. Für diesmal beschränkte ich mich auf eine genauere Durchsicht der Schädel verschiedener Men-

schenragen, unter welchen einige ganz interessante sich vorfanden.

Da heute einer von den zwei Wochentagen war, an welchen die Leuchtenberg'sche Gallerie einige Stunden geöffnet wird, so führte mich Maler Jäger noch um Mittag auch zu diesen Schätzen. Die Sammlung ist nicht sehr groß und enthält im Ganzen mehr moderne Bilder, doch immerhin einiges sehr Merkwürdige. In dem ersten Saale wirkte ein großes Bild von Granet bedeutend, und rief mir die ganze Individualität dieses Mannes, den ich einst in Paris kennen lernte, so wie seine dortigen Bilder, in's Gedächtniß zurück. Das hiesige stellt das Innere eines Gefängnisses dar: ein gefangener Künstler zeichnet das Bild einer Madonna an die Wand. Der Gedanke ist hübsch; wer zeichnete sich nicht oftmals auf die Wand seines Lebensgefängnisses Bilder des Trostes und unerreichten Glückes! — Ein außerordentliches Bild in seiner Art ist eine aufgehangene blaue Traube von Van Velden! Die Liebe und Treue dieser Naturabspiegelung versenkt uns selbst in die tiefe Bedeutung alles Naturlebens! — Berühmt sind auch die hier aufgehangenen Schlachtenbilder von Heß und von Adam. Endlich enthält dieser Saal noch ein früheres Bild von dem hiesigen Historienmaler Professor Heß: Glaube, Liebe und Hoffnung (die drei Gestalten, unter einer weit hin verbreiteten Eiche sitzend, sind sehr zart und sinnig ausgeführt), und das große durch Denoyer's Stich bekannte Bild Gerard's: Belisar. Im zweiten Saale ist ein besonders merkwürdiges Bild: die Laura des Petrarca von Bronzino. Die blasse, schon ältere schwarz gekleidete Frau mit einem magern, aber expressiven Gesicht hält in einer Hand ein Buch, die Canzonen des Petrarca, aufgeschlagen. Schön ist sie nicht, aber pikant, und es wäre wohl möglich, daß Laura gerade so ausgesehen habe. Sagt doch Chiron im zweiten Theil des Faust sehr gut:

„Was — Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen,
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich!“

Aber da kommt nun die Kritik und fragt: „woher weiß man denn, daß dies der wahren Laura Bildniß ſei?“ Petrarca ſah ſeine Laura bekanntlich zum erſten Mal in der Kirche St. Clara zu Avignon am Morgen des 6. April 1327. Dieſer Bronzino aber wurde in Toscana geboren 1501 und ſtarb 1570, ſo daß alſo dies Bild gute 200 Jahre nach Laura's Leben gemalt iſt. Das heißt nun allerdings auch „nach dem Leben“ malen, aber dabei iſt es doch ſo ganz anders als die Porträts, die man zu Venedig oder von Memmi in der Kirche St. Maria novella in der ſpaniſchen Kapelle ſieht. Sollte Bronzino eine ihm ſelbſt werthe Perſon unter dieſer Allegorie dargeſtellt haben? und iſt es nicht überhaupt vielleicht eine Dichterin, die Petrarca's Sonnette liebte und ſich mit dem Buche malen ließ? Kurz, hier ſind tauſend Hypotheſen zu machen! — Noch iſt in dieſem Saale ein ſchönes Bild Raphael's: das Porträt eines Cardinals, wenn auch nicht von der Größe und Tüchtigkeit eines Bildes von Leo X. in Florenz, doch immer ein höchſt ausgezeichnetes Werk. Eben ſo eine heilige Familie von Palma vecchio und ein Paar ſchöne Bilder von Murillo. So manches Andere muß ich hier übergehen.

Wir wendeten uns von dort zur Ludwigskirche, um Cornelius großes Werk, das jüngſte Gericht, zu ſehen. Auch dieſe Kirche, in einem neubyzantiniſchen Styl von Profeſſor Gärtner ausgeführt, iſt noch nicht beendigt; noch liegt die Kirche voller Gerüſte; noch ſind die übrigen Wände weiß und ſchmucklos; noch ſteigt man nur mit Mühe und über ſchwankende Breter zu einem überſichtlichen Stand-

punkte des Ganzen. Nur des Cornelius große Wandgemälde sind mit Hilfe seiner Schüler vollendet; der Abdruck seines Genius ist gegeben, er selbst jedoch ist bereits fort und wahrscheinlich für immer München entschwunden. — Ich stand lange hier in Betrachtung! Oben als großes Deckengemälde die Schöpfung; zu beiden Seiten an den Wänden die Geburt Christi, und gegenüber die Kreuzigung; dann an der hintern großen Querwand als kolossales Altarbild das jüngste Gericht, und endlich in den Kuppeln die Gemeinschaft der Heiligen, der Märtyrer und der Seligen. Man sieht, der ganze seltsam großartige Bau des katholischen Dogma breitet sich hier wie ein reiches ungeheures Meßgewand vor den erstaunten Augen aus. Ich kann nicht in Einzelnheiten eingehen, aber sagen muß ich, daß die Größe der Conception mich in vollem Maße ergriff, und daß ich von neuerer Zeit nichts kenne, was so sehr mich an Michel Angelo und die Sixtinische Kapelle erinnert hat, als diese Werke, nur daß jeden Falls jene mehr in ihre Zeit gehören als diese in unsere, dem Katholicismus mehr und mehr entwachsende Zeit. Auch hier in der Schöpfung ein Gott Vater! aber wenigstens als vollkräftige Mannesgestalt, als christlicher Zeus, nicht als alter abgelebter Mann! So muß man auch bei dem jüngsten Gericht so Manches vergessen! abgesehen von der abstrusen dunklen jüdischen Vorstellung eines solchen Gerichtstages, und abgesehen davon, daß gerade deßhalb schon diese Darstellung keineswegs für eine christliche Kirche als Altarbild passend genannt werden kann; allein nichts desto weniger ist es gewiß, daß es den Beschauer mit einer eigenen dämonischen Gewalt erfaßt und daß es im Christus, in den meisten Engelsgestalten, in dem aufschwebenden Fiesole und in den wieder vereinten Liebenden eine Schönheit entwickelt, welche das Gewaltsame des Ganzen auf eine würdige Weise zu mildern allerdings im Stande ist. Die Ausführung in Zeichnung und Farbe ist etwas herbe, aber jeden Falls weit

mächtiger, gerundeter und in sich vollendeter, als bei den Bildern der Glyptothek.

Ehe wir die Kirche verließen, bestiegen wir noch einen ihrer zwei Thürme, und im hellsten Sonnenlichte breitete sich Stadt und Land zu meinen Füßen aus. Wie schön lag im Duft der sonnigen Ferne jene Alpenkette vor mir, welche ich erst vor Kurzem überschritten hatte, wie frühlingsgrün streckte sich der weite sogenannte englische Garten da hinaus, wie interessant der Ueberblick dieser ganzen weit ausgedehnten von der Isar durchfurchten Ebene! Es gehört nothwendig dazu daß man den Charakter einer Stadt erkenne, einen Ueberblick derselben von einem Thurme zu nehmen! Die freie Natur war mir nach so viel Künstlichem eine besondere Erquickung!

Auch das neue Bibliothek- und das Universitätsgebäude, beide von Gärtner gebaut, zeigte mir noch mein unermüdlicher Führer. Letzteres ist der Ludwigskirche ziemlich gerade über und wie im Aeußern das Gebäude würdig wirkt, so macht im Innern das große in massivem byzantinischen Styl gehaltene Treppenhaus einen edlen Eindruck. Das Bibliothekgebäude, mehr im altflorentinischen Styl gehalten, hat innen prächtige Treppenhallen und ist von außen mit einer Freitreppe und vier Marmorstatuen verziert. Beide Gebäude nebst dem Fräuleinstift, dem Bergamt, dem Blindeninstitut u. s. w. sind die Hauptzierde der Ludwigsstraße; wie gesagt aber in allen fehlt ein gewisses regeres Lebensprincip und größere eigentlich historische Mannichfaltigkeit!

Von hier an wurden meine künstlerischen Wanderungen etwas unterbrochen, da die Stunde gekommen war, wo ich Ihrer Majestät der verwittweten Königin meine Aufwartung zu machen hatte. Wie auch sonst wohl wurde ich von der verehrten Frau huldvoll empfangen und hatte über die Verhältnisse in Florenz so manchen Bericht abzustatten, worauf ich dann noch zu Herzog Maximilian's Palais fuhr,

um dort in dem Festsaal den großen Fries von Schwanthaler, die Mythe des Bachus, zu sehen. Ein treffliches, lebenvolles Relief, eines der frühern und vielleicht das schönste seiner Werke! Eine durchaus anmuthige, lebenvolle, reiche und schöne Phantasie führt uns den Cyclus der Geschichte des Bachus von seiner Uebergabe in Pflege der Nymphen bis zum Triumph des herrlich mit Ariadne thronenden Gottes vor! Man kann nicht satt werden, der Schönheit einzelner Gruppen sich zu freuen! Hier, wo der junge Bachus den Nymphen gebracht wird, die reizend anmuthigen Gestalten! Da schauen neugierige Nymphen aus dem Schilfe, dort liegt eine dieser schönen Gestalten bequem anmuthig am Hügel, daß man an Quellenleben denkt, wie es weich und zierlich einen Rasenhügel sich hinabgießt; dann wieder der reiche Zug um den mit Elephanten bespannten Wagen, und endlich, welche Gestalten, dieser Bachus, wo er mit Ariadne am Olymp sich vereinigt findet! — Wie sehr habe ich es vermißt, daß von diesen schönen Friesen kein sauber gestochener Contur zu haben ist! — In einem andern Saale finden sich einige fertige Bilder aus der Psyche-Mythe von Kaulbach entworfen, doch können sie nach jener Consequenz und Schönheit nur eine schwache Theilnahme erregen!

Am Nachmittag halb 4 Uhr eröffnete sich eine Gelegenheit, den ältern Theil der Residenz, jetzt vom Könige bewohnt, zu sehen, und mancherlei Gäste hatten sich dort eingefunden, um an diesem Schaugerichte Theil zu nehmen. Es ist sonderbar: dieser Theil der Residenz, gewöhnlich der Königsbau genannt, ist eine vollkommene Nachahmung des Palastes Pitti in Florenz — aber wie ganz anders die Wirkung! Er verhält sich zum Original wie der abstrakte Begriff des Stubengelehrten zur vollen, lebenskräftigen Erscheinung der Natur. Es fehlt ihm namentlich durchaus

das Mächtige, fast Rohe des großen Unterbaues in Pitti. Sollte man beide Gebäude neben einander sehen, es müßte den wunderlichsten Eindruck hervorbringen!

Vor dem Palast steht Rauch's Monument des Königs Maximilian Joseph I. Vor einer Reihe von Jahren sah ich schon das in mancher Hinsicht sehr schöne Modell hiezu in Berlin bei Rauch selbst, und ich erinnere mich, daß schon dort in der Anordnung der Reliefs Verschiedenes mir auffiel — Gedanken, die mir lebhaft wieder erwachten, als ich es hier blank in Metall wiederfand. Besonders kränkte es mich, daß unter den Allegorien auf Religionsfrieden, Künste und Ackerbau, die Wissenschaften so ganz verabsäumt waren, so daß ich damals schon dem Künstler es vorgeschlagen hatte (freilich waren ihm die speciellen Aufgaben so gestellt), ob es nicht thunlich sei, den Platz, der unter den Attributen des Ackerbaus hier einem Paar mächtiger Ochsen eingeräumt war, den Wissenschaften zu reserviren.

Von Kunstwerken in dem Palaste enthalten die unteren Räume das Bedeutendste, nämlich Professor Schnorr's Frescobilder aus den Nibelungen. Freilich, man muß weder seine großen enkaustischen Bilder im Saalbau, noch Cornelius jüngstes Gericht eben vorher gesehen haben, wenn man sich über diese Sachen so recht wahrhaft freuen soll! Ich gestehe, daß mir Das, was ich von Cartons zu diesen Nibelungenbildern gesehen habe, mehr gefallen hat als die Bilder selbst. In den obern Gemächern haben die Bilder nach Bürger's Gedichten von Volz und die nach Wieland's Oberon von Neureuther mir den angenehmsten, obwohl keineswegs einen sehr mächtigen Eindruck gegeben. Was die innere Einrichtung des Palastes betrifft, so könnte ich nicht sagen, daß sie sehr bedeutend durch Schönheit, großartige Folge und Reinheit der Verhältnisse auf mich gewirkt hätte; es fehlt nicht an Pracht, aber ich weiß nicht, sie macht sich nicht auf die rechte Weise geltend. — Sehr hübsch ist der Einfall, den Speisesaal als ein großes Viri-

darium mit starken Orangenbäumen, Lorbeerbüschen u. dergl. zu besetzen und ihn auf diese Weise hauptsächlich zu zieren. Die Wintersoireen hier, wenn unter den Büschen schöne Gestalten sich sammeln, mögen einen anmuthigen Eindruck hervorbringen. — Anstoßend, nur durch eine Glasthüre getrennt, ist ein großer Dach-Altan, von wo ein guter Ueberblick der Stadt sich darbietet.

So war denn nun auch alles Dieses durchwandert, und ich fuhr jetzt hinaus zu Kaulbach, dessen Atelier, wenn man die Kunst in München kennen lernen will, durchaus nicht ungesehen bleiben darf. Von Jäger ihm angemeldet empfing er mich sehr herzlich und freundlich, und gestattete mir gern die ruhige Betrachtung mancher seiner Entwürfe, Studien, Cartons und ausgeführten Gemälde. Die Arbeiten, welche Kaulbach zuletzt beschäftigt haben, sind durch die öffentlichen Blätter vielfältig zu allgemeiner Kenntniß gekommen; ich sah namentlich den ersten Entwurf seiner Hunnenschlacht und die kleiner ausgeführte Zeichnung zu der Zerstörung von Jerusalem. Der Carton zur Ausführung der letztern im Großen war erst in den mittlern Gruppen zu einiger Vollendung gediehen, aber die Wirkung des Ganzen wird ohne Zweifel eine bedeutende und durchaus episch-lyrische sein. — Von besonderm Humor zeugend und in zierlichster Federzeichnung erscheinend, waren die kleinen Entwürfe zu Reineke Fuchs: wie man, um den Reineke anzuklagen, die todte Henne vor den König trägt, und die kleinen Maulwürfe als Todtengräber mit den Grabscheiten dem Zuge folgen — es erregte in einem Athem Mitleid und Lachen! — Von Bildern zogen mich zwei ziemlich beendigte vorzüglich an; das eine, das lebensgroße Bild eines jungen ritterlichen Gesellen, mit dem Falken auf der Faust und der Fidel am Rücken, wie er eben wieder den Fuß in's Schloßthor setzt; das andere (Porträt), das auch lebensgroße Bild eines jungen ungarischen Magnaten in schwarzer Kleidung. Er lehnt mit übereinander-

geschlagenen Armen an einem kleinen weinumrankten italiänischen Landhause; neben ihm ist das Fenster offen und drinnen sieht man ein junges schönes Weib herankommen, einen Teller voll Orangen, Feigen und Trauben in der Hand. Der Gedanke des reizendsten, freudigsten Jugendglücks mit aller Schwermuth, die es doch begleitet, prägt sich dabei wiederholt tief in die Seele. Am außerordentlichsten in der Ausführung aber sind unbezweifelt einige römische Studien, Frauenköpfe, besonders eine alte Trasteverinerin. In dieser ganz individuellen Form doch eine Größe, eine gewisse Macht eines, wenn auch rohen Geistes; man denkt an Schicksalsgöttinnen und an Hekate! Ja, ich glaube, müßte ich in München leben, mit Kaulbach würde ich mich am meisten befreunden; in seiner ganzen Erscheinung und seinem sinnigen Wesen liegt für mich viel Anziehendes.

Für den Abend hatte ich mir den Besuch des Theaters vorbehalten; man gab Gluck's Iphigenia in Tauris. Das Theater liegt nahe am Königsbau, und schon am Tage hatte ich im Vorbeigehen mir die Tempelfaçade mit ihren sehr bunten Malereien und den beiden unverhältnißmäßig schwerfälligen Kandelabern betrachtet, ohne sonderlich davon erbaut zu sein. Auch das Innere hat mich nicht befriedigt und ist namentlich sehr unvollkommen erleuchtet. Was die Aufführung betraf, so mußte das Orchester und die Direction des Kapellmeisters Lachner gelobt werden. Gluck's tiefsinnig-poetische Musik war besser begriffen und mehr im Ganzen mit gemäßigten Einzelnheiten wiedergegeben, als ich es sonst wohl gehört hatte. Die hiesige Heldin des Gesanges, Madame Mink, als Iphigenia, ist jedoch völlig passirt; die Stimme mag sonst sehr schön gewesen sein. Die Sänger Bayer und Dietz waren ziemlich gut. König und Königin wohnten der Aufführung bei.

Als ich heraustrat, schwebte der klarste Mond zwischen wenigem leichten zarten Gewölk; die Nacht war sehr schön,

und wie denn der Mondschein immer ausgleichend und mildernd zu wirken pflegt, so nahmen sich auch manche der großen Baulichkeiten der Stadt in diesem milden Lichte weit besser als sonst im glänzenden Lichte des sonnigen Tages aus.

München, den 30. April, Abends.

Ich bin am Ende dieses Münchner Aufenthalts, um 8 Uhr sind meine Postpferde bestellt und ich denke morgen bei guter Zeit früh in Regensburg zu sein. In wenigen Worten zeichne ich noch die Erscheinungen des heutigen Tages auf.

Früh fuhr ich mit Jäger hinaus zu Stiglmayer in seine Gießerei, wo man die vergoldeten Bronzestatuen alter bairischer Fürsten sieht, welche in dem Thronsaale des neuen Saalbaues aufgestellt werden sollen. Die Modelle wurden von Schwanthaler gemacht, und schon leuchten sieben dieser kolossalen Gestalten in voller Pracht des Goldes. Schön ist die Modellirung und schön nimmt sich die Abwechslung des matten und blanken Metalls aus. Stiglmayer hat in der Kunst des Vergoldens hier sehr viel geleistet, hat die Schädlichkeit der Quecksilberdämpfe vermieden und im Guß selbst eine wahre Virtuosität bewiesen. Ich sprach viel mit dem einfach tüchtigen, intelligenten Manne über diese technischen Vortheile, ließ mir über die Kunst des Ciselirens und über die sehr merkwürdige Art, wie die bronzenen Statuen in Innsbruck gegossen sind, manche Aufklärungen geben, und betrachtete dann noch mehrere zum Guß bereits vorgerichtete Modelle. In dem sehr großen Gießhause stand der Obertheil der ungeheuren Bavaria, welche der König bei München in Erzguß aufrichten läßt. Der Kopf allein war 8 Fuß hoch und das Ganze wird eine der gewaltigsten Statuen werden; dabei war die Büste wirklich von großer Schönheit und Macht der Darstellung. Dort stand auch das Modell zu Jean Paul von Schwanthaler und zu Schiller von Thorwaldson. Beide konnten mir hier keine besondere Theilnahme abgewinnen, während ich doch in der Bavaria wiederholt anerkennen mußte, daß ganz entschieden

für solche kolossale heldenhafte Darstellungen ein außerordentliches Talent in diesem Schwanthaler gegeben sei. Und wie schön arbeiten sich ein solcher Bildhauer und ein solcher Gießer in die Hände!

Im Zurückfahren hielten wir nochmals an der Pinakothek, um die Vasensammlung, welche in den untern Räumen aufgestellt ist, in Augenschein zu nehmen. Diese Säle im Parterre sind prächtig, und die Aufstellung der Hunderte von größern und kleinern hetruriſchen Vasen reizt zu immer wiederholter und sorgfältigster Betrachtung theils der reizenden Formen, theils der mannichfaltigen, oft lehrreichen, mitunter aber auch höchst lasciven Vasengemälde.

Von hier fuhren wir nach der Lerchenstraße zu Schwanthaler's Atelier, wo ich denn auch dieses höchst tüchtigen und angenehmen Mannes persönliche Bekanntschaft machte. Viele Werke waren hier in Arbeit. Da stand die Statue Mozart's, zum Guß bestimmt für das Monument in Salzburg. Es wird dort unfern des Domes stehen, und Mozart ist aufgefaßt, als höre er Musik vom Dom her. Im andern Atelier standen die Marmorbilder der Hermannsschlacht, für das Giebelfeld der Walhalla bestimmt. An den meisten wurde noch fortwährend gearbeitet. Die Gestalt des Hermann, wie er die römischen Adler unter die Füße tritt, prächtig; auch der Römer, der sich selbst ersticht! Alles groß und lebendig gefaßt, in der Ausführung etwas oberflächlich behandelt, als Bilder eines hohen Giebelfeldes allenfalls zu entschuldigen. Unter manchen andern fand ich auch das Bild der Nymphe eines stillen Weihers (es soll nach Hohenschwangau für den Kronprinzen), was mich besonders fesselte. Die Nymphe, nur von langem Haar umflossen, sitzt so in sich versunken und ihr Fuß spielt leise über einem glatten Aal hin. Das war so recht ein Landschaftsbild im altgriechischen Sinne, wo die Erdnatur noch nicht *als solche*, sondern als Gottheit in menschlicher Gestalt abgebildet wurde! Diese Statue war mir sehr

merkwürdig. Schwanthaler sagte mir, sie solle nach Paris geschickt werden, um dort galvanoplastisch mit Kupfer überzogen zu werden, bevor man sie aufstelle. Es wird sonach wahrscheinlich das erste größere deutsche Werk sein, welches durch diese Erfindung haltbarer gemacht wird.

Noch sollte ich mitten unter den Bildern der Hermannsschlacht einen lebenden ältern Bekannten treffen. Herr Sulpiz Boisserée, mir namentlich seit einem Zusammentreffen in Marienbad näher befreundet, kam plötzlich hinter den steinernen Kämpfern hervor, und nach mancherlei Besprechungen fuhr er mit mir zu den Ateliers von Schnorr und Heß. Auch Professor Schnorr wiederzusehen und als so tüchtigen Künstler und liebenswürdigen Menschen wiederzufinden, war mir um so wohlthuender, als ich ihn noch als jüngern Gespielen meiner Knabenjahre ansehen durfte. Seit jener Zeit hatte uns das Leben sehr verschiedene Wege geführt und Jedem manche schwere Aufgabe zugetheilt! — Er entrollte mehrere der trefflichen Cartons zu den Wandgemälden im Saalbau, durchaus meisterhafte Arbeiten! Auch kleinere Entwürfe zu den Bildern im Saal Karl's des Großen legte er mir vor, voll der bedeutendsten Intentionen. Ging dann hinüber in das nachbarliche Atelier von Heß und wurde auch von diesem sehr ausgezeichneten Künstler zuvorkommend empfangen. Ich sah bei ihm noch mehrere Entwürfe für die Basilika aus dem Leben des heiligen Bonifacius. Er führt für solche Zwecke nicht wie Schnorr die Cartons im Großen aus, sondern vollendet sehr fleißig kleinere Zeichnungen seiner Aufgaben und zeichnet dann den eigentlichen Carton nur in Contouren. Er ist Katholik, Schnorr ist Protestant.

Nach so viel Künstlichem und Künstlerischem sehnte ich mich bei dem anmuthigen Frühlingswetter sehr hinaus in's Freie, und so dirigirten wir unsern Wagenlenker nach dem sogenannten englischen Garten, einem weiten, reichbewaldeten, von Armen der Isar durchschnittenen Park dicht vor

der Stadt. Der erste Hauch des Frühlingsgrüns färbte die Bäume, über den Wasserspiegeln kreisten zahlreiche Möven, welche vom Stahremberger See regelmäßig hieher zu kommen pflegen, und das üppige Grün hervorbrechender Vegetation bedeckte den Boden. Es war sehr anmuthig! — Wir fuhren rückkehrend an Biederstein, dem Palais, welches die verwittwete Königin oft zu bewohnen pflegt, vorüber, und hielten dann an der Reiterstatue des Churfürsten Maximilian von Baiern, von Thorwaldson modellirt und gegossen von Stiglmayer. Der alte Herr in seiner ehernen Rüstung sitzt strack und ernst zu Roß und macht einen sehr guten Eindruck; dagegen fand ich das Pferd mit fast englischem Bau und gar schlanken Füßen für einen solchen geharnischten fürstlichen Reiter viel zu modern. Ein starkes echtdeutsches langschweifiges Streitroß hätte in alle Wege mehr hieher gehört!

Drei Männer waren es nun noch, die mich in München interessirten, und von denen ich Zwei schon in den vorhergehenden Tagen vergeblich aufgesucht hatte: der Arzt Walther, der Philosoph Schelling und v. Martius, der Botaniker. Diesen Vormittag gelang es mir, Geheimerath v. Schelling zu Hause zu treffen. Die Kopfbildung ist bedeutend, die Stirn namentlich breit und gut gewölbt. Ich habe immer bei Personen mit Anlage zu tieferem analytischen Denken die Entwicklung des Vorderhauptwirbels mehr in der Dimension der Breite wahrgenommen. Der Kopf überhaupt im Verhältniß des nicht großen Körpers von viel Umfang und mit weißen, ziemlich langen Haaren bedeckt. Wir sprachen viel von unserm gemeinsamen Freunde Tieck, dann von den hiesigen Zuständen, welche in aller Beziehung für Wissenschaft auch ihm so unfruchtbar erschienen, daß er seine Uebersiedelung nach Berlin schon bestimmt aussprach. Seine Mittheilung ist lebhaft, und die Zeit, die man einem solchen Besuche gönnen darf, verging im Wechselgespräch schneller, als mir lieb war.

Geheimerath v. Walther und v. Martius besuchten mich heute nach Tisch. Der Erstere, mir wegen seiner von ihm in jüngern Jahren herausgegebenen naturphilosophischen Physiologie besonders interessant, ist jetzt schon höher bejahrt. Er wirkt fast nur noch als consultirender Arzt. — Lebensvoll und thätig erschien mir dagegen v. Martius und ein Besuch im botanischen Garten wurde sogleich noch ausgeführt. Die Einrichtungen des Gartens sind, wie man dies unter der Leitung von einemsolchen Manne nicht anders erwarten kann, sehr zweckmäßig. Ich sah mit Interesse die Vorkehrungen für Vervielfältigung der Pflanzen in Kohlenboden. Es ist merkwürdig, wie jeder kleine Steckling, ja oft ein einzelnes Blatt, im warmen feuchten Kohlenboden gleich anwurzelt und wieder ganze Pflanzen hervortreibt. Die große Macht des Princips der Kohle auf die selbst in Kohlenstoff-Entwicklung wesentlich begründete Vegetation wurde hier im höchsten Grade anschaulich. Die Gewächshäuser enthalten schöne und seltene Pflanzen die Fülle. Hier — wenn ich an den Garten in Pisa dachte — trägt deutsche Sorgfalt und Gründlichkeit allemal den Preis davon. v. Martius hat eine Sammlung von Handschriften seiner Freunde, und ich mußte noch mitten unter den Farrenkräutern und Palmen dieses Album durch einige Worte vermehren.

So fuhr ich denn bei dämmerndem Abend nach der Stadt zurück, und indem ich nun dieses Münchner Leben für abgeschlossen erkläre, rüste ich mich zur Fahrt durch eine helle Vollmondsnacht gen Regensburg.

Regensburg, den 1. Mai, Abends.

Es mochte eben gegen 10 Uhr sein, als ich heute früh in dieses alte, schon über ein Jahrtausend zählende Regensburg einfuhr. Ich hatte mir diesen Ort auch weit bedeutender, so etwa nach Art Nürnbergs recht mittelalterlich vorgestellt, aber ich fand mich getäuscht, denn man kann die Stadt im Gegentheil nur kleinstädtisch und unbedeutend nennen. Allein der alte Dom giebt ihr noch einen gewissen Halt und Charakter. Ich machte mich bald auf, um Vormittags noch, was irgend merkwürdig in der Stadt war, zu sehen, da ich mir vorgenommen hatte, Nachmittags der Walhalla einen Besuch abzustatten.

Der Dom, zu dem ich mich zuerst wendete, brachte mir sogleich recht in's Gedächtniß zurück, was mir beigefallen war, als ich die Aukirche in München betrachtet hatte. Hier ist jener Hauch einer poetischen Vergangenheit, jenes Hervorgehen aus einer Zeit, welche gerade diesen Ausdruck ihrer Gefühle forderte, jene scheinbare Regellosigkeit innerhalb der Regel, wodurch das Kunstwerk der organischen Gestaltung sich anschließt, in vollem Maße vorhanden. Dabei ist das Werk, wie so viele ähnliche, unvollendet, und selbst dies trägt bei, ihm einen entschieden romantischen Charakter zu verleihen; denn es wird doch immer der wesentliche Charakter des Romantischen bleiben, daß die Abgeschlossenheit fehlt und daß immer noch auf ein Weiteres, auf ein Fortschreiten gedeutet wird. Die Façade mit den beiden unvollendeten Thürmen ist besonders reich, und das Portal erfüllt mit einer Masse von Bildnerwerk, welches zu den ausführlichsten zeichnerischen Studien recht angelegentlich einzuladen scheint. Für die Läuterung des Innern von allerhand Ungehörigem, so auch von sämmtlichen Kirch-

bänken, und Herstellung manches Zerbrochenen und Verwüsteten hat der König ausführlichste Sorge getragen, und der große, prächtig überwölbte Innenraum macht ganz den erhabenen Eindruck, den ein Kunstwerk machen muß, in welchem die gottinnige Gesinnung eines Theiles der Menschheit sich aussprechen soll. Uebrigens fiel mir dabei wieder ein, daß noch nie eine von Menschen gefüllte Kirche den Eindruck auf mich gemacht hat, den eine Kirche dieser Art, wenn sie ganz leer ist, auf mich ausübt. Jean Paul's Rath, auch Kinder oftmals in eine leere Kirche zu führen, ist doch auf keinen Fall so übel! Ganz originell ist es, daß in dieser Kirche selbst ein Brunnen sich befindet, dessen aufgewundene Eimer unmittelbar das Weihwasser spenden und die durstende Gemeinde tränken können. Ich habe das noch nirgends gefunden. Dabei macht der alte, gothisch verzierte Ueberbau des Brunnens in der Kirche ein herrliches Bild, und ich empfehle denselben reisenden Malern zum ausführlichsten Studium.

Neben dem Dom erblickte ich noch alte, etwas zerfallene Gebäude, eine Treppe führte da in das eine hinunter: es sah wohl aus, als ob da unten ein Kreuzgang oder so etwas sein müßte. Ich fragte; es hieß: „da sei der alte Dom, aber der läge voll alter Breter und Steine, Fremde gingen da gewöhnlich nicht hinein!" Nichts desto weniger ließ ich die Schlüssel holen und stieg hinab. Allerdings war nun dort ein Kreuzgang um einen alten tief liegenden Hofraum, und daran stieß ein kleineres Kirchenschiff mit prächtig reich im Rundbogenstyl verzierten Fenstern. Freilich lagen da alte Grabsteine und Breter übereinander und die Wände waren seit Jahrhunderten wohl mit Staub und Spinnweben überdeckt; aber gerade Das gab eine so höchst malerische Wirkung; — wie das Licht so schief einfiel, wie es das gelblich braune Mauerwerk erleuchtete, im Hintergrunde ein Eisengitter und alte Grabsteine. Ich erinnere mich fast nie ein so prächtiges Architekturbild gesehen zu haben. Auch

für eine Theaterdekoration hätte man hier einen höchst ausgiebigen Stoff finden können. Ich konnte nicht fort, ohne wenigstens eines der Fenster zu skizziren, und als ich so zeichnete, nun erschienen mir erst alle die reizenden Farbentöne, all diese poetische Wirkung solcher alten Räumlichkeiten! — Ist es doch immer wahr: um zu *sehen*, muß man zeichnen und malen! und schon dadurch gewinnt Der, welcher diese Künste einigermaßen entschiedener treibt, einen unschätzbaren Vortheil.

Der Bediente vom Platz wollte mir noch einige andere Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen, aber es war wenig so der Mühe werth. Ein hübsches, altbyzantinisch gothisches Portal einer andern Kirche; das neuangelegte Erbbegräbniß und die Grabkapelle des Fürstlich Thurn- und Taxischen Palastes; dann eine Art von öffentlichen Garten ohne Au- und Aussicht — ich wendete mich bald wieder nach den drei Helmen zurück, wo ich abgestiegen war.

Gegen drei Uhr fuhr ich hinaus nach der Walhalla. Man fährt über die Donau und längs dieses hier immer noch ziemlich schmalen Flusses wohl eine Stunde über Felder und längs einer felsigen Hügelkette hinaus. Die Gegend ist einfach und ziemlich prosaisch, dabei aber doch Das, was man so gewöhnlich in Deutschland eine hübsche Gegend nennt, weil nämlich der Fluß sich so leidlich dahin krümmt und die Hügel doch einige Abwechslung geben. Näher nach der Walhalla liegt ganz interessant auf einer bedeutendern Anhöhe die alte Ruine der Burg Donaustauf und darum herum ein wohlhabiges Dorf mit den eleganten herrschaftlichen Gebäuden und Gärten des Fürsten von Thurn und Taxis.

Noch war die von Geheimenrath v. Klenze erbaute Walhalla selbst mit einem großen Bretterverschlage umgeben und im schönsten sonnigen Frühlingswetter stieg man an der Rückseite des Hügels, auf dem sie liegt, durch grüne und knospende Büsche hinauf gegen den ungeheuern Bau.

Man tritt ein in den hölzernen Mantel und steht unter dem nördlichen von 14 Säulen getragenen Giebelfelde, in welches Schwanthaler's Statuen aus der Hermannsschlacht bestimmt sind. Der Wald von Säulen (denn 52 derselben, jede von 5′ 9″ Durchmesser und nach altdorischer Art cannelirt, umgeben den ganzen im strengen altdorischen Style erbauten Tempel), an dessen Schaften das Auge in dem halben Tageslichte hinter den Bretern schwindelnd hinauf sieht — er macht einen maestuosen Eindruck! Die Cella des Innenraums bildet einen oblongen Prachtsaal von etwa 50′ Breite und 220′ Länge, welcher eben zur Aufnahme der Hermen, Büsten und Namen verdienter Deutschen bestimmt ist, jetzt aber noch von Schutt und Balkenwerk gänzlich erfüllt war. Das südliche nach der Donau gekehrte, auch von 14 Säulen getragene Giebelfeld enthält schon die Schwanthaler'schen Gestalten der verschiedenen deutschen Gauen. Es war nicht möglich es zu sehen. Merkwürdig ist die metallene Bedachung des Ganzen, denn in ihr wird besonders der Fortschritt neuerer Technik gegen die alte deutlich sichtbar; Holzwerk und irgend Verbrennliches sollte im ganzen Bau nicht vorkommen. Ich füge hierüber und über die weitere Ausschmückung des Innern den Bericht eines Sachkenners bei, woraus die Pracht und Größe des Ganzen deutlich hervorgeht.

„Vier wagerechte Erzbalkenconstructionen tragen als Binder die dazwischen befindlichen cassetirten Bronzedecken, welche der Dachschräge folgen und in deren Mitte die großen Fenster sich öffnen. Sehr richtig gedacht ist die Gestaltung jener wagerechten Balkenconstructionen; sie ist nicht nach Art unserer Hängewerke, welche erst einer Zeit anzugehören scheinen, in welcher der Begriff des Gewölbes schon allgemein entwickelt und angewendet war. Hier ist dagegen der untere Balken mit seinen beiden Sparren durch senkrechte Ordinaten zusammengehängt, und alle diese Stücke sind durch Nägel und Schrauben, deren Köpfe überall als

Ornament erscheinen, zu einem constructiven Ganzen verbunden. In den fünf Feldern, worein das Dreieck jedes Dachbinders durch die senkrechten Constructionsstücke getheilt ist, sind durchbrochene und reich vergoldete Ornamente angebracht, welche in paßlichen Arabesken verschlungen die Hauptpersonen und Mythen des nordischen Olymps, z. B. Odin, Frigga, Iduna, die Nornen u. s. w. darstellen (sie wurden in Stiglmayers Atelier aus Zink gegossen). Die Hauptwände theilen sich ihrer Höhe nach in zwei Abtheilungen; die obere ist theils mit braunrothen, theils mit weißen Marmorplatten bekleidet, auf welchen letztern in großen vergoldeten Buchstaben die Namen derjenigen Walhallahelden angebracht sind, deren Bildnisse nicht aufzufinden waren. Ein Brüstungsgesimse oder Band, theils von grauem, theils von weißem Marmor, sondert diese obere Wandabtheilung von der untern und hat in seiner Mitte den großen Marmorfries, welcher die Geschichte der deutschen Nation von den ersten mythischen Zeiten der Bevölkerung durch kaukasische Stämme bis zu der Bekehrungspredigt des heiligen Bonifacius darstellt (dieser Fries von Wagner in Rom ausgeführt, war auch noch nicht vorhanden). Die Pfeilermassen sind unten durch Pilaster, oben durch 14 kolossale Walkyrenstatuen gebildet, welche nach Art der chrysoelephantinischen Plastik ausgeführt sind und das Deckengewölbe stützen. Zwischen diesen Pfeilern werden in den untern, mit prachtvollem rothbraunen Marmor bekleideten Wandabtheilungen die Gruppen der Brustbilder stehen, theils auf einem fortlaufenden Piedestal, theils auf Tragsteinen. Die Mitte einer jeden solchen Gruppe, deren sechs sind, bildet immer eine weibliche Figur als Victoria bezeichnet und von Rauch gearbeitet. Kandelaber und prächtige Sitze werden die innere Ausschmückung vervollständigen, mit welcher auch der Fußboden harmonirt, der, ein reiches Lithostraton von bunten Marmorarten, in seinen drei Hauptabtheilungen Inschrifttafeln zeigen soll, welche sagen, wenn die Ausführung

dieses großen Werkes beschlossen und begonnen ward, und wenn vollendet."

Gegen die Donau hin ruht der mächtige Tempel auf drei übereinander emporsteigenden Terassen von cyklopischen Mauern, an denen die Treppen hinabführen werden.

Kurz, was Größe und Pracht, so wie Consequenz des Styls betrifft, läßt sich außer der prächtigen, ebenfalls rein tempelartig gebauten Magdalenenkirche in Paris schwerlich etwas Anderes dieser Walhalla an die Seite stellen. — Was mir dabei schwer auf's Herz fällt, ist: daß es nur eben die Walhalla des Königs Ludwig und nicht die Walhalla Deutschlands ist. Was kann ein Monument für Geistesgewicht haben, wenn es nur von Einem, und sei er König oder Kaiser, dekretirt ist! Den Ruhm — das Aufzeichnen in den Annalen einer Nation — ihn kann nur die Nation verleihen. Wie schön ist doch bei Herodot, wenn er erzählt, wie bei den Barbaren mit Verwunderung vernommen worden sei, daß dem Hellenen das höchste Ziel seines Kämpfens ein Kranz sei, den die Richter des Volks ihm zuertheilen. Wenn König Ludwig groß handeln wollte, so mußte er eine Walhalla bauen und sie allen Völkern deutscher Zunge vollkommen zu eigen geben, damit von ihnen allein nun bestimmt werde, wessen Name und wessen Bildniß hier aufgenommen werden solle. So lange der König diktirt: „Dieser soll aufgenommen, Jener ausgeschlossen werden," ist von einer geschichtlichen Ruhmeshalle wohl schwerlich die Rede, und nur eine geschichtliche kann überhaupt eine Bedeutung haben! Wird wohl König Ludwig einem Luther, diesem gewaltigen Geiste, dem ersten, der die alten römischen Geistesfesseln mit Macht zerbrach, die Stelle hier anweisen, die ihm eine höhere und reinere Geschichte nicht bloß Deutschlands, sondern der Menschheit mit Recht zuertheilt! Die Errichtung der Klöster in Baiern allein giebt hierauf ausreichende Antwort.

Eine andere Frage ist: durfte eine Walhalla in griechischem Styl gebaut werden? Ja, der griechische Styl ist die Mathesis des Bauens und er gehört deßhalb allen Ländern und Zeiten an; aber wenn es sich um ein Monument handelt, welches durch und durch volksthümlich sein soll, und wenn nun eben dies Volk einen eigenthümlichen, nur in ihm zur reinsten Vollendung gekommenen Baustyl hat, welcher für diesen Zweck gar wohl einer zeitgemäßen Metamorphose fähig war, wie kann man denn irgend einen andern als dieſen Styl wählen?

Mit diesen Gedanken stieg ich den Berg wieder hinab. Da leuchtete gegenüber im Abendlichte so schön die Ruine von Donaustauf, daß ich durchaus beschloß, auch diese noch vor meiner Rückfahrt zu ersteigen. Der Fürst Thurn und Taxis hat die Umgebung des alten Gemäuers in einen Garten verwandeln lassen, und gewiß, die Aussicht da oben aus den alten Pfeilern und Bogen über die sanften Biegungen der jungen Donau, über das jenseitige weite Land und über die frischbelaubten Hügel um und hinter der Walhalla — es gab im goldenen Abendsonnenschein einen höchst anmuthigen Eindruck. Dabei hat die alte Burg viel geschichtlich Merkwürdiges; hat doch der grundgelehrte alte Bischof von Regensburg Albert v. Bollstädt, Albertus magnus genannt, der in seiner Jugend in Paris über Aristoteles las, übrigens oft auch, obwohl fälschlich, als einer der ersten Schriftsteller über die Geheimnisse der Frauen gepriesen wird, zumeist auf der Veste Donaustauf gewohnt und dort seinen berühmten Traktat über das Evangelium des Lucas geschrieben. Im 30jährigen Krieg im Jahr 1634 im Februar wurde das Schloß von den Schweden erobert und gesprengt; seitdem liegt es in Ruinen.

Bei beginnendem Dunkel fuhr ich wieder über die Regensburger Donaubrücke und denke nun von Morgen früh an ohne Aufenthalt nach Dresden zu eilen.

Dresden, den 4. Mai, Abends.

Damit denn ein genügender Abschluß diesen Blättern nicht fehle, will ich auch über diese letzten Reisetage wenige Worte hier aufzeichnen.

Am 2. Mai früh 5 Uhr verließ ich Regensburg und fuhr auf der wenig Abwechslung bietenden, oft an hübschen Wiesengründen meist über Felder und selten durch Wald führenden Straße über Waiden nach Tirschenreuth. Sonderbar genug hätte ich noch auf dieser einförmigen guten baierischen Chaussée einen Unfall erleiden können, den ich in Alpen und Apenninen immer glücklich entgangen war. Ein plötzlich auf die Pferde losspringender Hund machte die Pferde scheu und es fehlte wenig, so stürzte der Wagen in den, wenn auch nicht sehr tiefen Chausséegraben. Ich und mein Diener, wir sprangen zugleich vom Wagen, er ergriff die Pferde, ich die Speichen eines Rades und so wurde noch glücklich ein Unfall verhütet. Ich sagte es manchmal: nicht bloß die Könige und Fürsten existiren von Gottes Gnade, sondern Jeder jeden Tag.

Das Wetter wurde sehr grau und regnicht, das Nachtquartier in Tirschenreuth war eben so schlecht, als das Wetter, und als ich den 3. früh ausfuhr, regnete es von einem dunkelgrauen echtdeutschen Himmel in Strömen. Schon gegen 9 Uhr war ich in Eger. Es fehlte an Pferden, um uns sofort nach Franzensbrunn zu schaffen, und ich zeigte einer unerwartet gefundenen Gesellschaft noch die hübsche alte Stadtkirche von Eger. Bald waren wir in Franzensbrunn, wo ich das Glück eines erfrischenden Bades aus echtem Franzensquell genoß, um alsbald mich geflügelten Laufs der Postpferde nach Reichenbach zuzuwenden, wo ich in später Nacht ankam, um heute früh 4 Uhr schon wieder aufzubrechen.

Jetzt wurde das Wetter wieder schön, die Postillione fuhren wacker und um 4 Uhr sprang mir am Berge von Tharand schon meine Eugenie entgegen, welcher bald die übrigen der Meinen folgten. Alle konnte ich gesund in die Arme schließen, und — dem gütigen Geschick dankend — traten wir vereint in die blumenbekränzte Thüre meines gartenumgebenen Hauses.

III.

Biographisches Fragment.

Begonnen am ersten Ostertage 1846.

Meine Eltern waren: August Gottlob Carus, geboren in Dahme am 3. August 1763, und Christiane Elisabeth Carus, geborne Jäger, welche am 13. Juli 1763 zu Mühlhausen in Thüringen das Licht der Welt erblickte. Aus diesen bin ich geboren zu Leipzig, im kalten Winter 1789, am 3. Januar Nachmittags 3 Uhr. Die Geschichte meines Stammes kann ich weiter hinauf verfolgen auf mütterlicher Seite als auf väterlicher, und jeden Falls bin ich jener Linie auch mehr adäquat als dieser, denn mehrere vielbeschäftigte Aerzte und Naturforscher gehören zu jener Reihe.

Ueberhaupt erinnere ich mich gern jener alten ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen, der Heimath meiner Mutter und ihrer Eltern. Ich selbst habe ein Jahr meiner Kindheit dort verlebt, auch einige Zeit später sie noch einmal wiedergesehen, und einen eigenen poetischen Schleier webt die Erinnerung um diese recht altdeutsche bedeutende Oertlichkeit. Das Land dort umher ist flachhügelig, die Unstrut durchzieht den lockern Kalkboden, auf welchem, wie auf so manchen andern deutschen nördlichen Landen, früher vielfältiger Wein gebaut worden ist, und welcher noch jetzt dem Getreide-, Obst- und Gemüsebau sich günstig erzeigt. Viele Quellen brechen aus diesem Boden hervor, deren zwei von solcher Mächtigkeit, daß eine die Oberstadt, die andere die Unterstadt auf allen Straßen mit klaren Bächlein bewässert. Ich sah die Stadt noch als freie Reichsstadt, zu welcher sie von Kaiser Heinrich I. erhoben wurde, und sie blieb es, bis sie 1802 dem preußischen Staat einverleibt worden ist. Bei

jedem Schritt stieß man sonst dort auf Erinnerungen an deutsche Vorzeit. Die alten gothischen Kirchen, das Rathhaus und das Ritterhaus, wo die Bürger einst im vierzehnten Jahrhundert die besiegten Grafen von Reinstein und Wernigerode einsperrten, bis sie Urfehde geschworen und Ersatz ihrer Raubzüge geleistet hatten, die Brodlaibe am Obermarkt, wo sonst die Bäcker ihren Verkauf hatten, die grauen Warten und Mauernthürme, an welchen mancher Strauß einst bestanden worden war: Alles mußte wohl geeignet sein, schon bei dem Knaben einen eigenthümlichen tiefen Eindruck zu hinterlassen. — Dort in diesen alten Mauern also lebte zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein Arzt aus der Familie derer v. Marschalk, und dieser war der Vater des Urgroßvaters meiner Mutter. Als im Jahr 1683 die Pest Mühlhausen und die Umgegend heimsuchte, soll er insbesondere durch Empfehlung und Anwendung des Citronensaftes viele glückliche Kuren gemacht haben. Seine Enkeltochter Marie Elisabeth verheirathete sich ebenfalls mit einem Arzte Namens Reichel. Dieser, früher ein gewöhnlicher Wundarzt, hatte das Glück, von einem Herrn v. Presike mit nach Leipzig genommen zu werden und sich dort weiter ausbilden zu können. Später übte er Chirurgie und Geburtshilfe in Mühlhausen aus, war geschätzt und geachtet und starb hier im sechzigsten Jahre. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Von den erstern war der eine der durch seine Untersuchungen über den Blutumlauf und sonstige tüchtige Arbeiten berühmte Professor Georg Reichel, welcher lange mit Glück zu Leipzig Vorträge gehalten hat. Der andere studirte Theologie und ist später Superintendent zu Mühlhausen geworden. Von den Töchtern heirathete die eine einen Chirurgen Altenburg, die andere den Färbermeister Andreas Adam Jäger aus Köln in Sachsen, und Letztere wurden meine Großeltern.

Zu der Zeit, wo ich als kleiner Knabe im Hause meiner Großeltern lebte, führte man mich wohl zuweilen in die

Wohnung unſers Verwandten und Arztes, des Dr. Altenburg, und ich ſah dort mit gebührender Ehrfurcht die Bibliothek und Inſtrumente und Mikroskope jenes in Leipzig verſtorbenen Profeſſors Reichel, ſo daß mir denn auch von da bis in ſpätere Zeit dieſer Eindruck als ein Bild damaliger Gelehrſamkeit und damaliger Naturſtudien lebhaft gegenwärtig geblieben iſt. Unterſchied ſich doch die Wiſſenſchaft jener Zeit noch ſo merkwürdig von Dem, was ein halbes Jahrhundert ſpäter an deren Stelle trat. Die Lehre war noch gewiſſermaßen enger, es überſtieg noch nicht die Kraft eines Menſchenlebens, Das ſich zu eigen zu machen, was vom Baue des Menſchen und von der Mannichfaltigkeit der organiſchen Welt überhaupt bekannt war, und wenn man jetzt faſt mehr Geſchlechter der dem bloßen Auge unſichtbaren Infuſorien kennt, als damals Geſchlechter großer handgreiflicher Geſchöpfe bekannt waren, ſo fand ſich auch die Wiſſenſchaft vom Menſchen auf einfachere Weiſe, aber mit einem gewiſſen Pedantismus auseinander gelegt, welches Alles dann einestheils lebhafter zu einem bald zu bewältigenden Studium aufzufordern ſchien, und anderntheils doch auch durch einen ſteifen, durch und durch latiniſirenden Formalismus ein lebendiges Gemüth mehr abzuſchrecken geeignet war. — Noch gegenwärtig ſtehen die Folianten des Albin und Veſal, die Quartanten des Haller, die Reihen der Werke eines Boerhave und Sydenham, wie ſie dort aufgeſtellt waren, und die ganze altmodige Einrichtung der Bibliothek, dann das große, den Kindern als beſonderes Wunderwerk nur von fern gezeigte Sonnenmikroskop und allerhand dabei aufgeſammelte naturhiſtoriſche Curioſa in einem eigenen Licht vor meinem Geiſte und geben mir das eigenthümliche Janusgefühl, mit einem Male um zehn Luſtra und mehr in den Bildungsgang der Menſchheit ſomit zurückſchauen zu können.

Ich muß übrigens doch noch ſagen, wie dieſe Schätze wieder nach Mühlhauſen gekommen waren. Profeſſor G.

Reichel starb nämlich, wie erwähnt, in Leipzig und zwar unverheirathet. Noch lebte seine Mutter in Mühlhausen und diese wurde nach Leipzig gerufen, um die Erbschaft zu übernehmen, welche sie dann sofort unter ihre drei übrigen Kinder vertheilte. So erhielt ihr Tochtermann Altenburg Alles, was auf Medicin sich bezog, und von ihm erbte es sein Sohn **Dr.** Altenburg, von welchem endlich, als auch er, zwar verheirathet, aber kinderlos starb, dies Alles an die Familie Tilesius überging. Auch das Bild dieses **Dr.** Altenburg, das Bild eines geehrten, überall hilfreich eingreifenden Arztes, eines magern mildernsten Mannes, dessen Hilfe ich selbst viel verdanke, steht mir sehr lebhaft bis heute vor der Seele. Er war auch noch ganz ein Mann einer andern Zeit: die abgemessene, etwas pedantische Weise, der breite Frack mit großen, blanken, stählernen Knöpfen, die weiße Kravatte und das spanische Rohr, sie vollendeten die originelle Individualität eines Arztes aus der Schule Fr. Hoffmann's. Dabei ist aber sein Andenken von Unzähligen gesegnet worden, und nachdem er noch in spätern Kriegsjahren Armen, Kranken und Verwundeten vielfältigst Hilfe gespendet hatte, ehrte damals die preußische Regierung sein Gedächtniß dadurch, daß sie ein eisernes Kreuz auf sein Grab stiftete.

So fern mir nun auch in früher Knabenzeit hier noch die Vorstellung liegen mochte, daß mein eigenes Leben einen verwandten Gang nehmen könnte, so ist doch alle dergleichen Einwirkung in keinem Leben verloren, und wie denn ein Jeder finden kann, der in dieser Hinsicht auf sich ausführlich achtet, daß Das, was zuerst uns vielleicht nur ein einfacher Lebensfaden zu sein schien, zuletzt aus gar vielen und oft aus den ungleichartigsten Fasern gesponnen erfunden wird, so geben zuverlässig alle diese Einwirkungen jede ihren eigenthümlichen Einschlag in das Gewebe meines Lebens.

Bei dieser Gelegenheit muß ich daher auch gleich noch eines andern Zweiges aus dem alten Reichel'schen Stamme

gedenken, von woher mir ſpäterhin ebenfalls ein beſonderer Einfluß auf mein Leben zugedacht ſein ſollte. Der erwähnte **Dr.** Altenburg nämlich hatte noch eine einzige Schweſter, welche an einen nachmaligen Bürgermeiſter der Stadt Mühlhauſen Namens Tileſius ſich verheirathet und dieſem zwei Söhne geboren hatte, deren älteſter nachmals ſich als der bei der Kruſenſtern'ſchen Erdumſeglung vielgenannte Hofrath Tileſius bekannt machte, und theils durch ſeine Richtung auf Naturwiſſenſchaften, theils durch ſeine entſchiedene Anlage zum Zeichnen und Malen ſpäter vielfältige Einwirkung auf meine Entwicklung geübt hat. Gedenke ich dann endlich noch, und zwar vorläufig ſchon hier, eines Mannes, der meine erſte Erziehung leitete, eines geſchätzten Chemikers und vielgeliebten Bruders meiner Mutter, Daniel Jäger, ſo ſieht man in der Zeit meiner früheſten Entwicklung faſt alle die Elemente vertreten, welche ſpäterhin in der Richtung meines eigenen Lebensganges gezogen werden ſollten, und es muß dies eigentlich um ſo mehr zum Nachdenken auffordern, wenn man zuletzt allemal eingeſtehen muß, daß eben ein jeder Geiſt doch von Haus aus als ein anderer und eigenthümlicher anzuerkennen iſt, als ein Geiſt, dem äußere Einwirkungen zwar Manches erwecken und auch Manches verdecken können, was urſprünglich ſchon in ihm lag, der aber etwas ganz Neues zu erhalten oder ſich das ihm ganz Angemeſſene nehmen zu laſſen, niemals durch Aeußeres beſtimmt werden wird. Da alſo jeden Falls, wenn zu einer beſtimmten Anlage auch Verhältniſſe und Einwirkungen hinzutreten, welche gerade dieſer Anlage homogen und fördernd zu nennen ſind, dies allemal als ein eigenes organiſches Zuſammenwirken und merkwürdige Fügung betrachtet werden muß, ſo darf ich gewiß jene beſondern und meiner Individualität ſo ganz entſprechenden frühen Begegnungen und Einwirkungen mit eigenthümlich dankbarem Gefühl hier einzeichnen.

Nach dieſem Allen will ich jetzt den Leſer näher in das Leben meiner Großeltern, welches mir immer wie ein recht

in sich beschlossenes niederländisches Stillleben im Gedächtniß schwebt, heranführen. Es hatte aber in alter Zeit hinter dem Rathhause in Mühlhausen die Münze gelegen (denn die freie Reichsstadt besaß das Privilegium, Geld zu münzen, und hat es vom 15. bis 17. Jahrhundert mehrfältig ausgeübt), und als nun das Münzwesen längst eingegangen war, hatte mein Großvater, Andreas Adam Jäger, diese alten Baulichkeiten durch Kauf an sich gebracht und hier seine kleine Färberei und Druckerei eingerichtet. Das Haus lag an der Wahlgasse, durch welche, wie in der Stadt durch so viele andere, ein klares Bächlein rauschte — für das Färbergeschäft natürlich von ganz besonderm Nutzen — und hinter dem alten nur sehr mäßig wohnlichen Vordergebäude, woran zugleich eine Art von Scheuer sich befand, erstreckte sich bis zu einem halbverfallenen Flügel des alten Rathhauses der Hof, auf dem mehrere Pflaumenbäume sich befanden, heranwachsenden Knaben zu besonderm Genügen gereichend. Einige alte Schmelztiegel hatten sich bei zufälligen Abgrabungen auf dem Hofe vorgefunden und es war natürlich, daß sie als merkwürdige Erinnerungen an das freireichsstädtische Privilegium des Münzwesens gern den Besuchenden bemerkbar gemacht wurden.

Hier also lebte friedlich das Ehepaar meiner Großeltern, welchem nach und nach sieben Kinder geboren worden waren und in deren Hause zuweilen auch meine Urgroßmutter, Frau Reichel, einige Zeit zu wohnen pflegte. Sie war es, die durch ein aus dem Nachlasse des Professors Reichel, ihres Sohnes, gezogenes kleines Kapital meinen Großvater in den Stand gesetzt hatte, dies Haus zu erwerben, sie war es, die viel an der Erziehung und Pflege der Kinder Theil nahm, und sie war es auch, die jährlich immer zu einem bestimmten Tage ihre Kinder und Enkel um sich versammelte und dann Alles, was sie beim Verwalten ihres kleinen Vermögens erübrigte und was sie etwa an weiblichen Arbeiten gefertigt hatte, unter die Ihrigen ver-

theilte. Sie wurde etliche und achtzig Jahre alt und ist mir immer als das Muster einer ehrwürdigen thätigen Matrone genannt worden. Was meinen Großvater betrifft, so war er ein feiner stiller Mann, welcher immer mit einfacher Thätigkeit ganz seinem Geschäfte und seiner Familie zu leben pflegte. In frühern Jahren hatte er einst seinen Bruder, welcher in Kopenhagen eine größere Färberei besaß, dort besuchen wollen, fand ihn jedoch, als er hinkam, eben verstorben und blieb nun ein Vierteljahr dort, um Manches im Nachlaß des Hingeschiedenen ordnen zu helfen. Während dieser Zeit war es, daß er dort jenen seltsamen Mann auf dem Schaffot enden sah, der von geringem Stande ausgehend durch strebende Gesinnung und unternehmenden Geist dem Throne nahe, vielleicht zu nahe, gekommen war: den Grafen Struensee. Den Kindern war die schauerliche Geschichte dieser Hinrichtung oftmals eine willkommene Belebung langer Winterabende geworden. So berührt oftmals ein ungeheures Ereigniß auch eigenthümlich ein ganz seitab liegendes still verschlossenes Leben, und zu vergleichen etwa einem kleinen Brandfleck an der Rinde des Baumes, an dem einst der Blitz ohne sonstigen Schaden, außer dieser Marke, herabgleitete, bezeugt dann die wiederkehrende Erzählung auf lange hinaus das einmalige so unerwartete Zusammentreffen des Kleinen mit dem ganz Gewaltigen.

Auf der Flur dieses Hauses erwuchs also auch unter sechs andern Geschwistern meine Mutter und zwar als ein feines, von den Meisten sogar für schön gehaltenes sittsames Mägdlein. Von den drei Töchtern war meine Mutter die älteste und unter den vier Brüdern befand sich der eine, Namens Adolph, in einem sonderbar gehemmten Zustande, von welchem mir schon als Knabe viel erzählt wurde; ich habe ihn jedoch nie gesehen, da er bereits vor meiner Zeit verstarb. Dieses Kind nämlich bekam im dritten Jahre Masern, wuchs von da an kaum weiter fort und blieb bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr, wo er starb, ungefähr in

Zartheit und Größe eines neunjährigen Kindes. Dabei war er zart gebaut, blieb immerfort kindlichen kindischen Gemüthes, und hätte vielleicht dem Psychologen und Kraniologen Manches zu denken gegeben.

Um's Jahr 1785 war es nun, daß mein Vater, August Gottlob Carus, nach Mühlhausen kam. Ihn hatte sein Vater, ein vermögender Wollhändler in Dahme, auf eine größere Reise gesendet; er selbst sollte erst in Deutschland, dann aber besonders in den Niederlanden alles zum Wollvertrieb, zur Wollfärberei und zur Wollverarbeitung Gehörige genau kennen lernen. In Oschatz bestand er sechs Jahre lang die Lehre der Färbekunst und ging bald darauf nach Mühlhausen, allwo ein reicher Färber Namens Schneider den jungen, sehr wohlgebauten, kräftigen und unterrichteten Mann festhielt und ihm ein Jahr hindurch einen großen Theil seiner Geschäfte übertrug. Während dieser ganzen Zeit war er nicht in das Haus meiner Großeltern gekommen, und nur wenige Tage vor seiner Reise nach den Niederlanden, wohin er sich nun zu wenden gedachte, besuchte er auch diese kleine Färberei, mehr um der Kunst die Ehre zu erzeigen, als um besonderer Absichten willen. Hier sah er meine Mutter; er kam nach zwei Tagen wieder; die Familie nahm ihn gütig auf; meine Mutter, die damals Klavierstunden gehabt hatte und ein kleines Klavier leidlich zu spielen verstand, mußte ihm ein paar Lieder vorspielen und die jungen Leute vergaßen sich von dem Tage an nicht mehr! Aber die Reise drängte, man mußte sich trennen; trotz des Versprechens zu schreiben kamen keine Briefe. Dafür nach einem Vierteljahre kehrte er selbst zurück. Sie Beide standen im 23. Jahre, bald wurde die Verlobung bestimmt, und nun ging mein Vater nach Leipzig, pachtete dort am Mühlgraben in einem Hause, „zum blauen Lamm" genannt, eine Färberei (und zwar, den Preisen jener Zeit nach, für nicht mehr als 120 Rthlr. Pachtgeld), und kam ein Jahr später, im Herbst 1787, nach Mühlhausen zurück, um die

Braut heimzuführen. Am 1. November 1787 feierte dasselbe Paar die Hochzeit (dem ich sie fünfzig Jahre später, im Jahre 1837, als goldene Hochzeit feierlich wiederholen zu lassen das Glück hatte) und drei Tage darauf zogen die jungen Leute nach Leipzig, wo sie dann sofort ihre kleine Wirthschaft mit gutem Muthe eröffneten.

Im Jahr 1789, und zwar wie bemerkt am 3. Januar, wurde ich ihnen geboren und ich bin denn auch ihr einziges Kind geblieben, da ein zwei Jahr später geborner zweiter Knabe sehr bald wieder verstorben ist. Bei einem regsam betriebenen Geschäft und vieler häuslicher Arbeit mochte die Sorge für meine erste Erziehung den Eltern nicht leicht fallen, und so geschah es denn, daß sie den Vorschlag annahmen, mich auf etwa ein Jahr zu den Großeltern zu geben, allwo der obenerwähnte geliebte ältere Bruder meiner Mutter für meinen ersten Unterricht treulich zu sorgen versprach. Was man an sorgfältiger Pflege des unbewußten und des bewußten Lebens in frühen Jahren einem Andern danken kann, habe ich diesem Manne zu danken, diesem Manne, dessen milde freundliche Züge mir unvergeßlich eingeprägt sind, und welchem, bei aller Stille und Einfachheit seines Wesens, doch ein gar merkwürdiges inneres Arbeiten und Streben eigen war. Er hatte früher drei Jahre in Leipzig Theologie studirt, hatte mit Beifall gepredigt, und der Onkel in Mühlhausen, Superintendent Reichel, wünschte ihn im geistlichen Amte bald dort angestellt zu sehen. In ihm selbst aber war ein anderes Sehnen erwacht; die Naturwissenschaften und insbesondere die Chemie, damals in Frankreich zu neuem Leben erstehend und mit den ersten Stürmen der Revolution zugleich nach andern Ländern und namentlich nach Deutschland hinüberwirkend, regte auch ihn heftig auf. Lavoisier und Vauquelin mit ihren antiphlogistischen Theorien stiegen als Gestirne am Horizont der Naturwissenschaft auf, und auch in England wurde dieser Sinn mehr und mehr rege; dies Alles verleidete dem jungen

Theologen sein früheres Studium, und kaum schloß der geistliche Oheim die Augen, so ging er nach Leipzig zurück, vervollkommnete sich im Französischen, studirte Englisch und widmete sich nun ganz dem Studium der Chemie. Dort hatte er noch mit meinen Eltern zusammen ein stilles, aber in sich regsames und poetisches Leben geführt; in Mußestunden las man zusammen, ihm selbst gelangen mitunter kleine Gedichte ganz fein und wohlgemeint, und dabei war ihm dann auch der eine Knabe seiner geliebten Schwester so lieb geworden, daß er insbesondere es betrieb, daß, als er Verhältnisse halber nach Mühlhausen zurückkehren mußte, ich ihm dorthin mitgegeben werden sollte.

Auf diese Weise hätte ich denn in dem hier Erzählten den Grund aufgezeichnet, auf welchem und aus welchem hervor die erste Periode meines Lebens sich entwickeln sollte. Indem ich es aber nun versuche, mich selbst in diese frühen Zeiten zurückzuwenden und über das erste Hervorgehen der Welt des Bewußtseins in mir die möglichst vollständige Rechenschaft zu geben, befällt auch mich dieses eigene Gefühl, welches Jeder haben wird, wenn er gleichsam aus der Region seines Bewußtseins heraus in die Welt seines unbewußten Lebens ganz sich versenken möchte; es ist ein Gefühl gleichsam der Auflösung, des Verfließens im Allgemeinen, welches, in dieser Richtung, der Seele zuletzt gerade eben so nahe treten muß, als in der Richtung des Aufhörens alles Lebens, des Sterbens. Wie die spanischen Dichter es lieben, zwischen Wiege und Sarg vielfache Gleichungen zu finden, so fühlt man eben so allen Boden unter sich weichen, wenn man in die früheste Kindheit zurückblicken, sie sich geistig ganz klar zurückrufen möchte, als wenn man versuchen will, den Zustand der Grundidee unsers eigenen Daseins nach dem Aufhören dieses zeitlichen Daseins zu denken.

Ein Faktum ist jeden Falls bei diesem tiefen Rückblick merkwürdig, nämlich daß die allerfrühesten Erinnerungen nie einen Gedanken, sondern immer nur eine oder die andere

Sinnesvorstellung, welche gleichsam Daguerrotypisch besonders fest sich eingeprägt hatte, zu Tag fördern werden. Zwar sagt man sich bald, daß es nicht füglich anders sein könne, da eben in erster Kindheit das Denken, dieses wunderbare Rechnen des Geistes mit den sprachlichen Aequivalenten der Idee und der Sinnesvorstellung zugleich, noch so unbehilflich und schwach ausgeübt wird. Dessenungeachtet möchte man aber andererseits glauben, daß, dieweil das Bewußtsein und in diesem der Geist erst durch das Denken in der Seele geboren werden, die ersten Gedanken selbst sich wohl fester einprägen, besser behalten werden müßten, als frühe Sinnesvorstellungen; aber man überzeugt sich zuletzt doch, daß die bessere Bewahrung des Gedankens zwar nicht aus einer ganz so frühen, nicht aus der allerersten Periode des Bewußseins herstammen kann, daß sie dagegen allerdings für spätere Perioden wirklich nachdrücklicher sich geltend macht als die der Sinnesvorstellung allein. So also, wenn ich mich frage zunächst wie weit ich mich in die Region der Kindheit hinein, und was ich mir dort zumeist erinnern kann, so finde ich aus frühester Zeit durchaus nur einzelne Bilder vorhanden, von denen das erste ich schon an das Ende des zweiten Lebensjahres zurück zu versetzen genöthigt bin,[1] während dann einige andere aus meinem dritten und vierten Jahre ihrer Natur nach herstammen müssen. Von irgend einem eigenen Gedanken aber aus so früher Zeit ist mir eine besondere Erinnerung durchaus nicht verblieben, und wenn ich über diese Gegenstände nun recht scharf nachsinne, so muß ich sagen, daß nicht früher als aus dem fünften Le-

[1] Ich würde selbst kaum glauben, daß eine Erinnerung aus so früher Zeit erhalten werden könne, allein ich darf daran deßhalb nicht zweifeln, weil der zweite Knabe, den meine Mutter gebar, nicht ganz zwei Jahre nach mir zur Welt kam und weil mir eben diesen bald wieder verstorbenen Knaben das Gedächtniß deutlich zeigt. Ich weiß, daß ich eine ältliche Frau in kleiner, goldgestickter Haube sah (die Wehmutter), die ein kleines Kindchen ankleidete, und habe also hieran das Dokument einer Erinnerung aus dem zweiten Jahre.

bensjahre ich das erste entschiedenere und stärkere Gefühl, und nicht früher als aus dem sechsten Jahre ich den ersten weiterstrebenden Gedanken mir deutlich zurückzurufen im Stande bin; wie? werde ich sogleich erwähnen.

Es war nämlich, wie gesagt, bald nach vollendetem vierten Lebensjahre, daß ich durch die Mutter und deren Bruder nach Mühlhausen gebracht und im Hause meiner Großeltern, zugleich mit dem nur wenig jüngern Knaben einer Schwester meiner Mutter, der Pflege und Erziehung meines Oheims übergeben wurde. Ich bewahre noch manche Briefe, die Letzterer zu jener Zeit an meine Mutter geschrieben hat, und ich darf nur ein paar Fragmente daraus mittheilen, um Alles zu sagen, was sich sagen läßt von der Art, wie dieser treffliche Mann um mich besorgt war und zugleich von der Art, wie hier ein eigenes schönes geschwisterliches Verhältniß sich gestaltet hatte. So schreibt er vom 30. Oktober 1793:

„Meine liebste Schwester! Da sitz ich auf meinem Stüb„chen und Dein Karl spielt um mich her, und ich denke, „rede und schreibe an Dich und wünsche Dich her zu „uns, um uns gemeinschaftlich zu freuen unsers traulichen Umgangs und des süßen Vergnügens, Dein liebes „Kind unsern Hoffnungen entgegenwachsen zu sehen. Und „hätte ich weiter kein Verdienst um die Welt, als daß „ich nur einen einzigen ihrer Bürger zum möglichst weisen und guten, gesunden und frohen Menschen hätte erziehen helfen, ich machte auf weiter Nichts Anspruch."

Unter solchem Schutze führte ich denn also dort in den alten freireichsstädtischen Mauern ein recht ächt kindliches und einfaches Leben, und hatte Das in Fülle, was eigentlich allen Menschen, aber zumal dem Kinde, der nöthigste und schönste Lebensathem ist — Liebe!

Bei dem Allen fehlte mir dort in den ersten Wochen eine Form der Liebe — die Liebe der Mutter, und die gewisse stille Trauer um dieses Fehlen ist das erste entschiedene,

oft, wenn ich allein war, mich zu Thränen erregende Gefühl, dessen ich mich erinnere. Später verlor sich diese Trauer, es wuchs die Lust am Lernen und am Erfahren, und dann schreibt denn auch mein Oheim von mir (unter dem 22. Dezember 1793):

„Die Naturgeschichte ist ihm jetzt seine angenehmste „Unterhaltung. Besonders äußert er allemal seine Ver„wunderung, daß er dies und jenes von einem ihm be„kannten Geschöpfe noch gar nicht gewußt habe; denn „er will immer alles lieber selbst erfinden und aus sich „selbst gleichsam schöpfen, als daß er es gelernt zu haben „gestehen sollte. Beständig ist er beschäftigt. Das Erste, „wenn er früh aufgestanden, ist: gieb mir doch was zu „thun! Das gefällt mir außerordentlich an ihm."

Von diesen all', bei solchem Unterricht in der jungen Seele angeregten Gedanken erinnere ich mich indeß gegenwärtig keines einzigen mehr; dagegen ist seltsamer Weise ein Gedankenzug mir immer noch gegenwärtig und wie gesagt der früheste derer, die mir aus der Kindheit verblieben sind und dies ist — sonderbarer Weise für ein Kind — ein Gedanke über die menschliche Seele. In meinen Mußestunden war mir nämlich, anstatt der Flut von Kinderschriften, welche erst eine spätere Zeit geboren hat, ein einziges Buch ein lieber und treuer Gefährte: der alte Orbis pictus von Amos Comenius, mit seinen curiosen Holzschnitten und Verzierungen, mit seinem deutschen und lateinischen Text und mit seinen Abbildungen der verschiedensten menschlichen Beschäftigungen und Zustände. Wenn ich nun so darin blätterte und las, hielt mich immer ein Blatt fest, auf dem geschrieben stand: „die menschliche Seele". Da sah man einen Tisch abgebildet, darüber ein Triangel mit dem göttlichen Auge und dabei die mit bloßen Punkten angegebene Figur eines Menschen. Dies Geheimniß — denn daß es ein solches andeute, verstand ich wohl — war es, wodurch der Blick meines Geistes zuerst ganz in's Innere gelenkt

wurde. „Auch du hast eine Seele oder bist eine Seele!“ Dieses Denken ließ mich nicht los und dieser zuhöchst doch immer ein Mysterium bleibende Gedanke, freilich noch in voller Naivetät und im sonderbaren Staunen des kleinen Knaben, war der erste, dessen ich mich noch heute entsinne und welchen mir immer klarer zu machen ich ein halbes Jahrhundert hindurch von da an treulich gestrebt habe.

Außerdem war mein Leben in jenen Umgebungen das einfachste, und ich habe schon oben erwähnt, wie eigenthümlich die dortigen altdeutschen Oertlichkeiten, verbunden mit einer freiern Natur und einem mehr abwechselnden Boden, auf das junge Gemüth wirken mußten. Einen tiefen Eindruck hat mir insbesondere der oft wiederholte Besuch einer der reichen, die Stadt mit reinstem klarsten Wasser überströmenden Quellen hinterlassen. Die Feierlichkeit, mit welcher man von alten Zeiten her diese schöne Naturgabe dort empfangen hatte, die Dankbarkeit, welche immerfort ihr geweiht wurde, hatte etwas, das mir jetzt wie altgriechische Verehrung einer Najade vorkommt, das aber damals nur eben, weil es mir schön und gemüthlich erschien, auf den Knaben eine besondere Wirkung hervorbrachte. Jener Quell ist in Mühlhausen bekannt unter dem Namen des Brunnens zu Popperode und liegt etwa eine halbe Stunde vor der Stadt. Schon vor vielleicht zweihundert Jahren hatte die Bürgerschaft beschlossen, ihn besonders zu schmücken: eine Einfassung behauener Steine wurde ihm gegeben, ein Lusthaus mit gewölbten Hallen und fünf spitzen Thürmchen mit Schiefer gedeckt hatte man dabei aufgeführt, den grünen Anger umher sah man mit einer Mauer eingefaßt und den Brunnen selbst von schönen alten Linden beschattet, kurz das Ganze, belebt von dem wallenden breiten Quell, dessen tiefes klares Wasser zur Seite mächtig abströmt, um bald weiterhin Mühlen treiben zu können, es hat durchaus einen still in sich geschlossenen eigenthümlich anziehenden und beruhigenden Charakter. Alljährlich ziehen die Schulen, geführt von Abgeordneten der Bür-

gerschaft, da hinaus, singen Lieder am Quell und hängen die Kränze, die sie brachten, an der Halle auf; kurz es ist hier wirklich noch eine Spur eines alten Naturdienstes vorhanden, und ich kann nicht sagen, wie merkwürdig dieses Alles auf den Knaben wirkte. Noch jetzt steht die Oertlichkeit von Popperode lebhaft mir vor dem Gedächtniß.

Sodann übte doch auch die Individualität meines Großvaters, mit ihrer besondern Milde und mit dem Frieden, der darüber gebreitet war, einen sehr bedeutenden Einfluß auf das leicht gereizte, innerlich heftige Naturell der jungen Seele. Denn freilich konnte ich mitunter auf eine Art mich aufregen lassen, die manche Strafe mir zuzog. So als beim Abschießen eines kleinen hölzernen Vogels einer meiner Oheime durch einen geschickten Schuß gleich anfangs den ganzen Vogel zu Fall brachte, gerieth ich außer mir, warf mich mit Heftigkeit zur Erde, und brach in unaufhaltsames, langes, krampfiges Weinen aus. Gegen diese unglückliche Anlage nun war die Einwirkung eines so einfachen stillen Gemüthes als das jenes Alten ein überaus wohlthätiges milderndes Oel. Noch ganz deutlich erinnere ich mich, wie im Sommer an stillen Sonntagsnachmittagen er auf duftendem Heu in der kühlen Scheune gerne mit uns zu ruhen pflegte, und wie er uns da bisweilen biblische Geschichten zu erzählen liebte. Besonders der eine Tag, wo er von der Seefahrt der Jünger sprach und von Christus, wie er über die stürmenden Wogen tröstend und beruhigend daherschreitet, er ist mir immer unvergeßlich geblieben.

Es sollte aber mein Aufenthalt im großelterlichen Hause mir nicht bloß Angenehmes und Gutes bringen, sondern auch eine schwere Erkrankung. Damals, wo Jenner's Entdeckung noch nicht die Kindheit gegen das Pockengift schützte, waren denn auch Epidemien der letztern Art häufiger, und so erkrankte ich gleich nach vollendetem fünften Jahre so schwer an den natürlichen Pocken, daß ich fast eine Woche erblindet lag. Auch hier wachte mit rührender Sorgfalt über mich

jener gütige Oheim, und noch bewahre ich ein bis in's Kleinste gehendes Tagebuch dieser Krankheit, welches er für meine Mutter geführt, ihr aber erst nach beendigter Krankheit gesendet hatte, damit auf zarte Weise, mit dem Schreck über die Nachricht von der Erkrankung, zugleich die Freude über gelungene Rettung verbunden werde. Mit ihm bewachte treulich Dr. Altenburg den Sturm des Fiebers, leitete es, wie ich noch aus dem Tagebuche ersehe, auf einfach hippokratische Weise, und so kam es denn auch, daß nach überstandenem Leiden ich mich einer fast noch bessern Gesundheit zu erfreuen hatte als vorher.

Im Spätsommer 1794 kamen meine Eltern nach Mühlhausen, um mich abzuholen, und wie schnell doch die Bestimmtheit des Sinneseindrucks in der weichen Seele des Kindes schwindet, dies hatte ich daran Gelegenheit zu erfahren, daß ich beide Eltern und am längsten meinen Vater nicht wieder erkannte, als sie mir scherzweise zuerst unter fremden Namen vorgestellt wurden. Noch immer muß ich, wenn ich hieran gedenke, es seltsam finden, daß, da einzelne Bilder aus frühester Zeit mir noch jetzt vollkommen gegenwärtig sind, damals das Bild geliebter Personen so schnell in der Seele des Kindes sich verdunkeln konnte! Allein bei näherer Erwägung ergiebt sich leicht, daß, indem überhaupt ein Sinneseindruck um so fester in der Seele haftet, je stärker im Moment die von ihm bewirkte Erregung dort war, nothwendig alle die Vorstellungen, welche täglich und stündlich ohne besondere Erregung in der Seele sich wiederholen, dergestalt, daß sie ganz zur Gewohnheit und deßhalb weniger beachtet werden, auch leichter verblassen, als irgend ein Bild, irgend eine Vorstellung, deren Aufnahme in der Seele durch eine gewisse Gewaltsamkeit bezeichnet worden ist. So also waren auch die Gestalten und Gesichtszüge meiner Eltern, eben weil sie mich täglich umgaben, mir weniger fest im Gedächtniß geblieben, als der Eindruck einiger besonderer Situationen, welche plötzlich und mit einer gewissen Heftigkeit

der Seele sich dargestellt hatten. Beispiele dieser Art würden sich aus der Geschichte jedes Geistes gewiß aufführen lassen; besondere Aufmerksamkeit hat man ihnen indeß bisher offenbar weniger zugewendet.

Endlich, nach einem Jahre, wieder in Leipzig angekommen, fand ich meine Eltern nicht mehr in dem Hause, wo ich geboren, sondern in einer Färberei, gelegen am Wege nach dem schönen Walde, welcher sich längs des Elsterflusses bis gegen Merseburg und Halle hin ausdehnt, und dessen nächster Theil bei Leipzig mit dem Namen des Rosenthales belegt wird. In dieser Wohnung verlebte ich nun meine nächsten sechs Jahre, erhielt anstatt des geliebten Oheims mehrere andere Lehrer und trieb ziemlich fleißig Alles, was man als lernenswerth mir darbot. Wenn ich mir nun Mühe gebe, mich zu erinnern, was in jener Periode als insbesondere wichtig für weitere Entwicklung bezeichnet werden müsse, so darf ich drei Momente namentlich hervorheben: einmal ein beginnendes bestimmteres Verhältniß zur freien Natur, ein andermal eine entschiedenere Beziehung zur Gesellschaft, und endlich das erste deutlichere Hervortauchen gewisser Neigungen und Eigenthümlichkeiten in mir selbst.

Das Erste wurde begünstigt durch die Lage unserer damaligen Wohnung in der Nähe jenes schönen Waldes. Aus meinem Fenster sah ich da hinaus, der Fluß hinter unserm Hause floß da hinein, und ich selbst, allmählig mehr heranwachsend, konnte mich nun schon öfter in Wiesen und nahen Waldesrand vertiefen. Giebt es doch dort noch einen Ueberrest altdeutscher Eichenwaldungen! und insbesondere hatte der sich meilenweit erstreckende Theil, welchen man das „wilde Rosenthal" nennt, damals noch Ueberfluß an mächtigen viele Jahrhunderte zählenden Eichen. Mit einem zweiten Oheim, der meinem Vater im Geschäft beistand, zog ich auch wohl an warmen Sommernachmittagen in jene Schatten und kühlte mich in den gelblichen Wellen der Elster, im Herbst ging ich mit andern Knaben hinaus, um Gerten zu schneiden und

Sprenkel den Zugvögeln zu stellen, aber am eigenthümlichsten wirkte es doch auf mich, als ich späterhin in den nächstgelegenen Waldtheilen allein mich ergehen durfte. Ich lag dann wohl unter einer alten Eiche, sah in die mächtigen Aeste und in das Blättergewölbe hinauf, gab Achtung auf das Leben der kleinen Käfer im Grase umher, und fing an zu ahnen, daß in diesem stillen Leben eine Menge der seltsamsten Geheimnisse verborgen liegen müßten. Es entwickelte sich dort ein gewisser Hang zur Einsamkeit, und es war mir da oft so besonders wohl. Die frische Waldesluft, der Hauch der Wiesen, es schien mir auch körperlich zusagend und gesund, und wenn ich daher nicht gar oft dorthin selbst mich verlieren durfte, so saß oder stand ich dafür um so mehr am Wasser hinter unserm Hause, trieb Fischfang mit der Angel und sah dabei nach den fernen Wipfeln hinüber. Kam dann der Winter, so boten die kleinern Flüsse, die sich um Leipzig durch die Wälder ziehen, die erwünschteste Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen, in welchem ich bald eine bedeutende Fertigkeit bekam, und noch jetzt kann ich mit Vergnügen mancher Abende gedenken, wo ich das Spätroth des Westens und die schimmernde Mondessichel durch die beschneiten Zweige der Büsche und Bäume in immer neuem Reiz verfolgen durfte, während die blanken Eisen mich rasch über die spiegelnde Bahn des Flusses dahintrugen. Einigemal hätten übrigens beinahe die Najaden den jungen unachtsamen Naturfreund für immer in ihr dunkles Reich hinabgezogen. Zweimal zu verschiedenen Zeiten stürzte ich hinter dem Hause meiner Eltern in den tiefen Fluß und wurde mit genauer Noth gerettet, und einmal brach ich, als ich am Waldesrande über das beschneite Flußeis nach der Bahn gehen wollte, plötzlich durch und stand mit einem Male bis an die Brust im Wasser. War an dieser Stelle der Fluß tiefer, so war ich verloren; so waren bloß die Schlittschuhe im Wasser mir entschlüpft und ich selbst arbeitete mich bald wieder auf das Eis herauf. Im Begriff fortzugehen vermißte ich jedoch die getreuen Eisen,

und sogleich kehrte ich wieder nach der eingebrochenen Stelle zurück und fischte an den schwimmenden Bändern die schon verloren geglaubten heraus, allerdings nicht bedenkend, daß ich mich so einer noch weit größern Gefahr ausgesetzt hatte. Ich kam ganz mit Eiszapfen bedeckt nach Hause, doch blieb dieser Fall sowohl als der zweimalige frühere Sturz in's Wasser ohne weitere Folgen für meine Gesundheit.

Aber nicht bloß für die mich näher umgebende Natur sollte mir deutlicher der Blick aufgehen, auch von weiter entlegener und fremder Landesart einen Begriff zu fassen sollte dem Knaben erleichtert werden, denn um diese Zeit kehrte **Dr. Tilesius**, dessen ich oben schon gedacht habe, von Portugal, wohin er als Naturalist mit Graf Hoffmannsegg gegangen, mit vielfältiger Ausbeute beladen zurück, und wohnte längere Zeit in oder am Hause meiner Eltern. Ich sah bei ihm ausgebreitet zum ersten Male die wunderlichen Gestalten der Seegeschöpfe, der Seeigel, Korallen, Gorgonien, der Muscheln und Sepien, und sah vielfältige Zeichnungen, die er in jenen Gegenden entworfen hatte; ja wenn er mir erzählte und ich ihn um ein Bild bat, so nahm er wohl meinen kleinen Farbenkasten, zeichnete mir die Küste von Ceuta oder das malerische Cintra auf ein Stück Papier, und weckte und nährte in mir so zugleich die Lust an landschaftlichen Versuchen, wozu die eigene Neigung mich frühe schon, aber freilich noch auf ganz kindische Weise getrieben hatte.

Indem mir nun auf diese Art die äußere Welt nach und nach anfing verständlicher zu werden, sollte es auch nicht an Gelegenheit fehlen, von der großen Verschiedenheit der Elemente, aus welcher die menschliche Gesellschaft immer wieder neu gebildet wird, einen deutlichern Begriff zu erlangen. Durch große Thätigkeit und eine bei Benutzung der Fortschritte der Chemie gesteigerte Kenntniß im Geschäft hatte mein Vater eine gewisse Wohlhabenheit sich geschaffen, welche es möglich machte, Freunde und Bekannte öfters bei sich zu sehen; dabei war denn auch mein älterer Oheim, dem ich

meine erste Erziehung verdankte, wieder nach Leipzig gekommen und half dazu, mit Gelehrten und andern gebildeten Personen ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen; außerdem endlich befand sich auch ein Verwandter meines Vaters, der späterhin durch seine psychologischen Studien bekannt gewordene Friedrich August Carus, als junger Docent damals an der Universität, und so bildete sich, gefördert durch das heitere und angenehme Wesen meiner Mutter, ein Kreis von Freunden um unser Haus, wie er sonst vielleicht nur selten in einer einfachen bürgerlichen Existenz gefunden wird. Der Knabe gab auf Alles, was ihn umgab, gebührend Achtung und lernte bald einsehen, in wie großer Mannichfaltigkeit sich Bestrebungen und Eigenschaften der Menschen äußern können. Da nun übrigens dem Kinde immer die Welt im Ganzen außerordentlich eng begrenzt erscheint, so hat es auch noch durchaus keinen Begriff von den Bewegungen der Menschheit im Großen, sondern gewöhnlich werden einzelne Individuen, denen es näher kommt, ihm zu Repräsentanten größerer Strahlungen dieses Ganzen. Dieser Gedankengang ist indeß nicht so unergiebig, als es auf den ersten Blick aussieht, denn wenn wir uns erinnern, daß es zuletzt doch die höchste Auffassung der Menschheit bleibt, wenn sie im Begriff wieder zu einem einzigen Organismus zusammengeht, so darf man immerhin jene früheste Anschauungsweise ganz wohl als eine bestimmte Vorbereitung zu dieser höchsten betrachten. Was mich betraf, dessen Vorstellungen damals noch im Allernächsten befangen waren, so fand ich Das, was ich wohl gehört und gelesen hatte von manchen Zweigen und Ständen menschlicher Gesellschaft in einzelnen Freunden unsers Hauses und andern mir als auffallend gezeigten Personen gut genug repräsentirt, um mir auf meine Weise einen Begriff dieser Verschiedenheit einzuprägen. Die Charaktere, deren Erwähnung hieher gehört, haben zum Glück theilweise eine öffentliche Geltung erhalten und ich kann deßhalb in deren Anführung kürzer sein, als sonst mit diesen Betrach-

tungen, welchen ich überall eine gewiſſe genetiſche und ausführliche Folge zu geben wünſchte, vereinbar wäre. So will ich hier nächſt Friedrich Auguſt Carus des Pſychologen, den wir oftmals bei uns ſahen und in welchem mir immer durch ſein ruhiges gehaltenes Weſen der Begriff der Würde des angehenden akademiſchen Lehrers beſonders gegenſtändlich erſchien, namentlich eines Mannes gedenken, deſſen ſchönwiſſenſchaftliche Richtung und deſſen feines Gemüth ihn theils ſelbſt als Schriftſteller bekannt gemacht haben, theils ihn mit den erſten Geiſtern ſeiner Zeit, und namentlich auch mit Göthe, in Berührung gebracht hatten: ich meine Friedrich Rochlitz. Dieſer Mann, der Sohn unbemittelter Leipziger Bürgersleute, hatte gleich meinem Oheim ebenfalls anfangs Theologie ſtudirt, war aber auch gleich dieſem durch eine innere lebendigere Richtung von dem engergefaßten Dogma verſcheucht worden, und hatte damals bereits begonnen, durch verſchiedene Erzählungen und manche äſthetiſche Schilderungen ein gewiſſes Aufſehen zu erregen. Gleichzeitig hatte er ſich durch Begründung der muſikaliſchen Zeitung ein wahres Verdienſt erworben und viele ſchätzbare Beiträge ſelbſt zu derſelben gegeben. Sein ganzes Aeußere ſchien noch einer frühern Periode anzugehören: ich erinnere mich ihn immer noch in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen mit großen ſilbernen Schnallen, ſo wie in gepudertem Haar geſehen zu haben. Uebrigens war er von langer ſchmächtiger Statur, feiner gemüthlicher Geſichtsbildung und freundlichem, durchaus gehaltenen Benehmen. Ein Freund von ihm, der damalige Organiſt der Neukirche in Leipzig und ſpäterhin Kapellmeiſter in Weimar, Auguſt Müller, war ebenfalls und zugleich mit Rochlitz viel in unſerm Hauſe. An dieſem, einem kräftigen unterſetzten, ziemlich beleibten Mann, erſchien mir zum erſten Male die lebensluſtige friſche Natur, wie wir ſie als charakteriſtiſch für viele ausgezeichnete Tonkünſtler kennen gelernt haben. Müller ſpielte für damalige Zeit ausgezeichnet das Forte-Piano, und wenn er an Sonn-

tag Nachmittagen zuweilen mit Kraft und Leben die Ouverture zum Figaro oder zur Entführung aus dem Serail vortrug, so vortrug, daß oft die unter unsern Fenstern vorbei nach dem Rosenthal wallfahrtenden Spaziergänger verweilten, und wenn dann lebhafte Gespräche mit Rochlitz und den Meinigen über Musik sich entspannen, so war ich, so fern mir im Ganzen noch diese Sachen lagen, doch immer ein aufmerksamer Hörer. Nicht selten fanden sich bei solchen Gelegenheiten auch noch die Herren Breitkopf und Härtel ein, die Besitzer der großen Handlung, welche Mozart's Werke, die musikalische Zeitung und vieles andere kräftig in die Zeit Eingreifende zu Tage gefördert hat. Breitkopf, der Sohn von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, dem berühmten Erfinder des beweglichen Notendrucks und vieler andern Vervollkommnungen der Buchdruckerei, ist mir gleichfalls noch als ein jovialer, an allem geistigen Fortschritt lebendigen Antheil nehmender Mann im Gedächtniß, während sein Associé Härtel — weit mehr berechnend und kälter — mir das Bild eines wohlüberlegenden Geschäftsmannes mit der größten Bestimmtheit darstellt. Zähle ich nun noch zwischen diesen mannichfaltigen Charakteren einen heitern, immer zu guten Humoren aufgelegten Rechtsgelehrten Seifert, welcher später im Leipziger Magistrate einen bedeutenden Posten bekleidete, damals aber fast täglich in unserm Hause gesehen wurde, so sieht man einen Kreis entstanden, wie er auf eine junge allmählig heranreifende Persönlichkeit nicht anders als im guten Sinne anregend wirken mußte.

Ich selbst, so viel ich mich meiner damaligen Eigenthümlichkeiten erinnere, hatte stets etwas mehr in mich Gekehrtes, fast mitunter Verschlossenes und Scheues. Es wurde mir sehr schwer, mich irgend einer mir weniger bekannten Person vorstellen zu lassen, obwohl ich auf meine Umgebungen gar wohl zu achten gewohnt war. Dabei regte sich zeitig eine gewisse pedantische Ordnungsliebe. Es konnte mir Freude machen, wenn mir meine Mutter erlaubte, wenn sie aus-

ging und ich zu Hause blieb, ihr Zimmer auf das Sorgfältigste aufzuräumen und zu ordnen. Mein eigenes Zimmerchen hielt ich gern sehr rein und meine Bücher und sonstiges Eigenthum hatte ich meistens sehr wohl aufgehoben. Ich lebte auch eigentlich mehr so zu sagen in mich hinein als aus mir heraus. Die großen Weltbegebenheiten, die zu jener Zeit, von Frankreich ausgehend, Europa erschütterten, der Tod Ludwig XVI., die Waffenthaten der jungen Republik, der sich entzündende Kampf mit England — es lag mir Alles zu fern, und wenn auch das Unglück jener Königsfamilie mich in seiner menschlichen Bedeutung rührte, wenn ich davon erzählen hörte, so war doch im Ganzen mein Leben noch zu eng begrenzt, um mich an jenen Erschütterungen besondern Antheil nehmen zu lassen.

Bedenke ich nun, daß, so weit ich mich meiner damaligen Zustände erinnere, doch zu jener Zeit ich mich unter die intelligenten Knaben meines Alters wohl zählen durfte, so geht mir aus dieser beschränkten Gesinnung in Bezug auf das Oeffentliche so viel hervor, daß es schwerlich wohl als ein überall richtiger Weg gelten könne, wenn die Erziehung sich vorsetzt, durchaus schon in so jungen Jahren besonderes Interesse für ein gewisses weiteres politisches Leben zu entwickeln. Der junge Geist hat nämlich zuerst noch so viel mit sich zu thun, es ist ihm so schwer, zuerst nur in einem kleinern und verborgenern Kreise sich einheimisch zu machen und dort eine gewisse Stätigkeit und Kraft zu gewinnen, so daß es eben daher nothwendig störend auf ihn wirken muß, wenn er sehr frühe schon entschieden gegen das Allgemeine gedrängt wird. Mindestens gehört dazu, daß der Geist mit dem Leben im Allgemeinen anfangen und von da aus erst zur Besonderheit und Selbständigkeit vordringen könne, ein, ich möchte sagen, mehr ursprünglicher, mehr naiver und auch eben dadurch doch gewissermaßen roherer Zustand eines Menschheitstammes, als ein solcher in unsern Tagen und unter uns vorhanden ist. Das Kind einer Horde von Wil-

den, der Knabe der alten Deutschen, ja selbst noch der der griechischen und römischen Stämme zur Zeit der Republiken, sie lebten von Haus aus mit im und vom Geschick des Volks, bei ihnen war die frühe genaueste Theilnahme am politischen Zustande der Massen ganz unabweisbar. Anders dagegen kann das nur sein in unsern so viel künstlichern, so weit verwickeltern, so schwer zu übersehenden öffentlichen Zuständen jetziger europäischer Menschheit! Für uns ist demnach in dieser so wie in so vieler anderer Beziehung die umgekehrte Entwicklung, nämlich die vom Besondern in's Allgemeine, jeden Falls die naturgemäße und rechte; und so habe auch ich es denn nie beklagt, daß die Art und Weise meiner ersten Heranbildung mich gerade ganz in diesem Gange hielt und mir hauptsächlich Raum gab, zuerst in mir selbst und in einer engen Welt mich zu kräftigen und zu sichern, bevor ich mit Entschiedenheit auf weiterm Kreise meine Theilnahme auszudehnen angeregt und versucht wurde.

Daß übrigens bei meiner Erziehung irgend ein besonderer Plan befolgt worden wäre, oder daß schon früh über den Lebensberuf, den ich dereinst ergreifen sollte, eine Bestimmung Statt gehabt hätte, kann ich nicht sagen. Meinem Vater, da ich das einzige Kind blieb, schwebte wohl der Wunsch vor, daß ich dereinst sein Geschäft fortsetzen möchte; indeß hörte ich ihn doch oftmals sagen: ich solle nur recht viel lernen, ein vermehrtes Wissen werde auch diesem Geschäfte gar sehr zu Gute kommen. Da es nun ganz gewöhnlich war, daß junge Leute, auch ohne einem eigentlich wissenschaftlichen Studium sich zu widmen, einzelne und namentlich naturwissenschaftliche Collegia an der Universität hörten, und da auch mir dergleichen späterhin für zuträglich gehalten wurde, so ließ man mich um die Zeit meines zwölften Jahres in die Thomas-Schule eintreten, damit, nach weiter verfolgten philologischen Arbeiten, späterhin eine Inscription bei der Universität möglich werden möchte.

Bis zu jener Zeit des Eintritts in eine öffentliche Schule

hatte ich nur sehr wenig mit andern Knaben verkehrt und wüßte ich denn davon auch nichts Besonderes aufzuzeichnen, was Einfluß auf mein späteres Leben gehabt hätte. Am nächsten meinem Herzen kam ein Knabe, Wilhelm, der Sohn eines Leipziger Kaufmanns Fleischer, aber die Eltern zogen mit ihm in den nächsten Jahren nach Jena, wo ich ihn dann auch einmal besuchte und wohl 12—14 Tage dort in seinem Hause lebte. Der Knabe hatte etwas Mildes und Sanftes, das meinem mehr ernsten Wesen wohlthat; das freundliche Gesicht mit blonden Locken umgeben war mir sehr lieb geworden, und so interessirte mich nun auch die Oertlichkeit, in welcher er lebte, ja sie hinterließ mir in mehrfacher Beziehung einen bestimmten Eindruck in meiner innern Welt. Wir bestiegen manchen Berg, wie sie dort von den Ufern der Sale in vielfältigen Rücken und Kuppeln sich erheben. Das Neue der Formation dieser Kalkberge, die Ruinen der Kunitzburg, Lobdaburg — das Ziel mancher Burschenzüge — der abenteuerlich auf der Höhe gelegene Fuchsthurm, das eigene goldene Abendlicht in diesem Salethale — Alles regte mich eigenthümlich an und ist mir immer gegenwärtig geblieben. Zugleich beschäftigte mich auch die Oertlichkeit der Stadt, deren hohe gothische Kirche und deren rinnende Wasser in den Straßen mich auffallend an Mühlhausen erinnern mußten; vorzüglich wirkte aber das renommistische Treiben der Studenten sonderbar auf die Phantasie des Kaben. Jena war damals noch sehr stark besucht, in hohen Kanonenstiefeln mit mächtigen Schlägern sah man oft Truppen der Landsmannschaften auf dem Markte einherschreiten; Zweikämpfe waren an der Tagesordnung, Fechtübungen wurden oft am Tage bei dem Marktbrunnen gehalten, und da mehrere Studenten in dem Fleischer'schen Hause wohnten, mit denen mein Wilhelm bekannt war, so wurde ich denn auch da mit eingeführt und besah mir mit nicht geringer Aufmerksamkeit die großen bequasteten Pfeifen, die weiten steifen Fechthandschuhe und die langen dreispitzigen

Schläger mit ihren großen Stichblättern, denn man focht damals Alles auf den Stoß, wobei es mitunter an den gefährlichsten und oft tödtlichen Wunden nicht fehlte. Zwei Umstände wirkten während dieses Aufenthalts übrigens auch noch merkwürdig auf mein Gemüth: einmal, daß mir in unserm Hause oben ein noch nicht wieder bewohnter leerer Alkoven gezeigt wurde, in welchem etwa ein Jahr zuvor ein junger Studirender nur mit einem Federmesser sich selbst getödtet hatte. Ein dunkler Fleck noch nicht ganz ausgewaschenen Blutes war noch sichtbar in dem öden Raume und es trat mir zum ersten Male nahe, daß es so eigene Stimmungen der Seele geben könne, wo sie mit Ungeduld die Schranken dieser Existenz zu brechen unaufhaltsam genöthigt sein kann. Ein Anderes war es, daß in jener Familie noch ein junges Mädchen — man nannte sie Lottchen — erwuchs, die immer sehr freundlich gegen mich war, und bei deren eben aufblühender Schönheit mir zum ersten Male die Ahnung kam, es könne dem Leben wohl, im Gegensatz zu jenen schweren nächtlichen Stimmungen, auch ein mächtiges beglückendes Gefühl aufgehen.

Alle diese verschiedenartigen neuen Eindrücke verfehlten denn auch dort nicht mich in eine gewisse innere Zurückgezogenheit und äußere Stille zu versetzen, so daß ich selbst auf gemeinsamen Spaziergängen immer mich abzusondern liebte und gegen die gewöhnliche Knabenart mehr allein als mit den Andern ging; wie ich mich denn daher auch ganz wohl erinnere, daß einstmals einer der der Familie befreundeten Studirenden, als ich bei einem Spaziergange wieder so still vorausging, zu meinem Wilhelm halb ironisch sagte: „laß ihn nur gehen, das ist der Philosoph!“

Es war nicht gar lange, daß ich, zurückgekehrt nach Leipzig, mich wieder in dem Kreise der Meinigen eingewohnt hatte, als wir die Nachricht bekamen, meinen Freund Wilhelm habe ein bösartiges Scharlachfieber hinweggerafft. Wie ich war er der einzige Sohn seiner Eltern gewesen und so,

wie er denn diese in grenzenlosem Kummer zurückließ, so erfuhr auch ich hiebei zum ersten Male die ganze Herbheit des Verlustes, des Verlustes, an welchem nun einmal unter tausendfachen Gestalten das Leben des Menschen sich heraufbildet. Verliert er sich doch selbst immerfort (wie Plato sagt, der Leib hört nie auf unterzugehen), und verliert er doch immerfort seine Außenwelt und nur zu oft gerade die ihm besonders lieb gewordenen Gestalten derselben! In früher Jugend, wo man noch gar nicht geeignet ist, zu dem Gefühl einer gewissen höhern Gegenwart in all diesem Wechsel durchzudringen, faßt ein jeder bedeutendere Verlust uns um so erschütternder an, und so war ich denn auch hier heftig und tief ergriffen, und sollte zum ersten Male rein fühlen, wie dem Menschen, so wie ihm das höchste Glück aus dem Vereinleben mit einer andern Seele erwachsen kann, auch der gewaltigste Schmerz zugetheilt wird, wenn ihm die unmittelbare Wechselwirkung des Lebens mit einer in Liebe umfaßten Seele entrissen wird. Wenn ich unter Andern war, so konnte ich ziemlich ruhig scheinen, aber allein und mir selbst überlassen weinte ich viel und fand Erleichterung in diesen Thränen.

Dieser Tod trennte mich nach und nach auch von andern jungen Freunden, den Geschwisterkindern desselben, in der Familie des Buchhändlers Göschen. Die Familien Fleischer und Göschen bewohnten beide die Gebäude des Reichel'schen Gartens, in der letztern Familie waren auch mehrere Knaben, und so ergab sich denn genug Gelegenheit zu allerhand Spielen; Kinderkomödien wurden aufgeführt, wir lasen die Schlenkert'schen Ritterromane zusammen, Friedrich mit der gebissenen Wange war längere Zeit unser Held und auch die Thaten des Wiprecht von Groitzsch wurden mit pappenen Helmen, hölzernen Schwertern und Schilden möglichst nachgeahmt. Dabei kamen denn auch in diesem Hause, dem Hause eines der ersten Buchhändler in Leipzig, manche Fremde und Gelehrte zusammen, deren Per-

sönlichkeit auch mir zuweilen deutlich wurde und nicht ohne Einfluß auf mich blieb. Namentlich war Seume, der Spaziergänger nach Syrakus, schon vor diesem fast über Verdienst bekannt gewordenen Spazierwege immer in dem Göschen'schen Hause. Er hatte sich dort als Setzer in der Buchdruckerei anstellen lassen und seine scharfe altsoldatische Persönlichkeit verfehlte nicht auch mir ein Interesse abzugewinnen. Ich erinnere mich eines ländlichen Festes in der Besitzung der Göschen'schen Familie in Hohenstädt bei Grimma, wozu meine Eltern geladen waren. Abends war in dem hübsch angelegten terrassirten Garten bei lustiger Illumination eine Art von Jahrmarkt dargestellt und Madame Göschen, als Geburtstägerin, wurde denn durch alle dortige Herrlichkeiten geleitet. Manch heiterer Scherz kam dabei zum Vorschein, aber die ernstesten Wünsche sollten dann als Schlußpunkt des Ganzen durch einen Einsiedler auf der untersten Terrasse in einer Grotte dargebracht werden. Diesen Einsiedler stellte Seume vor und in seiner braunen Kutte mit dem langen Barte und alten treuherzig tüchtigen Gesicht nahm er sich ganz angemessen für diese Rolle aus. Auch Schiller ist in diesem Hause einmal an mir vorübergegangen. Ich erinnere mich seiner als eines ansehnlichen Mannes im blauen langen Oberrocke, der mir, als wir Knaben eben bei einem geselligen Spiel beschäftigt waren, freilich nur flüchtig gezeigt wurde. Von Künstlern machte damals in Leipzig noch Oeser ein gewisses Aufsehen; die biblischen Geschichten, welche er in der Nikolaikirche gemalt hatte, wurden uns Knaben als besondere Herrlichkeiten gezeigt, und obwohl ich mich eben nicht dadurch besonders enthusiasmirt fand, so nahm ich es doch in gutem Glauben hin, daß hier wirklich etwas Außerordentliches geleistet sei. 1799 im März starb Oeser und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ich von Göschen's aus, welche gerade der alten Pleißenburg gegenüber wohnten, wo Oeser als Director der dortigen Kunstakademie gelebt hatte, sein stattliches Leichenbegängniß nicht ohne Rüh-

rung mit angesehen habe. Meine eigenen Kunstversuche waren noch sehr schwach; doch ließ ich's am Zeichnen und Illuminiren nicht fehlen, wunderte mich aber nicht wenig, als ich etwas später mit dem Sohne des Nachfolgers von Oeser, Schnorr, bekannt wurde, daß dieser — der gegen mich einige Jahre jüngere Knabe Julius (der nachmals so berühmte Maler) — mir eine nackte menschliche Figur schon mit solcher Festigkeit hinzeichnen konnte.

Zwei Ereignisse habe ich nun noch als für mein Leben von Wichtigkeit aus dem verflossenen Jahrhundert zu erwähnen: das erste ist ein schweres Nervenfieber, welches ich als neunjähriger Knabe überstand, und wozu vielleicht die gleiche Krankheit meines Onkels, des bei uns wohnenden jüngern Bruders meiner Mutter, die Veranlassung gegeben haben mochte. Merkwürdig genug hatte ich nämlich in jüngern Jahren immer einen großen Abscheu vor Kranken; die liebsten Personen, wenn sie erkrankten, konnte ich nur mit großer Ueberwindung sehen, und in dieser Beziehung schien in Wahrheit gar nichts den künftig so deutlich ausgesprochenen Beruf zum Arzte vorzubedeuten. Ich erinnere mich noch recht gut des eigenen Gefühls, welches mich ergriff, wenn ich in ein Krankenzimmer eintreten sollte: es war, als wäre ein magisches Netz vor die Thüre gespannt, das mich zurückhielt. War es eine mir liebe Person, die dort krank lag, so entstand ein eigener Kampf in mir: die Anhänglichkeit zog mich hinein und der Abscheu hielt mich zurück! Und in wie viele Krankenzimmer bin ich späterhin gern und freudig und oft als Hilfe bringender Arzt gegangen! Gewiß, diese eigenen scheinbaren Widersprüche der menschlichen Entwicklung geben viel zu denken und zu sagen. Bei meinem kranken Onkel hatte man mich halb gezwungen, halb hatte ich's freiwillig gethan, daß ich zu ihm ging, und kaum erholte er sich wieder, so legte ich mich selbst, und hätte nicht abermals ein sehr wackerer und ausgezeichneter Arzt, Dr. Koch, damals Director des Jakobhospitals, sich meiner Pflege bestens unterzogen,

so möchte meine gute Natur allein wohl schwerlich sich durch diese harte Krisis hindurchgearbeitet haben. Meine Genesung ging ziemlich langsam; ich mußte von Neuem gehen lernen, so war ich angegriffen, aber ich hatte dabei auch eine besondere Liebe zu meinem würdigen alten Arzte empfangen, und mit einer gewissen Ehrfurcht sah ich ihm noch oft in den nächsten Jahren nach, wenn er früh in unserer Nähe vorbei und hinaus in sein Spital zu gehen pflegte.

Das zweite Ereigniß, das manchen Einfluß auf mein späteres Leben hatte, war der Umzug meiner Eltern in dasselbe Haus, in welchem ich geboren war. Dies Haus, genannt zum blauen Lamm, hatte mein Vater, dessen Geschäft immer mehr einen erhöhten Betrieb gewann, im Jahr 1799 angekauft. Manches wurde dort gebaut, ein kleiner Garten ließ sich ganz freundlich einrichten, und ich erhielt nun für meinen Theil eine ruhigere bequemere Wohnung, welcher glücklicherweise auch hier nicht die Aussicht auf meinen geliebten Eichenwald, das Rosenthal, fehlte. Daß ich hier noch abgesonderter wohnte, gab meiner Liebe zur Einsamkeit neue Nahrung, und wenn ich nun im elften und zwölften Jahre mehr und mehr in meine Gedanken und meine Lieblingsstudien der Naturgeschichte, der Chemie, Physik und des Zeichnens mich vergrub, so legte das jeden Falls einen wesentlichen Grund für meine künftige Entwicklung.

Nicht lange nachdem wir in diesen neuen Räumen uns eingerichtet hatten, trat ich in die Thomas-Schule ein. Nach den Kenntnissen der alten Sprachen, die ich durch Privatstunden erhalten hatte, konnte ich in Secunda aufgenommen werden, und sah mich nun auf einmal aus meinem einsamen stillen Zimmer unter eine lärmende Menge bald älterer bald jüngerer Knaben versetzt und entschiedener der alten Welt Roms und Griechenlands gegenüber gestellt. Der Zustand in solchem Falle ist ein eigener. Wir lagen in den Vorhallen der Philologie, wie die Kranken um den Teich Bethesda, und warteten auch, daß ein Engel herabkäme und die Was-

ser bewegte, damit aus ihnen der Hauch des alten Heils aufstiege und uns kräftige. Denke ich jetzt an diese Zeit zurück, so wird mir recht klar, wie viel im Allgemeinen auf unsern Schulen noch fehlt, um dem jungen Geiste aus den Schätzen der alten Sprachen die Anregung, die Begeisterung zuzuführen, welche ihrer Natur nach daraus hervorgehen können. Gewiß, der Knabe kann unmöglich gleich in den vollen Sinn der alten Welt sich eintauchen, aber welchen haben nicht die Geschichten Homer's und Herodot's und Plutarch's, wenn er sie zum ersten Male erfuhr, gleich in hohem Grade interessirt, welcher hat nicht für den Heldentod eines Curtius oder Regulus geschwärmt, welchen haben nicht die Heereszüge Alexander's begeistert! Man lasse also die Schwierigkeiten des Sprachverständnisses immer mit der Aussicht überwinden, damit auch die Früchte zu ernten, welche jene großen Erscheinungen dem Geiste zu bieten im Stande sind, man mache es im Voraus fühlbar, welcher Reichthum und welche Herrlichkeit hinter der Qual der Grammatik und der Wörterbücher verborgen liegt, und es wird Das vermieden werden, was jetzt die Meisten erfahren, von denen gelehrte Gymnasien besucht wurden, nämlich daß ihnen durch dieselbe Schule, welche ihnen die Alten nahe zu bringen bestimmt war, sie gerade von ihnen entfernt und entfremdet worden sind.

So quälte denn auch ich mich durch die Alten hindurch, ich betrachtete es wie eine nothwendige aufgegebene Arbeit, aber keine Freude ging mir dabei auf! Eben darum darf ich auch sagen, daß, als mehrere Jahre später ich diese Studien für mich erneuerte, um dadurch eine eigentliche Fakultätswissenschaft vorzubereiten, mir in weit kürzerer Zeit gelang, was auf der Schule in einigen Jahren nur unvollkommen vorwärts gebracht worden war, nämlich leicht und bequem mich lateinisch auszudrücken und den Homer im Griechischen zu lesen. Im Ganzen hat mir überhaupt das Leben auf der Schule weder einen angenehmen noch einen anregenden

Eindruck zurückgelassen, und es war mir ganz recht, als gegen das Jahr 1804 mir erklärt wurde, für die naturhistorischen und chemischen Studien, die ich damals allein auf der Universität zu verfolgen beabsichtigte, habe ich nun klassische Nahrung genug eingesammelt und ich könne denn unter die Zahl der akademischen Bürger jetzt aufgenommen werden.

Am 21. April 1804 also inscribirte mich der damalige Rector, Domherr Keil, und von da an begann ich die Vorlesungen über Chemie, Physik, Botanik u. s. w. eifrig zu besuchen. Eine neue Welt dämmerte mir jetzt herauf. Die größere Freiheit in Verfolg dieser Studien, anstatt mich zur Nachlässigkeit zu führen, entzündete nur regern Eifer, und abermals muß ich hier, wenn ich an diese Zeiten zurückdenke, mich überzeugen, wie sehr Diejenigen im Irrthum sind, welche durch irgend eingeführten Zwang die höhere akademische Freiheit des Lebens und Lernens auf Universitäten beeinträchtigt wissen wollen. Wie in der menschlichen Natur überhaupt mannichfaltige Widersprüche vorkommen, so ist der Geist des Widerspruchs namentlich in der Jugend lebendig, und weit entfernt daher, durch irgendwie zwingende Maßregeln das größere Geistesstreben des Schülers zu heben, wird man bald finden, daß dadurch nur lähmend und hemmend eingewirkt wird. Angeregt will der junge Geist sein, ein höheres, ja ein im ganzen Sinn unerreichbares Ziel will er sich gesteckt sehen, und dann wird das Ringen, jenes lebendige feste Streben anheben, wodurch die Entwicklung des vollendetern Wissens und Könnens allein ermöglicht und endlich verwirklicht werden kann.

Ich verfehlte nicht, neben diesen naturwissenschaftlichen Studien auch die Individualität eines Mannes auf mich wirken zu lassen, welcher zu jener Zeit als einer der beliebtesten Professoren von den meisten Studirenden gehört wurde, und welcher, obwohl in einer geringern Höhe auf dem Felde der Philosophie sich bewegend, doch durch seine Leichtigkeit

des Vortrags und eine gewisse scharfe Dialektik ganz geeignet war, einen Sinn für das Philosophiren in dem Neulinge zu erwecken. Dieser Mann war Ernst Platner, verfolgt in den Xenien ob mancher flachen Ansicht und lächerlichen Eitelkeit, und von den Philosophen vom Fach ob seines Skepticismus mit Recht verdächtigt, dessenungeachtet aber von der Menge mit Lust gehört. Unter den übrigen Professoren hatte Schwägrichen den meisten Einfluß auf meine Beschäftigungen; die milde Einfachheit seines Wesens, die völlige Anspruchlosigkeit des stillen Gelehrten, wie sie sich mir in ihm darstellte, sie trugen wesentlich bei, mich an ihn zu ketten. Ich ergriff die Botanik, die er vortrug, mit Leidenschaft, ich war der Eifrigste im Collegium und bei den Excursionen, die Vergleichung verwandter Formen übte den Verstand, die genauere Kenntniß Dessen, was mich im Ganzen als Wald und Wiesen schon längst heftig angezogen hatte — es sprach mir zugleich zu Herzen. Wie irrig es sei, daß das schärfere Wissen die poetische Wirkung im Ganzen störe, erfuhr ich schon damals. Nach Meinung Derer, welche nur auf dem Dunkel der Unkenntniß den Regenbogen der Kunst und Poesie leuchtend glauben, hätte mir sollen Flur und Hain verleidet werden, nachdem ich gelernt hatte, in welche Klasse die Gräser und Büsche und Bäume gehörten und wie ihre Blüthen gebaut waren, und wie sie keimten und reiften, sie, die ich sonst nur massenweise aufgefaßt hatte; aber es war keineswegs so: sie behielten nicht nur die Wirkung ihrer gesammten Schönheit, sondern die Bewunderung der Gesetzmäßigkeit ihrer Gliederung und der Reihenfolge ihrer Entwicklung ließ mich sie nun auch im Ganzen noch weit schöner und anziehender finden als vorher.

Damit es übrigens auch an dem Charakter des pedantischen veralteten Professors nicht fehle, erschien an meinem akademischen Horizonte Ludwig, der die „Naturgeschichte der Menschenspecies" sonderbar genug vortrug und an welchem, als einem selbst originellen etwas trockenen Exemplar der

Menschenspecies, die Studirenden manche schwache Seite aufzutreiben und sich damit zu erlustigen wußten.

So huben denn also meine Studien an, die von hier an so einige Jahre in gleichem Sinne und mit um so größerer Freiheit fortgeführt wurden, dieweil ich damals noch immer nur für Fortsetzung der Geschäfte meines Vaters alle diese Kenntnisse einzusammeln die Aufgabe zu haben schien. Schon jetzt kam mir freilich oft der Gedanke, ob es mir nicht gar schwer werden würde, aus den Vorhöfen der Wissenschaft später wieder zu einer Beschäftigung zurückzukehren, welche doch großentheils mechanischer Art war und als eigentliches Fabrikwesen doch ganz andere Spekulationen als jene scientifischen, denen ich mich jetzt hinzugeben anfing, erforderte? Ich vermied indeß diese Gedanken möglichst, ich fürchtete meinem Vater wehe zu thun, wenn ich sie äußerte, ich glaubte auch mitunter, es möge sich ja gar wohl mit einem Geschäft, welches ganz auf chemischen Principien ruht, vereinigen lassen, daß dabei fort und fort ein geistiges höheres Ziel angestrebt werde, kurz ich ließ dies Alles noch einstweilen auf sich beruhen und sammelte wie eine Biene im Frühjahre allen Honig des Wissens fleißig ein, den mir die **alma mater** eben darbieten konnte.

Um diese Zeit fing ich auch an das Zeichnen ernsthafter zu betreiben und wesentlich fand ich mich darin gefördert durch einen Lehrer, den bereits während meiner Schulzeit mein Vater für mich angenommen hatte. Dieser Mann, mit dem ich eine lange Reihe von Jahren in naher Beziehung geblieben bin, hieß Julius Dietz. Er hatte sich theils auf der Leipziger Kunstakademie, theils bei einem Görlitzer Landschaftsmaler Rathe heraufgebildet, und wenn auch von ihm nicht zu sagen ist, daß er als Künstler selbst irgend etwas wahrhaft Bedeutendes hindurchgeführt und vollendet habe, so lebte dagegen ein eigenthümlicher scharfer und regsamer Geist in ihm, welcher ihn theils antrieb, zugleich neben dem Zeichnen mit schöner Literatur und ernster Wissen-

schaft sich zu beschäftigen, theils seinem Gespräch und ganzem Wesen etwas Pikantes und Anregendes gab, was nicht anders als höchst wohlthätig auf den Schüler wirken mußte, zumal wenn diesem selbst schon ein lebendiges Streben einwohnte, welches nur oft an einer gewissen mitunter zu großen Weichheit und Reizbarkeit des Gemüthes ein Hemmniß fand. Dabei war der Lehrer vielleicht nur 8 — 10 Jahr älter als der Schüler, auch er strebte immer noch zu werden und rang nach einer künstlerischen Ausbildung, welcher jedoch weder das äußere Verhältniß der Zeit, noch die damalige Kunstperiode an und für sich günstig genannt werden konnte, und auch dieses Alles brachte ihn dem Schüler immer näher. Er hat mich jeden Falls besonders dadurch gefördert, daß, so wie ich nur einigermaßen in Führung von Stift und Pinsel fester und fertiger geworden war, er mich mit hinausnahm in's Freie und mich veranlaßte, anhaltend im Zeichnen nach der Natur mich zu versuchen. Viele dieser Wege sind mir noch jetzt in heiterer Erinnerung! Es waren oft schöne Sommerabende, da wir tief in die Leipziger Waldungen eindrangen, auf irgend einem freien berasten Platze unser kleines Lager aufschlugen, gegen die uns übermäßig belästigenden Mücken aus dürren Blättern ein kleines Rauchfeuer entzündeten und nun bald einen malerischen alten Stamm, bald einige volle Eichenpartien, bald eins der jäh abstürzenden Ufer des den Wald durchziehenden Flusses mit Pinsel oder Stift eifrig verfolgten. Sank die Sonne, so wanderten wir auf eins der nahen Dörfer zum einfachsten Imbiß, und bei alle Diesem ergingen sich denn die Gespräche über manch tüchtigen Gegenstand des Gefühls oder der schärfern Geistesrichtung. Es kam da wohl vor, daß ich mit Heftigkeit irgend einem Gedankengange mich hingab, welcher mehr von einem heißen Gemüth als umsichtigen Verstande erregt war, und dann fehlte es nicht, daß ein schlagendes Wortspiel oder ein ironischer Scherz meines ältern Freundes dazwischen fuhr und mich einestheils verletzte, anderntheils aber gerade am sicher-

ſten beitrug, mich auf richtigere Vorſtellungen zu leiten. Auch kleine Reiſen wurden zuſammen ausgeführt; die ſchönen Sal-Ufer bei Naumburg und die Muldenthäler von Grimma ſind ſo von mir zuerſt zeichnend durchwandert worden, und wie ich auf dieſe Weiſe etwas ſpäter auch Dresden zuerſt geſehen habe, davon werde ich weiter unten erzählen.

Es iſt jeden Falls ein beſonderes Glück für den ſich entwickelnden Geiſt, wenn zeitig ihm ein anderer begegnet, welcher gewiſſermaßen ihm Widerpart haltend und doch ihm mit Neigung zugethan, ſeine Kräfte übt und ſeinen Ueberblick der Welt erweitert. Als ich in ſpätern Jahren las, in welchem Verhältniß Göthe während ſeiner frühern geiſtigen Entwicklung zu Merk geſtanden habe, wurde ich oft an mein Verhältniß zu Dietz einigermaßen erinnert.

Die Kunſt that übrigens meinen naturwiſſenſchaftlichen Studien nicht nur keinen Eintrag, ſondern ſie ging mit ihnen Hand in Hand und brachte ſogar mannichfaltige Vortheile; denn einestheils gab es bei Botanik, Zoologie und Geologie manche Gelegenheit, wo bildliche Darſtellungen höchſt erwünſcht und nützlich waren, anderntheils übte das Zeichnen den Sinn für Formen ganz außerordentlich, und es wurde mir leicht im Geiſte Geſtaltungsverhältniſſe feſt zu halten und den Metamorphoſen derſelben mit regſamer Phantaſie nachzugehen, welche von Andern nur mit Mühe deutlich erkannt und nur unvollkommen begriffen zu werden pflegten. Werde ich doch ſpäterhin noch oftmals auf das ſeltſame Verhältniß von Kunſt und Wiſſenſchaft zurückkommen, welches durch mein Leben immerfort ſich hindurchgezogen hat — ein Verhältniß, über welches ich heimlich und öffentlich mit vielfachem Tadel oft genug angegriffen worden bin, und welches doch allein im Stande war gerade auf die Weiſe mich entwickeln zu laſſen, wie ich endlich mich doch entwickelt habe. Allein wer wüßte nicht, daß die Menge überall gern nach einem gewiſſen feſten angeerbten oder anerzogenen Maßſtabe urtheilt, und daß dieſer Maßſtab weniger von einer oder der andern prägnanten

Individualität, als größerntheils von einem gewissen Mittelgute der Menschheit entnommen zu werden pflegt.

Es ist übrigens hier der Ort auch, noch einmal ausführlicher auf unsere damaligen häuslichen Verhältnisse zurückzukommen; denn wenn ich es überhaupt unternehme, in diesen Blättern Denen, welche an meinem Dasein Antheil nehmen, ein möglichst deutliches Bild der ganzen Art meiner Entwicklung darzulegen, so scheint es mir vorzüglich wichtig, vor allen Dingen die Basis, von welcher diese Entwicklung ausging, so bestimmt als möglich zu zeichnen.

Recht erwogen können wir indeß im Lebensgange jedes irgend weiter gekommenen Menschen einen zwiefachen Boden seines Wachsthums unterscheiden. Wir können den ersten den für das unbewußte, den andern den für das bewußte Leben nennen. Der erste umfaßt die Verhältnisse, unter welchen der Mensch geboren wird, die Einflüsse, welche in frühester Zeit die Ausbildung seines Körpers und die Erweckung seines Geistes bedingen, er umfaßt den Stamm, dem er entsprossen, die Oertlichkeit, in welcher er zuerst gelebt hat, kurz Alles, wodurch seine Individualität zuerst im Ganzen und Allgemeinen befestigt worden war. Was dagegen den zweiten betrifft, so gehört zu ihm Alles, was in der Periode dieses Lebens irgend bedingend und mächtig einwirken konnte, in welcher zuerst ein kräftiges Wissen von sich selbst, ein bestimmtes Fühlen der gerade dieser Individualität bestimmten Lebensrichtung und das ernstere Wollen, einem gewissen Ziele mit Entschiedenheit nachzustreben, begonnen haben. Dies ist dann die Periode, wo der erwachte Geist gleichsam zum ersten Male sich umschaut und sich besinnt, dies ist die Periode, von welcher an der Mensch nicht mehr sein Leben nur so hinnimmt als ein gegebenes, die, wo er die Geister, welche auf ihn wirken, bestimmter und freier aufzufassen anfängt, und von welcher an nun erst die reichere und eigenthümlichere Zeit des Daseins gerechnet werden kann.

Die Periode meines Lebens, welche ich im Vorhergehenden zu schildern angefangen habe, sie darf ich nun als diejenige allerdings bezeichnen, mit welcher ich in den genannten zweiten Lebensabschnitt einzutreten begann, und gerade darum ist es angemessen, hier den Boden, von welchem aus eine weitere Entwicklung sich erheben sollte, mit größerer Ausführlichkeit zu schildern. So sei es mir denn erlaubt, hier zuvörderst noch einmal auf meine Eltern zurückzukommen, denn es ist wohl nicht zu läugnen, daß von der Periode des bestimmten erwachenden Geistes an selbst die uns zu allernächst stehenden Personen erst mit klarerem Bewußtsein angeschaut worden. — Mit den Eltern zumal ist es eine eigene Sache! Man könnte sagen: in der frühern Zeit unbedingt, und oft noch lange über dieselbe hinaus, sind Vater und Mutter für das Kind gewissermaßen mythische Personen, sie haben dem Kinde eine gewisse allgemeine Färbung, das Specielle, Individuelle, ist in ihnen mehr verwischt, und fast erscheint es in jener Zeit dem kindlichen Gemüth als ein Vergehen, ein bestimmteres Eindringen in die Eigenthümlichkeit des Charakters und die Persönlichkeit der Eltern versuchen zu wollen. Mögen also daher auch erst hier noch einige Worte folgen, deren Ziel und Endpunkt es ist, dem Leser diese Individualitäten zu einer deutlichern Anschauung zu bringen, und möge es nun gerechtfertigt erscheinen, daß ich dieses Bild, von welchem ich früher gleichsam nur die Umrisse entworfen habe, erst gegenwärtig zu weiterer Ausführung bringe, gegenwärtig, wo wir bei der Periode angekommen sind, in welcher mir selbst zugleich mit vielen Andern auch die Eigenthümlichkeit meiner Eltern recht gegenständlich werden konnte.

So sage ich denn zunächst von meiner Mutter, daß jeden Falls ihr Wesen von ganz besonderm Einflusse auf mich sich erzeigt hat. In ihr verband sich mit einer feinen und regelmäßigen Organisation jene liebenswürdige Entwicklung des Geistes, welche an Frauen uns immer so ganz

besonders zu gefallen pflegt, jene gewisse poetische Weichheit des Gemüths mit einer Fähigkeit, schnell und lebendig aufzufassen und mit Leichtigkeit ein richtiges Urtheil über die Vorkommnisse des Lebens sich zu bilden. Sie hatte, wie das in jener Zeit an einem Ort wie Mühlhausen und in ihren Verhältnissen nicht anders möglich war, nur eine ganz einfache Erziehung erhalten, aber sie bildete sich selbst fort; die Liebe zu ihrem Bruder, der wissenschaftlich entwickelt war und vielfach in kleinen Poesien sich versuchte, hatte beigetragen, ihr am Lesen Freude zu geben und sie gegen Schönes empfänglich zu erhalten, und so ergab es sich denn, daß unbeschadet einer unausgesetzten häuslichen Thätigkeit, ja regster Geschäftigkeit, sie doch von nichts unberührt blieb, was in der damals unter Göthe und Schiller neu aufblühenden Literatur Deutschlands Vortreffliches hervortrat. Es ist leicht zu denken, daß sie mit ihrem lieblichen, das innigste Vertrauen erweckenden Wesen mir schon zu jener Zeit besonders nahe treten mußte, ich konnte Alles, was mich von Gedanken über meine künftige Lebensrichtung oftmals beschäftigte, mit voller Unbefangenheit mit ihr besprechen, und die liebevolle Art, wie sie mir dann Vieles mehr abfühlte, als daß ich nöthig gehabt hätte, es ihr ganz auszusprechen, erwarb ihr mein Herz und sie hat es bis in ihr höchstes Alter mir treulich bewahrt.

Es war übrigens auch merkwürdig, wie lange sie in ihrem Aeußern eine gewisse Jugendlichkeit sich erhielt. Gingen wir Beide zu jener Zeit zusammen aus, so schien sie oft mehr eine ältere Schwester als meine Mutter, auch habe ich mich immer gern daran erinnert, daß von ihr, in noch viel frühern Jahren, als Perrücken unter den Frauen sehr in Gebrauch gekommen waren, aus meinen eigenen abgeschnittenen Locken eine Perrücke längere Zeit hindurch getragen worden ist, welche ihr ganz zierlich zu Gesicht stand. Ich selbst nämlich konnte als kleiner Knabe fast niemals Kopfbedeckungen leiden und war auch im Winter schwer an

Mütze oder Hut zu gewöhnen; dafür ließ man mir denn mein weiches blondes Haar in langen Locken wachsen, die, als sie endlich doch abgeschnitten wurden, meine Mutter veranlaßten, der damaligen Mode zu huldigen und über ihr reichliches dunkelbraunes Haar eine Zeit lang eine Perrücke zu tragen, welche aus dem blonden Haar ihres geliebten einzigen Kindes gefertigt war.

So war sie denn auch recht eigentlich das Herz unseres kleinen, von manchen Freunden belebten Familienkreises; Alle gingen gern mit ihr um, freuten sich an der liebevollen Heiterkeit, mit welcher sie im Hause schaltete und waltete, und wie sehr diese ihre Anmuth und freundliche Theilnahme noch in den spätesten Jahren, als sie ganz in meinem Hause lebte, noch dauernd zugenommen und sich immer fort bewährt haben, davon werde ich in den künftigen Blättern noch Manches nachzutragen Gelegenheit finden.

War sonach meine Mutter ein recht liebes Bild feiner herzlicher Weiblichkeit, so mußte ich dagegen meinen Vater als Urbild einer kräftigen vollständigen Männlichkeit anerkennen. Unter mannichfaltiger Gelegenheit zu vergleichenden Beobachtungen darf ich doch sagen, daß mir selten oder nie ein so rein athletischer Bau vorgekommen ist als der meines Vaters. Seine Kopfmaße waren sehr bedeutend, seine Muskulatur die kräftigste und noch später in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre, als ich für das Bild des Marius auf den Ruinen von Carthago ein Urbild suchte, konnte ich kein besseres finden als das seinige. Dabei war er ein in seinem Fache durchaus tüchtiger Mann, thätig wie Wenige und ohne voreilig nach Neuem zu suchen, doch gegen keinen Fortschritt verschlossen, der aus den Bewegungen der chemischen Wissenschaft für die Kunst des Färbers irgend sich ergeben konnte. In seiner Gemüthsart herrschte das Cholerische vor, und es war daher wohl natürlich, daß, so lieb er mich auch hatte, doch gerade mein weicheres, mehr intellectuellen als materiellen Interessen zugewendetes Bestreben

mitunter seinen scharfen Widerspruch hervorrief, so daß ich allerdings, nachdem ich hierüber zu klareren Anschauungen gekommen war, nicht mit demselben Vertrauen zu ihm wie zu meiner Mutter mich hinwendete. Nichts desto weniger habe ich die schöne Tüchtigkeit seines Wesens im Ganzen, und seine liebende Gesinnung für mich insbesondere, gewiß zu aller Zeit mit wahrer und treuer Anhänglichkeit anerkannt. Hatte ich ihm doch nicht allein zu danken, daß er selbst auf die Gefahr hin, daß ich künftig seinem Geschäft untreu werden könnte, auf keine Weise meiner wissenschaftlichen Entwicklung Schranken zu setzen versuchte, vielmehr als offenbar fördernd derselben sich bewies, sondern ich sah auch schon damals ein, und habe späterhin freilich es noch viel deutlicher gewahr werden müssen, daß eine gewisse höhere Kraft meiner eigenen Organisation ganz und gar als eine Abspiegelung der seinigen angesehen werden durfte und daß ich ihm demnach ganz vorzüglich zu danken hatte, was der Mensch schwerlich je dankbar genug anerkennen kann: eine höhere und ausdauernde Energie des Lebens und der Gesundheit.

Um die Zeit, die ich oben geschildert habe, war übrigens unser Hausstand noch in so fern verändert worden, als der jüngere Bruder meiner Mutter uns verließ und sich selbständig machte, nachdem er bis gegen das Jahr, wo wir in das neuerkaufte Haus zogen, bei uns gewohnt und meinem Vater beigestanden hatte. Jene Färberei am Rosenthal, in welcher wir vorher wohnhaft gewesen, sie war nun von ihm übernommen worden. Dieser jüngere Onkel Jäger hatte mir vorher wirklich recht nahe gestanden, auf Wegen und Stegen in freier Natur waren wir viel zusammen gewandert; nun hatte er gleich meinem ältern Onkel, meinem Erzieher, eine Frau genommen, ich hatte der Hochzeit beigewohnt, welche bei schönstem Wetter auf einem Dorfe, man nannte es Lindenthal, und zum Theil in einem reizenden kleinen Wäldchen bei demselben, unter manchen poetischen Scherzen für die damals wirklich recht hübsche

Braut gefeiert worden war, und von da an sahen wir uns nun weit seltener. Gleichsam als sollte daher dieses Ausscheiden durch ein neues Familienglied wieder ersetzt werden, machte es sich, daß gegen die Zeit, wo ich die Vorlesungen der Universität zu besuchen anfing, mein Vater eine weit jüngere Stiefschwester zu uns rief und sie der Liebe meiner Mutter, fast an die Stelle einer ihr fehlenden Tochter, übergab.

Dies junge Mädchen, wenige Jahre älter als ich und Caroline genannt, war die Tochter der dritten Frau meines Großvaters Carus in Dahme, so wie mein Vater das Kind seiner ersten. Bald nach der Geburt dieses Töchterchens starb mein Großvater und auch seine Wittwe verheirathete sich wieder, so daß dies Kindlein dann im Hause eines Stiefvaters erwachsen mußte, aus welchem es nun meine Eltern in ihren eigenen häuslichen Kreis zu versetzen wünschten. So war mir denn mit einem Male gleichsam eine Schwester gegeben! Das freundliche hübsche Mädchen wollte Niemand recht als eine Tante von mir gelten lassen, und bald hatten wir jungen Leute uns recht an einander gewöhnt; wir lasen Abends, wenn ich mit meinen Arbeiten fertig war, und sie für meine Mutter die Wirthschaft besorgt hatte, Manches zusammen, und wir mochten uns in Kurzem recht gern, obwohl ich damals noch nicht ahnete, daß mir in ihr dereinst eine so vieljährige treue und liebende Lebensgefährtin erwachsen sollte.

Auch dieses Verhältniß mußte übrigens für meine künftige Richtung von Wichtigkeit sein, denn wenn schon die vorherrschende Liebe zu meiner Mutter mich mehr zu einem weiblichen Herzen hinzog, so gewann bei meinem sonstigen Hange zur Einsamkeit die Neigung, mehr der gemüthvollen Seele einer Frau mich zu offenbaren, entschiedene Nahrung darin, daß ich mich jetzt zugleich einem an Jahren mir näher stehenden weiblichen Wesen vertrauen durfte.

Will man sich nun deutlich machen, daß auf gleiche

Weise, wie in körperlicher Bildung in mir eine gewisse Stärke und Frischheit des Lebens mit entschiedener Weichheit und vorherrschender Sensibilität — als Erbtheil von Vater und Mutter — Hand in Hand gingen, eben so auch geistig eine große Ausdauer, ein eiserner Fleiß und heftige Willensregungen mit lebhafter Phantasie, Leichtigkeit der Combination und Schärfe der Auffassung sich verbanden, so wird man an den obgedachten Verhältnissen ziemlich alles Das vor sich haben, was ich im Vorigen die zweite Basis für weitere Lebensentwicklung oder die Basis für das bewußte Leben genannt habe. Wirklich so stand ich also damals in den Vorhallen der Wissenschaft! Noch war mein Horizont ein ziemlich beschränkter, die nächsten zu bewältigenden Studien zogen mich in ihren Einzelnheiten unbedingt an, und bei alle Dem fühlte ich doch Etwas in mir, das über alles Palpable und Reale hinaus, immer noch auf ein Uebersinnliches, Höheres, Göttliches blickte und mit ungestillter Sehnsucht danach verlangte.

Dergleichen geistige Anlage, wenn sie in einem auf ein äußerlich stilles und einförmiges Leben angewiesenen jungen Mann hervortritt, pflegt in der Regel zweierlei besondere Folgen zu haben: einmal wirkt sie dahin, daß in der nach Außen gehenden Lebensrichtung eine große Beschränkung und besondere Zurückgezogenheit mehr und mehr Platz greift, andern Theils regt sie wohl aber auch im Innern dergestalt ein höheres Bedürfniß an, daß, da dieses Bedürfniß nur schwer oder selten wahrhaft befriedigt werden kann, eine Neigung zu trüben melancholischen Stimmungen gar oft unaufhaltsam hervorzubrechen drohen wird. Beides fand sich bei mir vollständig bestätigt. Die Vergnügungen, welche angehenden Studirenden besonders lockend zu erscheinen pflegen, das Besuchen öffentlicher Vergnügungsörter, der Tanz, das Commerciren der Burschen- oder Landsmannschaften — sie existirten für mich gar nicht, ich hatte keine Art von Verlangen danach, ich fand auch gar keine Versuchung dazu;

denn in meinen Collegien war ich aufmerksam auf die Sachen gespannt, mit meinen Commilitonen war ich freundlich, aber da sie fühlten, ich bedurfte ihrer nicht, so bekümmerten sie sich auch nicht um mich und überließen mich ruhig meinem stillen Treiben. Was dagegen die gewisse schwermüthige Stimmung betraf, deren Grund ich oben berührt habe, so fehlte sie mir auch keineswegs. Sehr bald fand ich, daß dem Geiste Endziele vorschwebten, welche nur einigermaßen zu erreichen ich oftmals völlig verzweifelte. Ich fand die Wissenschaften von einem Umfange, zu welchem meine Kräfte mir unzulänglich erschienen, dabei waren mir meine Verhältnisse selbst zweifelhaft, ob sie jemals mir ein vollkommenes sich Hingeben an die Wissenschaft gestatten würden, und so kam es, daß mich oft ein Gefühl von verfehlter Lebensrichtung anwehen konnte, welches, wenn es bei einsamen Spaziergängen im Walde oder an den stillen Flußufern der Leipziger Umgegend mich befiel, mir eine Trübheit der Seele herbeiführen konnte, welche nicht selten in eine dunkle Sehnsucht nach dem Tode sich endigte. Lange dauerten jedoch damals diese Stimmungen noch nicht. Das Leben war im Ganzen noch zu frisch und die Abwechslung der Gegenstände, welche mich beschäftigten, war noch zu groß, als daß nicht immer bald wieder jene Wolken verscheucht worden wären.

So gingen denn also in den Jahren 1804—1805 bis zum Anfang des Jahres 1806 meine Universitätsstudien ihren einfachen Gang fort. Botanik, wie gesagt, beschäftigte mich ganz besonders; Herbarien wurden angelegt; wie der Schnee schmolz, forschte ich und sammelte die kleinen dann hervortretenden Moose; die ersten Frühlingsblumen wurden mit besonderm Eifer eingelegt, auch wohl gezeichnet, und die leicht verderbenden Pilze sauber in Quache gemalt (Zeichnungen, von welchen ich noch eine ziemliche Anzahl bewahre), und eine besondere Stütze dieser Studien war noch eine angeknüpfte Bekanntschaft mit einem wohlhabenden jungen Manne, Namens Kaulfuß (er wandte sich späterhin

nach Halle und hat schöne Arbeiten über die Farrenkräuter herausgegeben), welcher, mit reicher Bibliothek und hübschen naturhistorischen Sammlungen ausgerüstet, Botanik mit besonderer Vorliebe trieb und mir vielfach nützlich geworden ist. Als wir späterhin auch Zoologie zusammen hörten, lieh er mir zuerst das damals neu herausgekommene Handbuch der vergleichenden Anatomie von Blumenbach, und erschloß mir damit eine Welt, welche mich späterhin ganz besonders für sich gewonnen hat und welche mich der Botanik endlich ganz treulos werden ließ. Ich brachte manche Stunde bei ihm zu; er hatte auch, da er oft auf die Jagd ging, eine Sammlung von Vogelköpfen und Vogelskeleten angelegt, und alles Dies verschlang ich mit den Augen und eignete mir das Meiste geistig an. Die Chemie, für welche ich eigentlich, durch meinen Onkel und durch das Geschäft meines Vaters veranlaßt, eine besondere Vorliebe hätte gewinnen sollen, wurde damals sehr geistlos von einem alten Professor Eschenbach — ganz in pharmaceutischer Weise — vorgetragen und gewann mir eben deßhalb nur geringe Theilnahme ab. Etwas besser war es mit der Physik; Hindenburg, zwar auch ein alter fast abgelebter Mann, trug diese wichtige Wissenschaft vor, und auch hier vermißte man eine höhere und lebendigere Mittheilung; allein mindestens gelangen die verschiedenen Experimente, durch welche das eigene stille bewußtlose Leben der tellurischen Stoffe dem Schüler vor Augen gebracht werden soll, fast allemal vortrefflich, und es blieb auch auf mich nicht ohne eine besondere Wirkung, als mir so die Gesetze des Falles und Stoßes, die strahlenden Erscheinungen der Elektricität, die Eigenschaften des Luftdruckes, die wunderbaren Phänomene der Farben und so vieles Andere leibhaft sinnlich vorgeführt wurde, zu welchem ich mir dann zum Theil erst späterhin den erklärenden Text durch eigenes Studium verschaffen mußte. — Am Ende sahen wir aber doch Alle ein, ich müsse nun bei diesen fortrückenden Studien mir irgend ein bestimmteres Ziel setzen,

ich müsse mir deutlich machen, zu welchem Ende ich dereinst diesen Eifer für die Naturwissenschaften verbrauchen, wohin ich diese Lust an Naturbetrachtung wohl lenken möchte. Im Winter 1805—1806 kam dies mehr und mehr zur Sprache und mein Vater drang jetzt auf bestimmtere Entscheidung.

Dergleichen wird einem jungen Gemüth allemal schwierig! Der Plan des Lebens liegt zu sehr noch unter den Nebeln der Zukunft verborgen, die einzelnen Lebensverhältnisse, die Vortheile und Nachtheile eines jeden Berufs — sie sind dem jugendlichen Verstande noch nicht klar, und so ist es denn gewöhnlich mehr irgend ein äußerer Einfluß als eine feste innere Bestimmung, wodurch zuletzt die Entscheidung gegeben wird. Die erste Frage blieb allerdings: ob ich zurückgedenke in den engen Kreis des väterlichen Geschäfts? und hierüber kam ich denn am ersten zum festen Entschluß: „das sei unmöglich!" Der Gedanke, mich der Besorgung eines Fabrikgeschäfts zu unterziehen, jetzt, nachdem ich die Freudigkeit der Wissenschaft, der freien Geistesübung an der Natur gekostet hatte — es hätte mich unglücklich gemacht, ich konnte es nicht! Schwerer war es zu bestimmen, was an dessen Stelle gesetzt werden dürfe. Hin und her schwankten die Pläne, zuletzt schien mir aber doch der Stand des Arztes der wünschenswertheste, deßhalb namentlich wünschenswerth, weil er die reichste Gelegenheit darböte mit allen Zweigen des Naturstudiums stets in innigster Berührung zu verbleiben. Im Stillen mochten dann auch die Beispiele der uns verwandten Aerzte, unsers **Dr.** Altenburg, Tilesius und ihres Ahnherrn des Professors Reichel, mitgewirkt haben, meinen Eltern diese Wahl erwünscht zu machen; mich selbst aber hatten die angeknüpften Bekanntschaften mit Studirenden der Medicin, besonders die ersten Stamina der Anatomie, zu denen ich bei Kaulfuß geführt wurde, bereits mehr und mehr mit diesem Gedanken vertraut gemacht.

Bei dem Allen sollte die Entscheidung nicht erfolgen,

bevor eine gewichtige Stimme noch gehört worden sei. Wir wählten hiezu den Professor Carus, und ich hatte denn mit ihm eine lange Unterredung, welche damit schloß, daß er mein Unternehmen billigte und nur ein ernstes Nachholen der auf der Schule unbeendigt gelassenen philologischen Vorbereitungen mir zur Pflicht machte.

Denke ich an diese Unterredung zurück, so ist mir gar wohl erinnerlich, daß ich für meine Wahl auch Das besonders in die Wagschale legte: „diese Wissenschaft sei noch so wenig abgeschlossen und beendet, daß man viel Hoffnung hegen dürfe, hier könne es gelingen, Neues zu erfinden, Altes zu verbessern und manche unentdeckte Wahrheit aufzudecken." Und es ist mir diese Aeußerung, welche damals nicht ohne ein leichtes Lächeln aufgenommen wurde, nicht so wohl deßhalb immer merkwürdig gewesen, weil ich wirklich hie und da einiges Neue aufgefunden habe, sondern vielmehr deßhalb, weil sie mir den stäten Drang nach selbstthätiger Forschung und den nach allen Seiten regen Produktionstrieb verräth und beweist, der sich also schon damals hervorzuthun begann und späterhin so mannichfach sich bewährt hat.

Ich habe späterhin oftmals hören müssen: wie es doch gekommen sei, daß ich nie an eine Künstlerlaufbahn gedacht habe, da ein gewisses zeichnerisches und malerisch-erfindendes Talent mir allerdings nicht abgesprochen werden konnte? — Ich gestehe, daß ich eine besondere Antwort auf diese Frage durchaus nicht zu geben wußte! Ich sage nur so viel: es sei mir auch nie im entferntesten beigekommen, daran zu denken, mich der Kunst als einem Lebensberufe zu widmen. Eines Theils mochte wohl der gewaltige Vorschlag, den das Wissen als Wissenschaft immer in meinem Geiste gehabt hat, davon die Ursache sein, und andern Theils wäre mir auch, gerade bei einer feinen Verehrung für die Künste, es immer etwas Widerstreitendes gewesen, wenn ich meinen materiellen Lebensunterhalt ihnen hätte verdanken

müſſen. Poeſie und Kunſt waren mir immer als etwas ſo Reines und Aetheriſches erſchienen, daß es mir ganz fern lag, daran zu denken, man könne davon wohl auch ſich nähren und kleiden. Zu dem ſo lag im Anfange dieſes Jahrhunderts die Kunſt in Deutſchland noch gleichſam gebunden, ſie war noch faſt unbeachtet, und es bedurfte ſpäterhin ſo langer tiefer Friedensjahre, um ein lebhaftes Bedürfniß nach dieſen geiſtigen Spiegelbildern der Wirklichkeit erwachen zu laſſen; ja man dürfte wohl ſelbſt jetzt fragen, ob dieſes Bedürfniß wahrhaft erwacht ſei und ob die Kunſt nicht immer noch mehr als eine eigene Art von Luxus gepflegt werde?

Uebrigens war allerdings noch im Sommer zuvor, ehe jene Entſcheidung über meinen künftigen Lebensweg erfolgte, meine Liebe zur Kunſt beſonders genährt worden durch eine Reiſe nach Dresden, die ich mit meinem Freunde und Lehrer Dietz rüſtig als Fußwanderer ausgeführt hatte. Auch dabei jedoch trat in mir nicht die leiſeſte Regung eines Verlangens hervor, ſelbſt der Laufbahn des Künſtlers mich zuzuwenden.

Einige Worte von dieſer kleinen Reiſe hier beizufügen will ich indeß um ſo weniger unterlaſſen, als es ſchien, daß mir hiedurch gleichſam vorahnend und traumhaft eine Oertlichkeit gegenſtändlich gemacht werden ſollte, in welcher mir ſpäterhin eine Weite des Lebens aufgegangen iſt, für welche damals auch noch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſein konnte.

Von der Wanderung ſelbſt ſchweige ich, aber ſie war auf den langen meiſt baumloſen Wegen in heißen Sommertagen beſchwerlich genug. Es hat mir ſpäterhin, wenn ich unter den günſtigſten Verhältniſſen auf das Bequemſte reiste, manchmal eigene Gedanken gemacht, wenn ich hie und da ein Paar müde Wanderer am Rande der ſtaubigen Heeresſtraße liegen und ausruhen ſah, und ich zurückdachte, wie bei jener Reiſe ich manchmal eben ſo gelegen hatte! Die

Mühen waren damals größer, aber auch die Unabhängigkeit und die Freiheit! Ist doch Alles im Leben, was uns Glück verheißend, ja Glück gewährend entgegentritt, auch immer in irgend einem Maße uns Fesseln anlegend, und wahrhaft beglückt nur Der, dem die Fesseln, welche die göttliche Tyche ihm bietet, zu einer Art von Naturnothwendigkeit werden, wie die unseres ganzen organischen Seins und Lebens.

Der erste anregende und belohnende Punkt der Reise war Meißen mit seinem Schloß und seinem schönen gothischen Dom. Das Bedeutende dieser ganzen Situation, die Reinheit und Größe dieses Baustyls — sie wirkten doch ganz anders auf mich als früher die alterthümlichen Bauten von Naumburg und Jena. Ich zeichnete schon damals die Verzierung über der nördlichen Thüre des Doms, wo die gekrönte Madonna mit dem Kinde umgeben von Heiligen steht, und konnte mich nicht satt sehen an der Schönheit des Blätterwerks, an den Knäufen der Säulen und den Gesimsen im Chor, und an der Schönheit der Aussicht von dem alten durchbrochenen Thurm, dem einzigen vollendeten der Kirche.

Am Morgen des dritten Reisetags verließen wir Meißen und wanderten die schönen Elbufer bequem hinauf bis nach Neudorf, nahe vor Dresden, wo die Stadt in so guter Zeichnung über den breiten Spiegel der Elbe sich heraufhebt; aber anstatt nun eilig nach der Residenz hineinzuziehen, schlug in uns Beiden dergestalt die Liebe zur freien Natur vor, daß wir sofort, begierig die vielgerühmten Reize des Plauen'schen Grundes kennen zu lernen, in einem Kahn uns über die Elbe setzen ließen und quer durch die Reihen alter Linden des Geheges, hie und da fragend, um Friedrichsstadt herum, gerade auf das Dorf Plauen zusteuerten. Der Grund, welcher dahinter sich eröffnet, enthält nun allerdings ganz eigenthümliche und wahrhaft große Schönheiten, allein wer so bloß der Heerstraße folgend zuerst in ihn eindringt, dem bieten sie sich nur sehr unvoll-

kommen dar. Was Wunder, daß wir, die wir nur eben auf diesem Wege und mit ganz besonderen Erwartungen dort ein Stück hineingingen, uns nur wenig befriedigt erklärten. So kehrten wir denn um, traten durch den altfranzösischen Zwinger in die Stadt ein, erfreuten uns dann der schönen Brücke und fanden in Neustadt für die erste Nacht zur Stadt Leipzig und dann für die folgenden Tage bei ein Paar alten gutmüthigen Leuten, welche neben der Brücke eine kleine Wirthschaft hielten, ein bequemes Unterkommen. Die Gallerie war das, was uns am meisten gezogen hatte, und durch einen, meinem Freunde bekannten Maler erhielten wir denn auch bald freien Zutritt zu diesen Schätzen.

Ich erfuhr dort, was die Jugend gewöhnlich erfährt und auch ganz eigentlich erfahren soll, nämlich zuvörderst nur die Freude an treuer, nie zuvor so gesehener Wiederspiegelung der Natur, und nächstdem das Ergriffensein durch eine gewisse warme Sentimentalität und irgend energisch-sinnliche Anregung eines erhebenden Gedankens. Da waren denn also die Niederländer von Gerh. Dow an bis zu Mieris und Ostade und zu Netscher und Metzu, was ich zuerst zu bewundern nicht müde wurde, dann aber rührte mich der sentimentale Ausdruck der Madonna des Grafen Rotari, und so wie Einiges von Rubens mich beherrschend erfaßte, so stand ich auch lange vor dem Genius des Ruhms von Mengs und wüßte freilich jetzt kaum mehr zu sagen, ob mich dabei mehr der aufstrebende Blick des Genius selbst, oder der brennende Wunsch, dereinst einen der Kränze zu erlangen, welche ihm am Arme hingen, bewegt hatte. Die ganz großen Sachen von Rafael, Tizian und Aehnlichen — sie lagen mir noch zu fern und blieben mir zu jener Zeit noch großentheils fremd.

Außer der Gallerie habe ich denn damals auch wenig von Dresden gesehen. Der reizende Blick auf Brücke und Umgegend von der jetzt längst zerstörten **Bastio solis** und dann die Oertlichkeit des Zeughofs mit der alten sonst dahinter-

liegenden Bastion, deren Seiten mit wilden Weinreben überzogen waren und deren alte große eisernen Kanonen mir um so sonderbarer vorkamen, weil, ein wahres Bild des damaligen langen Friedens für Dresden, wir an der einen, vorn zwischen Rohr und Laffete ein kleines Vogelnest entdeckten — sie sind mir am meisten im Gedächtniß geblieben. Ich ahnete dazumal freilich nicht, daß gerade ein Gebäude des Zeughofs, dicht vor jener Bastei, der Ort sein sollte, wo ich späterhin dreizehn Jahre lang in stiller Thätigkeit zu verweilen die Aufgabe haben würde.

So hatte ich denn nun nach meiner Rückkehr nach Leipzig zunächst alle Hände voll zu thun, daß ich in den alten Sprachen mich hinreichend befestigte; einen Cursus über Mathematik richteten wir uns mit einigen Freunden und Studirenden bei einem wackern alten Leipziger Magister ein; die Psychologie hörte ich bei unserm Verwandten, dem Professor Carus, welchen übrigens bald darauf die Universität durch den Tod verlor; ich hörte ferner den trefflichen Philologen Herrmann den Oedipus auf Kolonos vortragen und erklären, namentlich um an seiner Latinität mich zu erfreuen, und so, nachdem ich die Jahre zuvor in den Naturwissenschaften leidliche Kenntnisse mir erworben hatte, glaubte ich um Ostern 1806 mich sattsam vorbereitet, die eigentlichen medicinischen Wissenschaften mit dem Studium der Anatomie beginnen zu können.

Denke ich nun an diese damaligen Zustände zurück, so veranlaßt es mich zu den sonderbarsten Betrachtungen. Fast möchte in dieser Beziehung das Treiben und Suchen eines jeden jungen Menschen und so mein eigenes, ein halb unbewußtes genannt werden. Denn wie der Organismus selbst so zuerst als ein durchaus Unbewußtes sich heranbildet, wie er die einzelnen Systeme und Organe in sich entwickelt, schlechterdings ohne davon zu wissen, bis dann die gesammte Bildung ihre schöne Vollendung erreicht hat, und nun das Auge und der Geist sich erschließt und der Mensch erstaunt

und verwundert um sich blickt — so auch ergreift und lernt solch eine junge Natur rastlos sammelnd und aufspeichernd eine Menge Sachen und Begriffe, wirklich zuerst nur fast wie ein Nachtwandler immer weiter und weiter auf dem Gebäude der Wissenschaft hinansteigend, ohne eines bestimmten Willens dabei recht inne zu werden, bis denn endlich die größere Reife erlangt ist, bis das wahre Bewußtsein erwacht und nun erst der Wissende erkennt wozu das Gewußte in die Seele gedrungen sei und wie man eigentlich damit zu höheren Zwecken wirklich zu gebahren vermöge.

Eine seltsame Fügung war es übrigens, daß gerade, als ich nun der größten äußern Ruhe und Sammlung bedurft hätte, um in die Flut der neuen Studien so recht tief und nachhaltig einzutauchen, die ersten Unwetter des Krieges Leipzig überzogen. Die kriegerischen Rüstungen Preußens, welche schon im Sommer 1806 auch in Sachsen vermerkt wurden, hatten mich zwar noch wenig in meinen Kreisen stören können, nur kleine Truppenzüge hatten wir in Leipzig erblickt, man war dort den Frieden so gewohnt worden, und wie es denn geht, man hält gewissermaßen das Nahen des Krieges für unmöglich, so viel man auch aus entfernteren Gegenden davon liest oder erzählen hört. Am 14. Oktober fand ich mich an einem schönen sonnigen Herbsttage im Rosenthale, hatte im Walde nach der Natur gezeichnet und saß dann umschauend auf dem welken Rasen der großen mittlern Wiese, als öfters wiederholte dumpfe Klänge, gleichsam wie aus der Erde aufsteigend, deutlicher und deutlicher mir zu Ohren drangen. Es war, wie es sich später ergab, der Kanonendonner der Schlacht von Jena gewesen. Den andern Tag liefen die widersprechendsten Gerüchte in der Stadt um, und den darauf folgenden sah man schon die Avantgarden des Davoust'schen Corps von den Thürmen. Eine unheimliche Stille herrschte in der Stadt, noch wußte Niemand, wie die Dinge sich wenden würden, da rückten plötzlich in dichtgedrängten Massen die fränkischen

Truppen durch unsere Vorstadt herein und alle Häuser waren bald mit Einquartirungen überfüllt. Der Anblick dieser Züge hatte für mich einen welthistorischen Charakter. Es war gleichsam eine Neuzeit, die hier durch die Straßen hereindrang. Wie ganz anders diese Völkermassen gegen alles Das, was ich bisher als Militär hatte kennen lernen. Das waren noch die durch den Sturm der Revolution geborenen Heere, noch waren sie nicht niedergemäht von den unausgesetzten Kriegen ihres Kaisers, noch sah man in ihnen die Frucht einer ganzen, von einer großen Aufregung erfaßten Nation; es waren überall in den Vorderreihen der Regimenter markige gebildete Physiognomien, selbstthätige Mitwirkung und nicht bloß maschinenmäßiges Gehenlassen ausdrückend und versprechend. Dabei das Große der Taktik im Ganzen und das Freie in der Haltung des Einzelnen. Scheinbar fast regellos drangen die Massen daher, zum Theil in sonderbarsten Aufzügen. Statt der gewöhnlichen soldatischen Capotts Röcke von allen Farben übergeworfen, zinnerne oder blecherne Löffel auf die gekniffenen dreieckigen Hüte gesteckt, oft ein Brod oder andere Lebensmittel über den Tornister gebunden oder an die Bajonnete gespießt, kurz auch hier ganz Das, was, wie ich freilich erst viel später einsehen lernte, alle Kunstvollendung charakterisiren muß, nämlich die Durchdringung eines im Wesentlichen Rationalen von einem bis zu gewissem Grade Irrationalen.

Ich kam bald in manchen meist unangenehmen Verkehr mit diesen Leuten. Unser Haus ward mit Gästen solcher Art reichlich bedacht, und meine Uebung französisch zu sprechen, machte mich hier fast zum alleinigen Mittelsmann. Der einzige Vortheil erwuchs mir eigentlich daraus, die Individuen etwas näher beobachten zu können. Ich fand darunter Männer, die früher ihre Studien gemacht hatten, Andere, die Kaufleute gewesen, Andere auch, die gleich in erster Jugend das Feuer der Revolution unter die Waffen getrieben hatte. Eine gewisse Bildung war fast allgemein

sichtbar, liegt doch eine Art von Politur schon im Blute der Franzosen; und gerade dadurch wurde am Ende doch das Lästige dieses Verkehrs nicht so heftig fühlbar, als ich es später noch unter ähnlichen Verhältnissen mit Deutschen oder Russen zu erfahren die widerwärtige Gelegenheit haben mußte.

Zuletzt gewöhnte man sich indeß auch an all diesen Kriegslärm und meine Studien schritten so ihren einfachen Weg immer weiter. — Der Lehrer, zu dem ich mich jetzt am eifrigsten hindrängte, war Rosenmüller, der Anatom, eine stille einförmige Natur, mit seinem Fache, wie es damals noch so mehr aus dem Ganzen genommen wurde, sehr vertraut, aber ohne alle höhere wissenschaftliche Begeisterung. Er war mit meinem Verwandten Tilesius sehr befreundet und trat auch uns deßhalb etwas näher, doch könnte ich nicht sagen, daß ich ihm eigentlich eine besondere Förderung zu danken gehabt hätte; er wirkte wie das Lesen eines ausreichenden Lehrbuchs, aber nicht wie das Hören eines begeistigten und begeisternden Menschen. Glücklicherweise bedurfte ich keiner besondern Anregung, um mit lebendigstem Eifer alle mögliche dargebotenen Erkenntnisse einzusaugen: ich schwärmte völlig für meine Wissenschaft. Ueber Osteologie hatte ich mir schon im Sommer ein Heft angelegt, in welches ich alle Knochen des menschlichen Körpers sauber mit Bleistift gezeichnet und mit den ausführlichsten beigeschriebenen Erklärungen versehen hatte. Der Winter eröffnete mir die Lehren über den Bau der Weichtheile, und wie sehr ich danach strebte, für den nächstkünftigen Winter mich selbst auf dem **Theatrum anatomicum** im Zergliedern üben zu dürfen, mag man aus folgender kleinen Geschichte abnehmen.

Es war nicht lange, nachdem das französische Armeecorps des Marschall Davoust in Leipzig sein Hauptquartier genommen, daß zwei als Marodeurs ergriffene Soldaten, Italiäner, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt wurden. An einem trüben regnerischen Morgen zog

früh eine kleine Abtheilung Truppen mit den Delinquenten vor unserm Hause vorüber, und unweit der hohen Brücke an der Lindenauer Chaussee erschoß man die Verurtheilten und ließ sie dort einscharren.

Einer von den Leuten meines Vaters, einst selbst Soldat, hatte der Exekution beigewohnt, gab uns Bericht darüber und erweckte in mir und einem andern befreundeten Studirenden unwiderstehliches Verlangen, in Besitz eines dieser Körper Behufs anatomischer Studien zu gelangen. Die Sache schien leicht ausführbar und in der nächsten Nacht beluden wir unsern Arbeiter mit dem nöthigen Geräthe zum Ausgraben und Abtrennen etwa eines Kopfs und einiger Glieder, und zogen bei falbem Mondschein dahinaus, im vollen glühenden Eifer für unsere Wissenschaft, wenig daran denkend, daß uns in so rauher Zeit ein Unternehmen dieser Art doch leicht übel hätte bekommen mögen.

Als wir der Brücke uns näherten, in deren Gegend die Opfer des Kriegsrechts gefallen waren, sahen wir im ungewissen Mondenschimmer auf der andern Seite der Straße einige Männer mit einer Bahre uns entgegen kommen und vorüberziehen. Wohl denkend, daß man vielleicht schon mit einer Leiche uns zuvor gekommen sei, eilten wir um so mehr, an den bezeichneten Platz zu gelangen und ließen anfangen, nach der andern zu graben. Die Stelle aber war leer: schon hatte unser nicht minder eifriger Professor Rosenmüller, jedoch mit Erlaubniß der französischen Behörde, beide Leichen auf das anatomische Theater entführen lassen, und wir fanden nur die Tschako's, von deren einem, zum Zeichen dieser sonderbaren Kreuzfahrt, ich das blecherne Schild mit dem Chasseurhorn und der Regimentsnumer abnahm und es lange bewahrt habe.

Ein paar Tage später wurden uns Studirenden die Muskeln des Rückens und der Glieder an diesen beiden Körpern demonstrirt, und ich habe nie wieder so treffliche Präparate einer so vollendeten und kräftigen Muskulatur, als

an diesen jungen, gesunden und schön gewachsenen Italiänern gesehen. Der Universitätszeichner Schrödter mußte genaue Zeichnungen davon entwerfen, und so kam uns doch mindestens Einiges von dem kostbaren Falle zu Gute, an welchem wir freilich gern für uns selbst unsern vorschnellen anatomischen Bestrebungen Genüge gethan hätten.

So weit denn diese kleine Begebenheit, welche in so fern mir immer merkwürdig bleibt, als sie den damaligen, noch etwas stumpfen, aber durchaus strebsamen und gerade so eigends für die Jugend unerläßlichen Zustand recht lebhaft mir wieder in's Gedächtniß bringt.

Gewiß, es dürfte gesagt werden, der Mensch durchlebe in so fern die Geschichte des Planeten, auf dem er selbst einst entstand, metaphorisch, als — gleichwie in jener Schöpfung das Reich der Lebendigen mit wunderlichen ungeheuerlichen Geschöpfen beginnen mußte, denen erst später die feiner und höher organisirten gefolgt sind — so auch in seiner geistigen Entwicklung das erste Ergreifen und Produciren massenhafter Vorstellungen und Willensregungen immer lange vorausgehen wird den feinern und bedeutendern Gedanken.

So rückte ich denn in den Studien aller im weitesten Sinne zur Medicin gehörigen Lehren mit anhaltendem Fleiße vor, aber ganz besonders war es das Geheimniß des menschlichen, ja überhaupt des thierischen Baues, welches mit stärkern Fesseln mich an sich zog. Ich zergliederte Thiere mit Eifer und suchte, wie es nur immer ging, deren mir zu verschaffen. Es kam mir wohl vor, daß wenn ich an der Straße ein todtes Thier liegend fand, es entweder selber mit nach Hause zu nehmen, oder, wenn es größer war, es sofort durch einen von unsern Leuten mir holen zu lassen. Mich, der ich sonst Reinlichkeit und Ordnung liebte und sehr ekel sein konnte, störte dann das Widrige solcher Gegenstände gar nicht. Es ist Das überhaupt das Merkwürdige einer tiefern Naturansicht, daß nichts so sehr den alten Satz bewahrheitet: „dem Reinen sei alles rein," als sie! Doch

überraschte es mich eigen, als ich später aus Göthe's Divan gewahr wurde, daß in der großartig sittlichen Naturansicht der Orientalen eigentlich ein ganz Aehnliches aus sehr wesentlich andern Gedankenfolgen hervorgehe. Ich meine da die Stelle, wo es heißt: „Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.“ Es ist hier die Parabel angezogen, wo Jesus redend eingeführt wird, als er am Markte das Volk gewahr wird, um einen todten Hund sich sammelnd und den verwesenden mit Verwünschungen überhäufend, da, während Alles nur Schmähungen auf der Zunge hat, sagt der Prophet in seiner milden Art:

„Die Zähne sind wie Perlen weiß!“

und, beschämt von solchem Vorzuge eines verachteten Geschöpfs (da schöne Zähne namentlich im Orient sehr werth gehalten sind), kehren Aller Gedanken sich bald nach einer andern Richtung.

Aehnliches erfuhr ich denn vollends, als ich im Winter 1807—1808 auf den Präparirsaal der Anatomie eintrat und selbst nun mit der Untersuchung und Zergliederung menschlicher Leichen mich beschäftigen konnte. So sehr mir sonst schon die Luft eines Krankenzimmers zuwider gewesen war und so sehr ich, bei Liebe zur Kunst und Poesie, mich gern tief in das Reich des Schönen eintauchen mochte, der Leichengeruch dieser kleinen, noch dazu geheizten Zimmer, wo oft drei und vier Cadaver, in Stücken vertheilt, theils aufbewahrt wurden, theils unter dem Messer der Studirenden sich befanden — ich wurde davon durchaus nicht abgeschreckt, ja ich bemerkte ihn wirklich kaum. Ich darf sagen, unter all meinen Commilitonen war keiner, der mit dieser Tenacität an diesen Uebungen festhielt. Es war nicht selten, daß damals, wo überhaupt die Anzahl der Studirenden nicht sehr bedeutend war, ich als der Einzige in diesem Reiche des Todes übrig blieb. Ich erinnere mich eines späten Nachmittags, wo Alles fortgegangen war, selbst der Aufwärter

hatte sich beurlaubt, der Wind heulte durch die alten Klostergebäude des Paulinums und graue Wolken ließen nur ein spärliches Licht zu den schlecht schließenden Fenstern herein; ich aber saß fest über einem Nervenpräparate, welches ich gern vollenden wollte, und als es nun tiefer dämmerte und ich doch aufhören mußte zu arbeiten, kam es mir allerdings eigen vor, aus allen Ecken diese zertrennten menschlichen Fragmente mich anblicken zu sehen, aber kein Schauder erfaßte mich und nicht eine Spur von Abscheu wurde mir fühlbar.

Dieser Eifer hatte dann allerdings die Folge, daß ich in den Kenntnissen der Anatomie sehr fest wurde. Ich war überall genau bewandert, half mir noch mit vielfältigen Zeichnungen, die ich nach der Natur und nach guten Originalen ausführte, und so hatte ich später denn auch wirklich die Satisfaction, bei einem Examen besser in der feinern Anatomie bewandert zu sein als mein Examinator. Weniger ging mir damals die Lehre vom Leben selbst, die Physiologie, auf. Freilich waren die Vorträge darüber, wie sie zu jener Zeit von Platner und von Kühn gehalten wurden, die trostlosesten, und wenn ich von dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft zurückblicke auf das sogenannte Ganze dieser Lehren, wie es uns dazumal auf der ersten Landesuniversität vorgetragen worden ist, so fühle ich, daß es durchaus nicht möglich sei, daß abermals in vierzig Jahren von jetzt an diese Wissenschaft solche Fortschritte gemacht haben könnte, als sie in den vierzig Jahren von damals bis zum heutigen Tage, im Jahr 1847, in Wahrheit gemacht hat. Unter meinen Arbeiten blieben jetzt auch die übrigen Naturwissenschaften nicht zurück. Botanik setzte ich immer noch fort, obwohl ohne in die so merkwürdige Geschichte der Pflanze lebenvoll einzudringen; in die Mineralogie und Chemie führten mich die bessern Vorträge von Weiß ein, der mir auch später, als er Professor in Berlin geworden, immer ein geehrter theilnehmender Freund geblieben ist, und

nach und nach rückte ich nun auch dem eigentlichen ärztlichen Wissen näher und ging über zum Studium der Pathologie, Arzneimittellehre und zur Therapie.

Komme ich nun zu diesen Fächern, so darf ich nicht unterlassen, gleich anfänglich zweier Lehrer besonders zu gedenken, obwohl deren Persönlichkeit und Schriften immer mehr Einfluß auf mich geübt haben, als ihre Vorträge; es waren Burdach und Heinroth. In dem Erstern wurde mir späterhin die physiologische Richtung bedeutend und anregend (Leipzig verließ er übrigens sehr bald), und der Letztere hat mich in philosophischer und psychologischer Beziehung wesentlich gefördert, obwohl eigentlich mehr antagonistisch, denn die meisten seiner Ansichten schienen mir schon damals sehr unzureichend, aber sein joviales theilnehmendes Wesen und sein präciser klarer Vortrag regten mich an und gaben mir Vieles zu denken, was allerdings weit später erst zur eigentlichen Gedankenreife kommen konnte. Ist es doch überhaupt um die Einwirkung der Lehrer auf Studirende eine eigenthümliche Sache! es gelten hier eigentlich nur zwei Momente: entweder der Lehrer muß ein mächtiges Licht der Wissenschaft, ein Genius sein, von dem eine neue Aera seiner Doctrinen anhebt; dann reißt er durch seine geistige Bedeutung selbst den Trägen von seiner Stelle, und der Thätige und Intelligente sieht sich durch ein so großes Vorbild auf unberechenbare Weise gefördert; oder er muß bei nur eben hinreichenden geistigen Mitteln eine lebendige Verwandtschaft zu jüngeren sich entwickelnden Seelen bethätigen. Der junge Geist ist wie die noch schwankende Pflanze, welche der Stütze bedarf; er muß Jemand vor sich haben, der ihn theilweise anregt und ermuthigt und theilweise wieder bei vorherrschend werdender Selbstzufriedenheit zurückweist und widerlegt. In diesem Sinne kann dann oft auch der minder begabte Lehrer mächtig einwirken und Größere erziehen, als von Großen je erzogen worden sind. Heinroth war ein

Mann dieser Art und ich spreche es gern hier aus, daß ich Vieles und Mannichfaltiges ihm danke.

Uebrigens ist hier nun der Ort, ausführlicher zu gedenken, wie die Art des Studiums der Natur der Krankheiten zu jener Zeit einen so weit von der Wirklichkeit abliegenden Charakter durchgängig und überall zeigte. Die Mangelhaftigkeit und das halb nebelhaft rohe, halb ausgetrocknet Abstrakte damaliger Physiologie machte mit voller Gewalt sich auch in der Pathologie geltend. Anstatt daß dem jungen Geiste zuerst und hauptsächlich nur das Concrete dargeboten werden sollte (denn eben dieses Einzelne, dies den Sinnen scharf und unmittelbar Entgegentretende — es kann doch gefaßt, es kann auch von dem Kurzsichtigen erkannt werden), so liebte man es, gewisse abgezogene Begriffe aufzubauen und mitzutheilen und davon Befriedigung des Wissens zu verheißen! — Wir wurden viel mit Irritabilität, Sensibilität und Reproduktion und der Eintheilung der Krankheiten nach diesen Momenten gequält, lange bevor wir wußten, wie im Einzelnen eine Zelle entstehe, ein Nerv reizbar sei und eine Faser sich zusammenziehe! Wir sollten uns die Lehre von den sogenannten *nächsten* Ursachen der Krankheiten, welche eigentlich die Krankheiten selbst wären, einprägen, und doch waren die einfachst sinnlich wahrnehmbaren Elemente eines Krankheitsprozesses uns noch fremd, und so Vieles dieser Art!

Mit großer Treue schrieb ich freilich alle diese Dinge in den Collegien nach, dachte auch darüber vielfältigst nach, und glaubte allerdings zuweilen, die Schuld läge an mir, wenn mir aus diesen Worten und wieder Worten nie ein lebendiges Bild der *Sachen* hervorgehen wollte! Ja, ich kann sagen, daß mich zuweilen eine Art von Verzweiflung hierüber ergriff! Und noch finde ich manche schwermüthige Aufzeichnung damaliger Stimmungen in alten Tagebüchern. Gewiß, über das nah Liegende, sinnlich Einfache hatte mich diese Behandlung meiner Wissenschaft hinweggerissen, und zu

dem größern Ueberblick des Lebens, in welchem das Einzelne wieder nothwendig zu einem höhern Allgemeinen zusammenfließt, war ich noch nicht reif, und so wäre ich vielleicht in dieser Zerwürfniß ganz und gar der Wissenschaft entfremdet worden, hätte nicht zweierlei mich immer wieder zu Athem kommen lassen, mich immer wieder gleichsam auf sichern Boden geleitet, und dies Beides war: das Studium der Naturgeschichte und vergleichenden Anatomie und dann die Liebe zur Kunst und Poesie. Hier tauchte ich bei dem Einen immerfort in die Flut einer Masse naheliegender Thatsachen ein, die meine Beobachtungsgabe und mein Urtheil schärften und erfrischten, bei dem Andern aber erhob ich mich selbst in die freie ätherhafte Schönheit der Gedanken, welche mich erneute und in jedem Sinne des Wortes so mich wieder herstellte, daß ich bald dahin kam, den Muth immer aufrecht zu erhalten und dadurch dann selbst auf *den* Feldern, die zuerst am wenigsten mich ansprechen wollten, doch mit immer wieder erhobenen Kräften unausgesetzt fortarbeiten zu können.

Von diesen beiden Richtungen ist gegenwärtig noch ausführlicher im Einzelnen zu erzählen, wenn das Bild jener Entwicklungsperiode meines Lebens zu vollkommener Deutlichkeit gebracht werden soll.

Was die Naturwissenschaften betraf, so möchten sie vielleicht nicht in *dem* Maße damals meinen Geist erfaßt haben, wäre nicht ihr Wesen selbst zu jener Zeit von einer tiefen Bewegung ergriffen worden, in deren Folge ein neues eigenthümliches und bedeutungvolles Princip in ihnen geboren werden konnte. Dieses Princip war das *einer höhern Einheit*, hervorgegangen im Lichte der damals zuerst sich geltend machenden Naturphilosophie.

Es giebt nämlich wohl Seelen und Geister, denen es wenig Bedürfniß zu sein scheint, von Erfassung irgend einer Einheit, eines Centralpunktes besondere Notiz zu nehmen; alles Leben fließt ihnen vorüber, wie die Wolken am Himmel dahintreiben, wie Herbstblätter auf einem Strome fortgezogen

werden, ohne daß irgend ein Brennpunkt, irgend ein vor Allem einschlagender unwandelbar feststehender Gedanke diesen ununterbrochenen Wechsel zum Grunde gelegt werden müßte. Wenn Menschen dieser Art, der Betrachtung und Erforschung der Natur sich widmen, so sammeln sie ein unendlich buntes Material, häufen Masse auf Masse und können bei dem Allen oft dem Ganzen der Wissenschaft sehr nützlich werden. Es fehlt uns auch nicht an geschriebenen Werken, welche auf diese Weise entstanden sind, und ich darf nur an die Bibel der Natur Swammerdam's, oder die Insekten-Belustigungen eines Rösel von Rosenhof erinnern, um Kennern dieser Literatur deutlich zu machen, was wir hier im Sinn haben. Auf diese Weise sind eben so oft auch große und später häufig sehr nützlich gewordene Sammlungen merkwürdiger Naturgegenstände zusammengebracht worden rein aus Sammlerlust, ohne irgend ein besonderes höheres Ziel.

Dergleichen hatte nun niemals eine entschiedene Gewalt über mich. Ich habe mich dessen niemals überhoben, aber es war mir geradezu gegen die Natur; und nehmen wir es ganz einfach, so ist auch jedes solches Aufhäufen ohne einen besondern geistigen höhern Zweck, seien es nun Kostbarkeiten, die aufgehäuft, oder Geld, das um des Geldes willen gesammelt wird, oder seien es bunte Vögel oder bunte Muscheln (von denen man ja sonst mit großen Kosten ganze Gallerien zusammenbrachte, weit entfernt von irgend einer wissenschaftlichen Absicht), immer nicht viel mehr als ein etwas höherer thierischer Trieb, wie wir ihn längst an den Elstern kannten und wie ihn Gould neuerlich in noch viel merkwürdigerer Weise an den **Satin birds** von Neuholland beschrieben hat,[1] welche letztere sich ein besonderes Vergnügungsnest (**playing ground**) zu bauen pflegen, das sie mit allem Glänzenden und Zierlichen, was sie gerade auffinden können, verzieren und aufputzen.

In nicht viel anderer Weise sah man nun seit Plinius

[1] S. m. England und Schottland 1. Thl. S. 215.

das ganze Material der Naturgeschichte behandelt, bis der große umfassende Weltverstand des Ritters von Linné zuerst versuchte, eine bestimmte Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen und einen Standpunkt zu finden, welcher die ungeheure Masse einigermaßen in ein dem denkenden Geiste erfaßbares und genehmes Verständniß zu setzen vermöchte.

Bei dem Allen fehlte es dem Systeme Linné's an einem höhern inwohnenden geistigen Princip ganz, es war ein nach scharfsinnig aufgefundenen Verstandesmerkmalen zu Nutzen und zur Erleichterung der Lernenden aufgeführtes großes Gebäude, aber es war weit entfernt davon, in sich selbst als ein belebendes und belebtes Ganzes zu erscheinen. Zu diesem wurde es eigentlich zuerst, als der bereits von vielen Philosophen des Alterthums geahnte Gedanke von der innern nothwendigen und unerläßlichen Verbindung des Weltgebäudes zu einem einzigen unendlichen organischen Ganzen, mit einem Worte der Gedanke von der Weltseele, durch Schelling's damals groß und lichtvoll hervortretenden Geist zuerst wieder in die Wissenschaft eindrang. Auf merkwürdige Weise klang dieser Gedanke gleichzeitig in vielen Geistern wieder, wie es denn immer zu gehen pflegt, wenn die Menschheit im Kreißen liegt und eine neue große Idee in ihr hervorzutreten berufen ist, und so fehlte es durchaus nicht, daß sehr bald die Folgen desselben in der Behandlung der Naturwissenschaften sich geltend machten. Dabei blieben denn freilich auch keineswegs aus vielfältige Ueberstürzungen und Uebertreibungen! Wie keine Revolution im Politischen sich macht, und wäre sie auch an sich bestimmt, das so viel Bessere und Höhere in das Leben der Menschheit einzuführen, ohne daß mannichfaltige Unordnung und mancher arge Unfug dabei vorkomme, so drängten sich auch hier neben den Berufenen viele Unberufene zu diesem neuen Ideenkreise heran, und verfehlten dadurch nicht, allen Widersachern jeder Neuerung hinreichende Blößen zu geben, welche dann benutzt wurden, um das Ganze möglichst zu verdächtigen.

Unter denen jedoch, die als würdige Priester der neuen Aera zum Altare der Isis traten, stand in Bezug auf Naturwissenschaften oben an: Oken, ein Mann, dem ich erst fast zwanzig Jahre später im Leben zu begegnen Gelegenheit hatte, dessen Geist aber schon damals mich ganz eigenthümlich erfaßte und anregte. Mit großen gewaltigen Zügen wagte er es zuerst in die chaotische Mannichfaltigkeit von Natur, Formen und Thatsachen einen einzigen Mittelpunkt, ein einziges neues belebendes Princip einzuführen, und dies Princip war das genetische, das Princip der Entwicklung.

Ausgehend von dem Gesammtbegriff des einen und ganzen Organismus des Menschen that er zuerst den orphischen Ausspruch: „der Mensch ist das Maß und der Messer der Schöpfung", und gleichsam wie mit einem Schlage war so die ganze ungeheure und unermeßliche Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber gestellt dem einen menschlichen Organismus und seiner besondern Geschichte. Nichts war nun klarer als daß, sobald wir das Recht hatten, die Schöpfung selbst gleichsam als den in allen seinen Phasen und Formen auseinander gelegten Menschen zu betrachten, somit auf einmal ein innerer Schwerpunkt, eine höhere Einheit für alle diese Formen als gefunden sich darstellte. Am unmittelbarsten traten diese Ergebnisse bei der Betrachtung des Thierreichs hervor. Mit Ueberraschung wurde man gewahr, daß eine gewisse allgemeine, nur nie zu weit in's Einzelne auszudehnende Parallele zwischen der menschlichen Entwicklungsgeschichte vom mikroscopischen Ei aus, durch den zarten weichen Embryo bis zu seiner vollkommenen Gestaltung als reifer Mensch einerseits und zwischen den Stufenfolgen des Thierreichs vom mikroscopischen Infusorium an, durch das zarte weiche Molluskum bis zu den menschenähnlichsten Thieren hinauf andererseits unverkennbar sei, und hunderterlei merkwürdige Anwendungen hievon, namentlich auch auf die Rückwärtsbewegung, welche die sich wieder zum Thier hin-

neigenden menschlichen Monstrositäten darboten, stellten sich nun sogleich deutlich heraus.

Dies also war es, was nun auch blitzähnlich in meinem Geiste gezündet hatte! Ich durfte nicht mehr, wofür ich immer ein Grauen gefühlt hatte, die Natur und insbesondere die Thierwelt als eine zufällige in's unendlich mannichfaltig gedankenlos variirte Masse mir vorstellen, sondern ich hatte den geistigen Schlüssel zu diesen Verschiedenheiten gefunden; ich durfte nicht mehr nur den Leib der Schöpfung lieben, ich hatte *ihre Seele* erkannt und fand mich von ihr begeistert!

Indem nun aber die vergleichende Anatomie noch weit mehr als Botanik und allgemeine Naturgeschichte meinen Eifer erregt hatten, so war auch insbesondere erwünscht zu finden, daß die Erleuchtung, welche von jenen großen Gedanken ausging, recht insbesondere der vergleichenden Geschichte des innern thierischen Baues und der verschiedenen Bildung einzelner Organe in verschiedenen Geschöpfen zu Gute kam. Gerade zu jener Zeit (1807) erschien das merkwürdige Programm *Oken's*, in welchem zuerst ein Aperçu mitgetheilt wurde, welches früher, aber freilich nur im Stillen, auch von Göthe gemacht worden war, nämlich: *daß der Bau des Schädels im Wesentlichen als der einer Wirbelsäule angesehen werden müsse*. Dieser Satz war wichtiger, als es auf den ersten Blick schien; und *Oken's* Schrift verfehlte deßhalb schon zu jener Zeit nicht, eine große Sensation zu machen. In ihm nämlich wurde, gleichsam als in einem einzelnen schlagenden Beispiele für viele gleiche Fälle, die entscheidende Frage an die Forscher gerichtet: „Ist es euch gegeben, durch den ewigen Wechsel der Erscheinung, durch die rastlosen Metamorphosen der Gestaltung hindurch das eine, all dieser Mannichfaltigkeit zum Grunde liegende Gesetz, das wesentlich feste Schema dieser wechselnden Formen zu erkennen oder nicht?" Auch in solchen Dingen geht es nämlich so, daß *Die*, denen das

Palpable, das den Sinnen unmittelbar Vorliegende, schon als vollkommene Wirklichkeit erscheint, keineswegs sich bemühen nach etwas Uebersinnlichem, hinter diesen Erscheinungen Verborgenem zu suchen; sie bedürfen eben nichts als dies Greifbare und auch sie sind in dem oben besprochenen Falle, die Einheit der Welt, welche für die Andern die alleinige wahrhafte Wirklichkeit ist, nicht als höchstes Ziel ihrer Erkenntniß anzusehen, sondern mit der Vielheit sich für vollkommen befriedigt zu erklären. Was mich betraf, so fühlte ich sehr bald, obwohl damals nur noch dunkel, daß ich zu einem andern Glauben gehöre. Mir war es sogleich eine besondere Freude, daß ich in jenem Satze ein höheres Unveränderliches anerkennen durfte, daß ich nun einsah: so tausendfältig auch die Gestaltung des Schädels in sämmtlichen höheren Thierklassen variiren möge, ihr liege doch überall ein einfaches durchaus bleibendes Gesetz und ein festes unveränderliches Zahlenverhältniß zum Grunde.

Zugleich war es jetzt für das Material meiner vergleichend anatomischen Studien wichtig, daß ich, der bisher nur aus dem skizzenhaften Blumenbach'schen Handbuche hatte schöpfen können und dem gar wenig Mittel zu Gebote standen, mit Neuigkeiten mich zu versehen, um jene Zeit durch die Güte eines Verwandten das eben erschienene wichtige Werk G. Cuvier's „**Leçons d'anatomie comparée**" zum Geschenk erhielt und überdies sämmtliche vergleichend anatomische Abbildungen d'Aubenton's aus der großen Naturgeschichte Buffon's auf eine billige Weise erlangen konnte. Indem so nämlich die Mannichfaltigkeit der erkannten Formen sich steigerte, steigerte sich auch die Freudigkeit, alle diese Gestalten als Glieder einer höhern Einheit nach und nach deutlicher zu begreifen, und so trat mehr und mehr diejenige Begeisterung für die Wissenschaft in mir hervor, welche einestheils hinwiederum den medicinischen Studien zu Gute kam, anderntheils mir schon jetzt den Gedanken näher brachte, mich künftighin insbesondere für das akademische Lehrfach

auszubilden. Dies Alles nun trieb mich vorwärts, entflammte meinen Eifer, begeisterte mich, und eben daß in irgend einer höhern Richtung die rechte und wahre Liebe für Wissenschaft vorhanden sei, darauf kommt es ja überhaupt bei dem jugendlichen Geiste an, wenn größere Resultate erlangt werden sollen, und so habe ich denn auch Alles, was irgend späterhin für scientifische Zwecke von mir erreicht worden ist, zum großen Theile dieser in der geschilderten Weise erweckten und unterhaltenen Anregung zu danken.

Ich sagte aber oben, daß, wenn eben dieser Drang nach Erkenntniß und Vermehrung des Wissens mich einerseits belebte und immer neu erregte, andererseits auch die Liebe zur Kunst und Poesie beitrug, mein Leben, welches in seinen äußeren Verhältnissen bei den vorrückenden kriegerischen Wirren der Zeit von mancherlei Noth mehr und mehr heimgesucht wurde, immer wieder aufzurichten, zu kräftigen und selbst rückwirkend in Beziehung auf wissenschaftliche Aufgaben mich zu fördern. Welche Kunst und welche Poesie daher damals insbesondere auf mich Einfluß geübt habe, davon möchte sonach eine etwas nähere Darstellung ebenfalls in diese Blätter aufzunehmen sein. Ist es doch gewiß niemals ohne eine besondere Bedeutung für den Geistesfortschritt des Menschen, von welcher Art der Kunst die Seite seines Gefühlslebens besonders und zuerst aufgeschlossen worden ist! Ja wir finden selbst in der Geschichte der Menschheit überall gewisse, gleichsam gesetzmäßig hervortretende Folgen der auf ihre Bildung einwirkenden Kunst, Folgen, welche mich oft sonderbar an das allmählige Hervortreten verschiedener Sinnesformen in der Reihe der belebten Geschöpfe erinnert haben. Oder wäre es denn nicht etwa in Wahrheit so, daß, eben wie in der Thierwelt zu allererst das tastende Befühlen, weit später das erst lichtvolle Auge und nur zuhöchst in seiner vollen Entwicklung der Sinn des Gehörs hervortritt, so auch treten mußte, die Kunst, wo greifbar derb und steinern das in der Menschheit als früheste Kunst die der Plastik auf-

Gebilde hingestellt wird, dem tastenden Gefühl in seiner Vollendung fast noch mehr zugänglich als dem Gesicht, daß dann erst später sich die Kunst des Malers ausbilden konnte, die Kunst, welche eine schon feinsinnlichere Täuschung in lichtbrechenden oder rückwerfenden Medien durchgängig versucht, daß aber am letzten, man darf wohl sagen erst in der neuesten Zeit, die Musik sich vollkommener offenbarte und noch jetzt vielleicht für künftige Generationen manches Mysterium bewahrt, wenn dagegen wirklich die andern Künste gegenwärtig fast abgeblüht zu haben scheinen?

Was nun mein Leben betraf, so habe ich schon früher davon gesprochen, wie da die Kunst des Zeichnens und Malens eigentlich allein jene Entwicklungsreihe begonnen hatte. Bei dem Allen war diese Kunst dazumal noch fast ohne alle höhere poetische Richtung, sie war bloß Lust am unmittelbaren Nachbilden der Natur und sie kam gerade als solche meinen naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien in vieler Beziehung zu Gute. Ich führte sie indeß redlich und nach besten Kräften fort, besuchte auch über ein Jahr die Zeichnenakademie unter Schnorr, jedoch nur um nach den dortigen Gypsabgüssen zu zeichnen, aus welcher Zeit denn einige noch jetzt zu lobende ausgeführte Blätter nach dem Borghesischen Fechter und Aehnlichem herrühren.

Was dagegen die Kunst der Musik betraf, so lag sie mir ihrem höhern Sinne nach damals noch ganz verborgen. Zwar hatte ich, wie denn das so hergebracht ist, mich ebenfalls im Klavierspielen versucht; ein junger tüchtiger Musiker, Namens Berger, Sohn eines Cantors in Libertwolkwitz bei Leipzig, mühte sich schon früher einige Zeit ab, mich zu einem einigermaßen leidlichen Pianisten zu erheben, allein seine Mühe hatte wenig gefruchtet, und wenn wir einmal auf das Land fuhren und bei seinen Eltern einen idyllischen Sonntag zubrachten, so gefiel mir gewöhnlich seine artige Schwester viel besser als sein Spiel, und seine Mühe mich zu bilden, ging darüber völlig verloren. Auch zu Hause hörte

ich jetzt wenig Musik mehr; unser Verwandter Müller war als Kapellmeister nach Weimar berufen worden, auch Rochlitz sahen wir selten, und so blieben denn die Noten für mich überall jene geheimnißvollen Charaktere, in welchen mir erst so viel später ein höherer Sinn aufgehen sollte.

Wichtiger für mich und bedeutend auf Geschmack und Nachdenken einwirkend war die dramatische Kunst. Ich rechne es weniger dahin, daß wir Jüngeren früher mitunter versucht hatten, auf kleinen aus Leinwand und gemalten Pappen übel genug zusammengebauten Theatern ein oder das andere Lustspiel selbst mehr zu unserer Ergötzung als zu besondern Genügen der gepreßten Zuschauer darzustellen; ich rechne auch weniger dahin den im Ganzen überhaupt nicht sehr häufigen Besuch der Vorstellungen der damaligen Seconda'schen Gesellschaft in Leipzig, bei welchen, obwohl die Truppe einige wirklich ausgezeichnete Schauspieler zählte, das Princip einer höchst prosaischen Natürlichkeit durchaus vorherrschend war, sondern am folgereichsten waren mir gemeinschaftliche Lectüren einer Reihe ächt classischer dramatischen Werke, zu welchen ich mich mit mehreren andern Studirenden einige Jahre hindurch vereinigt hatte. Wir waren ihrer etwa sieben bis neun, die an solchen Dingen Freude fanden, und Einige von Diesen sind mir dadurch und von da an auch für's Leben näher verknüpft worden, von welchen ich zunächst hier nur gedenken will theils des durch seine gelehrten Herausgaben und Uebersetzungen des Rabelais und Bojardo bekannt gewordenen treuen Freundes Gottlob Regis, theils des trefflichen Philologen Schneider, später Professor zu Breslau.

Wir lasen so mit vertheilten Rollen an bestimmten Tagen nach und nach sämmtliche große dramatische Werke von Shakespeare, Calderon, Göthe, Lessing, Schiller und Andern, wir theilten uns unsere Gedanken darüber mit, und wenn es auch wahr ist, daß in höheren Jahren man in Bezug auf Mittheilungen dieser Art an Andere

überhaupt schwierig wird, daß man alsdann nur den ganz verstehenden Geist hiezu fordert und annimmt und außerdem lieber auf eigenes Durchdenken sich beschränkt, so ist dies dagegen anders bei dem jugendlichen, noch unreifen Geiste; — die Jugend ist die Zeit der Associationen, und daß sie dieses ist, beweist, wie bei Zeitaltern, wo Association die Losung des Tages wird, doch zuletzt allemal ein gewiß Ungenügendes und Unzureichendes der Individuen selbst.

So wirkten denn also auch auf uns diese vielfältigen, gewöhnlich alle zwei Wochen sich wiederholenden Zusammenkünfte durchaus geistbildend und fördernd. Eine Reihe der außerordentlichsten Werke, welche für einsame Lektüre in der Jugend selten zur Aufnahme gelangen (ich will nur an die Reihe historischer Dramen Shakespeare's erinnern, die wir alle in ihrer Folge und mit großer Aufmerksamkeit durchnahmen), wurde auf diese Weise zeitig ein Eigenthum meines Geistes; ich gewöhnte mich an größere Ansichten des Lebens, ein höherer freierer Geist begann stufenweise zu reifen, und wenn ich bedenke, wie zwanzig und dreißig Jahre später viele derselben Werke mir nun wieder in anderer und höherer Weise in den Vorträgen meines verehrten Freundes Tieck entgegengetreten und dann noch so viel durchsichtiger geworden sind, so finde ich abermals, wie in so vielem Andern, Gelegenheit, einen gewissen großen, eigenthümlich periodischen Verlauf jedes weiter sich ausdehnenden gesunden menschlichen Lebens in seiner innern gesetzmäßigen Folge zu bewundern, ja verehrend anzuerkennen.

Gleichsam aber als sollte mir denn doch auch die Anschauung nicht vorenthalten bleiben, auf welche Weise bedeutende dramatische Werke unter günstigen Bedingungen durch scenische Darstellung wirklich neu erweckt und so zu sagen vor unsern Augen belebt werden können, so geschah es, daß im Jahr 1809 die Weimar'sche, damals noch unter Göthe's besonderer Leitung stehende Schauspielergesellschaft von Lauchstädt, wo sie gewöhnlich im Sommer Vorstel-

lungen gab, nach Leipzig kam und dort ganz neue Erscheinungen und diese auch auf durchaus neue, in einem höhern Sinne künstlerische Weise zur Anschauung brachte. In Wahrheit! es wird mir jetzt schwer zu sagen, in welchem Maße eine vollendete Aufführung, wie man damals diese Vorstellungen von Göthe's Iphigenia, Tasso, Götz, Egmont, den Mitschuldigen, ja selbst der natürlichen Tochter nennen durfte, auf einen jungen lebhaften Geist wirken mußten, der, obwohl im Wesentlichen ganz andern Bahnen zugewandt, doch mit großer Heftigkeit das Beste, was große Dichter im Felde des Drama's uns hinterlassen haben, bereits ergriffen und sich angeeignet hatte. Jeden Falls war die Wirkung bedeutend, und, wie denn nicht leicht in unsern Zeiten ein irgend lebhafter Sinn vorkommen wird, der nicht mindestens für eine kurze Zeit mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit vom Theater angezogen worden wäre, so darf ich sagen, daß diese auch im nächstfolgenden Jahre sich wiederholenden Darstellungen diejenigen waren und auch diejenigen geblieben sind, welche mich mit einer gewissen Schwärmerei für das Theater erfüllten und ergriffen, und deren ich noch jetzt mit besonderer Vorliebe gedenke. Wer von meinen Lesern das Glück gehabt hat, das treffliche Künstlerpaar Wolff in großen Rollen zu sehen, der wird hievon die richtige Vorstellung sich zu machen gar wohl im Stande sein.

Bei dem Allen darf ich sagen, daß diese, so wenig als andere Kunstanschauungen, keineswegs mir die Lust und den Eifer an meinen übrigen wissenschaftlichen Bestrebungen irgend zu beeinträchtigen im Stande waren; im Gegentheil, ich kehrte zu diesen von jenen stets mit erfrischtem Geiste und erhobenem Gemüthe zurück. Mit Ausdauer saß ich dann wieder tief in die Nächte hinein über den anatomischen Tabellen, die ich mir entworfen, über den physiologischen, pathologischen und morphologischen Schriften, die ich mir irgend verschaffen konnte. Am Tage in Freistunden führte ich schwierige und feine anatomische Zeichnungen aus, ich untersuchte und zer-

gliederte, was ich nur immer mir für meine Zwecke zusammenbringen konnte, kurz ich darf sagen, daß ich mit voller Seele bei der Sache war und daß ich mich tüchtig gerührt habe, um ein Material vorzubereiten und aufzuspeichern, was mir dann allerdings in späteren Zeiten auf das Wünschenswertheste zu Statten gekommen ist.

Bevor ich indeß weiter verfolge, wie mehr und mehr die Kenntnisse mir heranwuchsen vom Menschen und der Natur, die ihn umgiebt, von seinem innern Bau und Leben, und von dem Krankhaften, was in ihm sich entwickeln kann, bleibt mir übrig nachzudenken und darzustellen, auf welche Weise in jener Zeit Das in mir zuerst begründet und befestigt wurde, was man die Ansicht nennen darf von göttlichen Dingen. Je mehr wir nämlich Menschen beobachten und bedenken, desto deutlicher kann es uns werden, daß Etwas sei in der Seele des Menschen, was man den wahren geistigen Schwerpunkt, den Lichtpunkt und recht eigentlichen Silberblick jeder solchen besondern intellektuellen Welt zu nennen berechtigt ist, den Punkt, von welchem aus zuhöchst alles größere Thun und Streben der Seele bedingt wird, den Punkt, an dessen Höhe eigentlich allein und vollkommen gemessen werden kann, was die Seele erstrebt und was sie endlich geworden ist. Dieses Etwas aber ist: die Art der geistigen Anschauung des Verhältnisses alles Vergänglichen zum Ewigen, mit einem Wort, nach dem Selbstbewußtsein, — das Gottbewußtsein.

Der Verschiedenheiten in der Art dieser Anschauungen sind nun kaum weniger (wenn alle die feineren Nüancen beachtet werden sollen) als die der Menschengeister selbst; denn wenn wir schon in ganz äußerlichen natürlichen Dingen finden, daß irgend eine besondere Erscheinung von jedem Gesicht nur eben auch auf seine besondere Weise aufgefaßt wird, so muß dies sich noch mehr bei der Art, wie irgend eine geistige Individualität dem höchsten ewigen Mysterium gegenüber gestellt ist, der Fall sein.

Was nun mich betraf, so habe ich aber schon oben erzählt, wie der erste Gedankenzug, dessen ich mich in meiner geistigen Entwicklung entsinne, wenn auch in ganz kindischer Weise das Wesen der menschlichen Seele zum Gegenstande hatte, und ich möchte dies um so mehr fast als symbolisch betrachten, da, je mehr ich mich in die Zeit zurückversetze, welche ich in den nächstvorhergehenden Blättern beschrieben habe, um so mehr ich finde, daß bei allen Bestrebungen, das sinnlich Erkennbare festzuhalten, doch mich damals immerfort eine stille Verzweiflung quälte, und zwar deßhalb quälte, weil jenes eigentlich Urfachliche, Das, was als ein Uebersinnliches nothwendig doch (wie ich sehr zeitig erkannte) allem Sinnlichen zum Grunde liegen mußte, mir niemals mit genugsamer geistiger Deutlichkeit innerlich aufgehen wollte. Allerdings war, was ich an philosophischen Vorlesungen zu jener Zeit gehört hatte, wenig geeignet, mich hier in irgend einer positiven Erkenntniß zu fördern, und von der ganzen Platner'schen Skepsis drang mir nur jenes eine gut ausgedrückte Anfangswort tief einschneidend in die Seele: „Voraussetzen möchte man, der Mensch lebe in stets wachsendem Kummer über das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins." In Wahrheit, dieser Kummer war in mir eigentlich unabläßig! Ein gewisser Zug von Ernst und Schwermuth in der Tiefe meines Lebens wurde den Meisten fühlbar, die mir damals nahe standen. Es war ein Suchen, ein Ringen nach innerer Gewißheit in mir, und das um so mehr, je mehr mir das Studium der Natur zeigte, in welchem ewigen Wechsel von Entstehen und Vernichtetwerden Alles vorüber eilte, was dem minder erschlossenen Auge wohl als ein Bleibendes und Festes für einige Zeit sich darstellen kann. Die ungeheure Frage nach dem „Warum?" all dieses Wechsels, all dieser stäten Vernichtung — sie lastete oft mit Zentnerschwere auf dem jungen Geiste und ich darf es wohl als ein besonderes Glück und als die Wohlthat einer gesunden und widerhaltenden Organisation betrachten, daß diese

entschiedene Ueberzeugung von dem an sich durchaus Vergänglichen und Eiteln alles Irdischen mich doch keineswegs abhielt, immerfort bemüht zu sein, eben dieses Irdische doch auf das möglichst Vollkommene erkennen zu lernen.

In all diesem innern Streben und Suchen und mitten unter so vielen Arbeiten, welche zunächst nur die Bewältigung des Materials zur Aufgabe hatten, traten zwei Geister in ihren Werken mir näher, welche auf meine weitere Entwicklung nicht ohne großen Einfluß geblieben sind: Kant und Schelling. Der Erstere in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft läuterte meine Gedanken über das materielle Substrat aller Erscheinung durch die Deduction der Materie, in wie fern sie allein begriffen werden könne, als das „Bewegliche im Raume schlechthin". Der Andere in seiner tiefsinnigen Naturphilosophie, deren mächtige begeistigende Einwirkung auf meine naturwissenschaftlichen Studien ich oben schon berührt habe, erweckte in mir den bestimmtern Gedanken einer Weltseele und gab mir darin den Leitfaden, ein höchstes Göttliches — geistig die Materie, oder wie ich es später genannt habe, den Aether fortwährend Bestimmendes und Gestaltendes — in meinem Geiste allmählig deutlicher aufzufinden und mehr und mehr erkennen zu lernen. Aus solchen Elementen also entwickelte sich in mir nach und nach eine Ansicht von dem Verhältniß eines Vergänglichen zu einem Ewigen, bei welcher einmal jenes stäte Vernichtet- und Verwandeltwerden erkannt wurde als die ganz nothwendige Folge der Wesenheit der Materie eben als eines ewig Beweglichen an sich, während ein andermal doch bei all diesem nothwendigen Untergange sich wieder ein Trost und eine Beruhigung dadurch ergab, daß in jenem Höchsten und Göttlichen ein von diesem Beweglichen an sich durchaus Unabhängiges klar wurde, ja darin eine Wesenheit erschien, welche in ihrer ewigen Wahrheit und Schönheit durchaus frei war und blieb von Vernichtung und Veränderung. Wer diesem Gedankengange aufmerksam folgen will,

dem wird es nicht entgehen, daß sonach in mir damals schon diejenige Anschauungsform der Welt und diejenige Art des Gottbewußtseins vorbereitet werden mußte, welche dadurch, daß sie bei allem Wissen von der Nothwendigkeit das verschiedene Bewußtsein eines Stätigen und Bleibenden enthält, doch zuletzt allein eine höhere Befriedigung meiner Seele gewähren konnte. Freilich lag von damaliger Erkenntniß aus noch ein weiter Weg zu durchwandern bis zu jener innern Klarheit und Einsicht, wie ich sie so viel später in einem neuern Werke [1] dargelegt habe; manche andere Geister mußten noch zu diesem Endziel von mir näher erkannt werden, und vielfältiges schmerzliches Ringen und Arbeiten blieb noch lange bis dahin meines Geistes Aufgabe; aber es galt ja doch auch nur hier den Versuch, dem Leser zu einiger Deutlichkeit zu bringen, auf welchem Wege in mir diejenige Ansicht von göttlichen Dingen sich habe begründen können, welche mehr und mehr in mir zu vollenden und zu bethätigen ich späterhin immer als höchstes Ziel meines Geistes empfunden habe. Gelingt es mir übrigens in Zukunft das Bild meiner innern Entwicklung nach und nach immer weiter zu zeichnen, so wird namentlich in diesen Beziehungen noch so manch Wichtiges nachzutragen sich reiche Gelegenheit finden.

Für jetzt ist nun eine andere Aufgabe noch vorliegend, nämlich mir deutlich zurückzurufen und darzustellen, wie und unter welchen innern Bewegungen mein Eintritt in das eigentliche Wirken des Arztes sich damals begab. Ich habe nämlich früher erzählt, daß die besondere sensible Natur in mir, welche vielleicht namentlich von meiner Mutter auf mich übergegangen sein mochte, mir eine gewisse physisch begründete Scheu gegen die Atmosphäre jedes Krankenzimmers gegeben hatte, eine Scheu, die mehr noch in einem besondern schmerzlichen Mitgefühl und dem unwillkürlichen Widerwillen eines innerlich Gesunden gegen Krankheit an sich begründet war,

[1] Carus, Psyche, zur Entwicklungsgeschichte der Seele. Pforzheim, Flammer und Hoffmann, 1846.

als in irgend einer Furcht. Schon das wissenschaftliche Studium der verschiedenen Formen des Krankseins und eben so die vielfältige praktische Beschäftigung mit Anatomie hatte nun freilich diese Apprehension sehr gemindert, dessen ungeachtet war es aber immer auch in dieser Beziehung ein Ereigniß für mich, als ich mit dem Jahr 1809 zuerst unter Reinhold und dann unter Clarus in die Krankensäle des Jakobhospitals eintrat, und nun selbst anfing, an der Behandlung der Kranken Antheil zu nehmen.

Ich darf sagen, daß ich schon dazumal, wie sodann immerfort in meinem Leben, den Beruf des Arztes nur in einem würdigen und großen Sinne gefaßt hatte; die Annäherung der Heilkunst an das Priesterthum, welche schon die alten Geschichten griechisch ärztlichen Tempeldienstes mir deutlich werden ließen, trat mir noch weit näher, indem sich mir jetzt ein lebendiger Blick in die unzähligen Formen menschlicher Leiden und menschlichen Elends eröffnete, und wie nun einestheils schon durch die Größe des Gefühls, zur Minderung dieser Leiden berufen zu sein, auch die letzte Spur jener ursprünglichen Scheu meines Wesens gegen Krankenatmosphären wirklich aufgehoben wurde, so trat anderntheils jetzt eine Stimmung hervor, welche von einer neuen Seite mich gegen diesen Beruf immer entschiedener hinzog. Indem ich mir nämlich einer großen innern Reizbarkeit und Empfänglichkeit gar wohl bewußt war, und mir auch eben dadurch nicht entgehen konnte, daß ich selbst der Mittheilung schädlicher Lufteinwirkungen in einem Spitale, welches gerade zu jener Zeit eine Menge bösartiger Fieber umfaßte, immerfort weit offener als viele Andere sein würde, so konnte es nicht fehlen, daß es mir alsbald groß und würdig erscheinen mußte, mich für ein so hohes Ziel gleichsam selbst als Opfer meines Berufs darzubieten. Ich entsinne mich daher noch ganz gut des eigenen Gefühls, welches ich hatte, als ich das erste Mal, mit meinen Mitschülern dem Lehrer folgend, die Treppe hinanstieg zu den Krankenzimmern, welche

die typhösen Kranken enthielten; es war ganz das Gefühl eines jungen Kriegers, der sich für einen höhern Zweck muthig zum Opfer darbringt; und doch ahnte ich damals noch nicht, daß vier Jahre später mich wirklich die Atmosphäre der Kriegslazarethe ganz an den Rand des Grabes bringen sollte! Bei dem Allen focht damals der regelmäßige Besuch der Klinik meine Gesundheit durchaus nicht an, ich wurde allmählig vertrauter mit dem Umgange mit Kranken, und es war vielleicht für meine eigene Entwicklung in dieser Sphäre noch besonders günstig, daß ich etwas über ein Jahr später, noch außer den Krankenbesuchen des Spitals, Gelegenheit erhielt, in die Behandlung von Kranken innerhalb ihrer Familien, durch eine übernommene Famulatur, eingeführt zu werden.

So wichtig es nämlich auch dem jungen Arzte ist, bald durch Benutzung großer Spitäler möglichst mannichfaltige Formen von Krankheiten kennen zu lernen, so wenig wird ihm doch eine bloße Spitalpraxis das eigentlich so schöne und echt menschliche Verhältniß des Arztes seinen Kranken gegenüber aufzuschließen im Stande sein. Allzuleicht wird ihm, wenn außer der ärztlichen Untersuchung und Anordnung gar keine Beziehung zu dem Kranken eintreten kann, dieser selbst nach und nach bloß zu einem Objekt seiner Kunst, zu einem Phantom, an welchem man im Diagnosticiren sich üben, und zu einem Plastron, gegen welches man die verschiedenen Arzneiwirkungen mehr oder weniger rücksichtslos versuchen darf. Wie nachtheilig dies in manchen Staaten, wo junge Aerzte drei und vier Jahre hindurch bloß im Behandeln der Kranken in Krankenhäusern festgehalten werden, schon auf die öffentliche Uebung der Medicin gewirkt hat, darüber habe ich mich bereits an andern Orten ausgesprochen und den Gegenstand ernstester Berücksichtigung empfohlen.

Was mich betraf, so sollten also auch in dieser Beziehung zeitig schon günstigere Verhältnisse mir eröffnet werden. **Dr. Jörg**, damals ein junger strebender Mann, der

vergleichenden Anatomie besonders zugethan und sie für sein eigentliches Fach, die Geburtshilfe, besonders in Beziehung auf die Lehre von der Fruchtentwicklung vielfältig heranziehend, machte mir, dem ich aus seinen Vorlesungen und durch meine zootomischen Studien bekannt worden war, gegen Ende des Jahres 1810 den Vorschlag, ihn in der Behandlung seiner Kranken zu unterstützen. Ich nahm es an und meine Arbeiten und meine Thätigkeit erhielt in diesem neuen Felde dann abermals einen bedeutenden Zuwachs. Freilich kam es nun, daß eigene eifrig fortgesetzte Arbeiten und gehäufte äußere Beschäftigungen meine Zeit jetzt dergestalt in Anspruch nahmen, daß ich manche Nacht daran geben mußte, und da mir außerdem nicht verborgen blieb, daß die Vermögensumstände meiner Eltern mehr ab- als zunahmen und da sofort manche Sorgen auch von dieser Seite mich umdrängten, so erinnere ich mich denn wohl, daß damals mein körperliches Befinden wahrhaft zurückging und daß ich nach und nach in ein bleiches angegriffenes Aussehen verfiel, von dem ich erst später mich wieder erholen konnte.

Besonders wurde mir nun aber auch klar, daß, wenn bei meinem ersten Eintreten in die von Contagien erfüllten Krankensäle eine eigene Art von Todesverachtung von mir gefordert worden war, dagegen jetzt, der Eintritt als Arzt in die Familien, das Opfer der Zurücksetzung des eigenen Lebens in vieler Beziehung gebieterisch verlangte. Tritt doch hier das sonderbare Verhältniß ein, daß der Arzt, so wie er sich einmal als solcher dem Publikum gegenüber darstellt, gewissermaßen auf seine eigene menschliche Freiheit Verzicht leisten muß; und wer da weiß, was das Wort „Freiheit" inbegreift, wird dieses Opfer ohne Zweifel nicht niedriger anschlagen als die Gefahr des Todes.

Von dem Augenblick an nämlich, daß wir uns den Familien gegenüber als Arzt darstellen, geben wir gewissermaßen einem jeden Kranken das Recht, über unsere Zeit zu gebieten. Es giebt keine uns noch so werthe und wichtige

Beschäftigung oder Arbeit, von welcher uns nicht, sei es Tag oder Nacht, der Leidende abzurufen das Recht hat; wir hören bis auf einen gewissen Grad auf, uns unsere Lebensordnung selbst vorzuschreiben, wir können in Allem unterbrochen, überall gestört werden, und wir sind in diesem Sinne wirklich, wie mir früher schon einmal ein alter Arzt sagte, „unseres Lebens nicht mehr sicher".

Auf mich verfehlten denn allerdings diese Wahrnehmungen, die mir erst nach und nach hervortraten, keineswegs eine eigene und anfangs oft bedrückende Wirkung zu machen; die schwermüthige Stimmung, die mir aus andern Gründen, wie ich schon anführte, oftmals kam, wurde durch dergleichen natürlich eher gesteigert als gemindert, und ich erinnere mich noch immer, wie schwer sie mir einst in einer Nacht hervortrat, als ich für Jörg bei einem schweren Kranken zu wachen berufen war. Das Bett des Leidenden nämlich war, wie man es oft einzurichten pflegt, mit einer spanischen Wand umstellt und gegen Zug so gesichert. Ich selbst befand mich auf meinem Sessel mit einem Buche bei spärlicher Erleuchtung vor diesem Schirme, um jede Regung des Kranken sogleich hören zu können. Mitternacht war vorüber und die Augen brannten mir vom Lesen, denn eben hatte der Kranke etwas geruht. Ich legte das Buch weg und musterte etwas das Zimmer; da fielen meine Augen auf die altfränkischen Malereien des Bettschirms: allerhand Sinnbilder, jedes mit seinem Motto, waren in großen Ovalen daran angebracht; endlich haftete ich auf dem einen — es stellte einen Mann dar, der unter einer schweren Last nur mühsam daherschritt; darum war geschrieben: „**Aliis inserviendo consumor**," [1] und sogleich trat mir die ganze Schwere des Berufs, dem ich mich gewidmet hatte, ihrem vollen Gewichte nach entgegen — prophetisch genug! Denn unter vielem Guten und Schönen, das ich dankbar empfangend zu verehren niemals

[1] Andern dienend werde ich aufgerieben.

ermangelt habe, ist mir denn doch auch diese Schattenseite oft genug empfindlichst fühlbar geworden.

Es konnte nun freilich nicht fehlen, daß Betrachtungen dieser Art bei vielen Gelegenheiten sich wiederholen mußten, und daß ich zuweilen wohl nachzudenken anfing, ob es mir gerade bei diesem lebhaften und schweren Empfinden einer solchen Freiheitbeschränkung wirklich ganz angemessen bleiben werde, mich unbedingt dem ärztlichen Berufe dahin zu geben? Hinzutrat das immer steigende Interesse für meine vergleichenden anatomischen Forschungen und die Ueberzeugung, daß ich, wenn die nach außen mich führenden Geschäfte mehr und mehr sich häufen würden, auf keinen Fall im Stande bleiben könnte, der tief in mir begründeten Neigung für reine theoretische Wissenschaft in dem Maße nachzugeben, wie ich es doch für eigene innere Ausbildung dringend zu wünschen alle Ursache hatte. Die Laufbahn des akademischen Lehrers war unter diesen Umständen die, welche mich mehr und mehr anreizen mußte. Hier war es, wo eine freie und wenn auch anfänglich nur spärlich gesicherte Existenz den Strebenden und Tüchtigen erwartete. Eine fortgesetzte, aber nicht ausschließliche praktisch-ärztliche Beschäftigung, die in anderer Beziehung doch auch mir sehr werth war, ließ sich, wie ich es bei mehreren Professoren bemerkte, sehr wohl damit verbinden, und von nun an hatte ich nichts Eifrigeres zu thun, als mich für diesen zwiefachen Beruf durch möglichst angestrengte Thätigkeit vorzubereiten.

Im Jahr 1811 war es daher, daß ich um die Würde mich bewarb, durch welche die erste Möglichkeit gegeben werden konnte, mich im Berufe eines akademischen Lehrers zu versuchen. Es bestand damals auf der Universität, wie auch noch jetzt, der aus vergangenen Jahrhunderten herübergebrachte Gebrauch, den an sich so bedeutungsvollen Titel eines Doctors der Philosophie, als den ersten leichtest erreichbaren, dem jungen Gelehrten hinzugeben. Gleichzeitig erhielt er dann auch die Bezeichnung eines **Magister liberalium**

artium, und man fand so manchen alt gewordenen Studiosus an der Alma mater, dem zeitlebens nur dieser etwas verbrauchte und veraltete Lorbeer um's Haupt gelegt blieb. Nach einigen eingereichten Arbeiten und mündlicher Prüfung wurde denn auch mir diese Würde verliehen, allein um das in neuerer Zeit weit mehr beschränkte Recht zu erlangen, Vorlesungen öffentlich anzukündigen und zu halten, genügte nun der Titel nicht: ich mußte, wie man es nannte, mich habilitiren, d. h. eine Dissertation schreiben und öffentlich vertheidigen.

Wenn nun in Etwas die Jugend beneidenswerth ist, so ist sie es namentlich in einem gewissen frischen Muth und einer ruhigen Sorglosigkeit, welche machen, daß so Manches ihr durchgeht und so Manches ihr gelingt, was eben nur auf diese Weise gelingen konnte. Denke ich jetzt daran zurück, wie ich damals mit noch so geringen Mitteln und in so jungen Jahren nicht zurückschrecken konnte vor dem Gedanken, theils schon jetzt eine eigene gelehrte Abhandlung an's Licht zu stellen, theils Vorträge zu wagen, zu denen doch eigentlich eine so weit größere Reife und so weit reicheres Material nothwendig gehörten, als mir zu der Zeit zu Gebote standen, so erstaune ich fast, daß ich dergleichen wirklich unternommen habe, segne aber zugleich den Muth, der es mich unternehmen und vollbringen ließ, indem ohne diese Zwischenstufen das Gebäude meines weitern Lebens niemals hätte aufgeführt werden können.

Doch ehe ich nun diesen ebengenannten Bestrebungen weiter nachgehe, muß ich jetzt noch eines Ereignisses gedenken, welches ebenfalls folgenreicher für mein späteres Leben geworden ist, als damals ich es irgend zu ermessen im Stande war. Bis zu jener Zeit hatte es nämlich der Stadt und der Universität Leipzig an einer Anstalt gefehlt, welche theils armen Gebärenden einen anständigen Zufluchtsort darbot, theils den Medicin Studirenden Gelegenheit verschaffen konnte, in einem der wichtigsten Zweige der Heilkunst, in dem, der

den Eintritt des Menschen in dies Dasein zu bewachen und bisweilen zu befördern bestimmt ist, die nöthige Kenntniß und Uebung sich zu verschaffen. Jetzt war es endlich durch Vermächtnisse Wohlwollender und Wohlhabender möglich geworden, unter dem Namen der Trier'schen Stiftung ein Entbindungsinstitut zu gründen, als dessen Director Jörg sofort angestellt wurde. Zugleich war denn auch ein Assistent des Professors einer solchen Anstalt unerläßlich. Er hatte die Akten der Anstalt zu führen und in Abwesenheit des Professors Hilfe zu leisten, wo es nöthig war. Mir, der ich Jörg, wie erwähnt, schon in seiner Privatpraxis beigestanden hatte, fiel denn nun auch diese Stelle zu, die, obwohl mit nur sehr spärlichen Emolumenten versehen, mir dadurch doch zu großem Nutzen gereicht hat, daß sie in einem Zweige der Heilkunde mich bald sehr einheimisch werden ließ, welcher späterhin mich eine Reihe von Jahren hindurch fast ausschließend praktisch beschäftigt hat. Mochte mich doch das an sich weichere und mildere Wesen meiner Natur wohl besonders geeignet erscheinen lassen, das zartere Geschlecht in allen seinen Eigenthümlichkeiten tiefer zu verstehen, seine Leiden angemessener zu begreifen und ihm insbesondere die geeignete ärztliche Hilfe deßhalb sicherer zu bringen, weil gerade ein feiner Organismus, wie der weibliche, im gesunden und kranken Zustande immer weit mehr von seiner psychischen Individualität abhängig sein wird, und weil diese Individualität eben darum einestheils so viel leichter verletzt und zurückgestoßen werden muß, wenn sie sich nicht verstanden und nicht begriffen empfindet, anderntheils aber auch der wohlthätigen Einwirkung weit entschiedener zugänglich sein wird, wenn diese Einwirkung von dem Verstehenden und irgendwie Verwandten ausgeht.

Gewiß, es giebt immer zu eigenen Betrachtungen Anlaß, wenn man so recht aufmerksam verfolgt, wie aus den verschiedensten Elementen und immer in unerwarteten Wendungen, ein menschliches Leben so allmählig sich heraufbaut!

Es kann bei solchen Betrachtungen uns dann nicht entgehen, den feinen organischen Fortschritt zu bewundern, nach welchem, scheinbar ganz unabsichtlich, und, wie wir dann zu sagen pflegen, gleichsam zufällig, so Moment an Moment, Begegnung an Begegnung sich reiht und dies Alles, so lange es nur überhaupt ein gesunder und in sich wahrer Lebensgang ist, zu einem höhern Zwecke führt und einer höhern Absichtlichkeit dient. Ist denn doch auch nichts mehr geeignet, über einen weiter bevorstehenden Lebensweg höhere Beruhigung und festeres Vertrauen zu geben, als die gewonnene Ueberzeugung von jener tiefen Absichtlichkeit vorhergegangenen Fortschreitens bei aller scheinbar vollkommener Zufälligkeit! — Wir gewinnen gleichsam durch solche Betrachtungen die Versicherung, daß so lange wir nur selbst diesen freilich mitunter überraschenden und seltsamen Führungen mit Ruhe und Hingebung nachgehen, so lange wir von jeden gewaltsamen Eingriffen in diese auch wieder eigenthümlich organischen Vorgänge uns fern halten, so werden alle diese Entwicklungsbewegungen nicht verfehlen, einem höhern Ziele uns entgegenreifen zu machen.

Was mich betrifft, so fühle ich mich unwillkürlich zu diesem Ausruf gedrängt, wenn ich in so viel späterer Zeit jetzt vollkommen deutlich erkenne, wie wichtig alle jene kleinen damals so ganz unerwartet sich folgenden Ereignisse für mein späteres Leben gewesen sind und nothwendig werden mußten.

So war es denn also mitten unter sehr verschiedenartigen Aufgaben und Arbeiten, daß ich daran ging, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen mir es gestattet sein sollte, Vorlesungen an der Universität zu halten. Zuerst hatte ich mir ein Thema zu einer lateinischen Abhandlung zu wählen, welche ich drucken lassen und öffentlich vertheidigen sollte. — Verschiedenes wurde durchdacht und geprüft. Die großen allgemeinen Betrachtungen, zu denen die Naturphilosophie die meisten jungen und strebenden Geister damals hindrängte, sie waren es, die auch mich vielfach beschäftigten,

und aus ihnen griff ich alsbald Das heraus, was mir selbst insbesondere neu und bedeutend erschienen war, nämlich den Gedanken eines einzigen, allverbreiteten, nur in unendlich verschiedenen Formen sich offenbarenden Lebens. — Daß die Bewegung der Weltkörper, der Umschwung der Planeten und Kometen und Monde, in eben dem Maße eine Verkündigung eigenthümlichen Lebens sei, wie die Verwandlungen der Pflanzen und das Umkreisen der Blutkörperchen in den Säften der Thiere — in dieser Erkenntniß hatte ich eine besondere Befreiung meines Geistes aus dunklen beengenden Vorstellungen eines todten Mechanismus empfunden, und den Triumph dieser Erkenntniß öffentlich auszusprechen und zur Anerkennung zu bringen drängte es mich denn vor allen Dingen.

Bei diesem Stoff also blieb ich stehen, unbeachtet dessen, daß in mir selbst noch lange nicht Reife genug vorhanden war, um einer so großen, aber noch vielfach angefochtenen Wahrheit allgemeinere Geltung verschaffen zu können, ja auch nicht beachtend, daß mir, gleich der Fülle des Materials, selbst der Reichthum der Sprache für solchen Gegenstand keineswegs hinreichend zu Gebote stand, ging ich unmittelbar auf die Sache zu und schrieb unter dem Titel: „**Specimen Biologiae generalis**“ [1] eine kleine Abhandlung, der es freilich an vielen Unvollkommenheiten und Irrthümern nicht fehlte, welche aber doch, ihrer innersten Gesinnung nach, noch heute vor meinem Wahrheitsgewissen durchaus gerechtfertigt ist.

Die öffentliche Vertheidigung derselben hatte Statt am 15. October 1811. Manchen gerechten Tadel, aber auch allerhand curiose Einwürfe hatte ich zu bestehen; wie ich mich denn noch erinnere, daß ein alter steifer Professor, Namens Birkholz, von dem der Wissenschaft nie etwas zu Gute gekommen war und der auch längst keine Vorlesungen mehr hielt, mich damit aus der Vorstellung allgemeinen Lebens herauszuschlagen versuchte, daß er mir, auf die

[1] Entwurf allgemeiner Lebenslehre.

von der Zeit gebräunten Bänke des Saales zeigend, zurief: „numne hoc scamnum vivit?“ [1] worauf ich denn freilich leicht erwiedern konnte, daß dies jetzt dürre Holz nur die Leiche eines einst lebenden Baumes sei und daß die Subſtanz deſſelben nach allmähligem Zerfallen ſchon die Bedeutung habe, dereinſt wieder anderm Leben zu dienen.

Uebrigens war die ganze Lokalität, in welcher damals dergleichen öffentliche Actus gehalten wurden, merkwürdig genug. Dieſer alte faſt kellerhafte Saal — man nannte ihn das „Philoſophicum“ — lag in einem an den ehemaligen Wall ſtoßenden Hintergebäude des ſogenannten „Schwarzen Bretes“, eines der Univerſität ſeit Jahrhunderten gehörigen Hauſes in der Ritterſtraße, unter deſſen Thore ſämmtliche Patente und Placate der Univerſitätsgerichte wie des Studentenverkehrs an eine ſchwarze Tafel angeheftet zu werden pflegten. Jener urväterliche, mit ausgetretenen Backſteinen gepflaſterte Saal trug denn auch die Farbe und das Gepräge vorübergegangener Jahrhunderte vollſtändig; er enthielt ein höheres und ein davor angebrachtes niederes Katheder, über welchen ein altes vergittertes Oberlicht vom Walle her nothdürftigen Tag hereinließ; alte hölzerne Pfeiler trugen die mit Holzwerk und verrauchten Malereien verzierte Decke, an den Wänden herum liefen die erhöhten Bänke für die Profeſſoren und Doctoren, über dieſen hingen einige kaum recht mehr kenntliche lebensgroße Bilder ehemaliger Churfürſten von Sachſen, und der untere mittlere Raum enthielt endlich die hölzernen verſchlagenen Bänke für die zuhörenden Studenten. Ueberhaupt konnte damals die Univerſität in ihren Gebäuden des Alterthümlichen noch viel aufzeigen, wie denn namentlich das alte Paulinum mit der ganz klöſterlich eingerichteten, hinter hölzernen Verſchlägen in ſpitzbögigen Gewölben aufgeſtellten und mit alten Bildern der Reformatoren gezierte Bibliothek ein Lokal war, welches Göthe manchmal vorgeſchwebt

[1] „Lebt etwa auch dieſe Bank?“

haben mag, als die ersten Scenen des Faust in seinem Geiste zu reifen begannen.

Auch war damals das Geschichtliche all dieser Einrichtungen uns erst kürzlich recht vergegenwärtigt worden, indem nur zwei Jahre früher, 1809, das vierhundertjährige Jubiläum des Auszugs der Studenten und Lehrer aus Prag, und die Begründung ihres neuen Wohnsitzes in Leipzig, mit großem Kirchgange und abendlichen Fackelzügen von Allem, was zur Universität gehörte, feierlichst begangen worden war.

Doch ich kehre zurück zu meiner Disputation, welche denn damit sich endigte, daß mir die Erlaubniß, Vorlesungen halten zu dürfen, verliehen, und ich als Privatdocent und (wie man es in einem gewissen Mönchslatein nannte) als **Magister legens** in die Verzeichnisse der Lehrer an der Universität aufgenommen wurde.

Von diesem erlangten Recht machte ich dann sofort beim Anfang des nächsten Cursus der Vorlesungen Gebrauch, indem ich auf gutes Glück hin „Vorlesungen über einen Theil der vergleichenden Anatomie" ankündigte, eine Wissenschaft, die damals auch eben erst anfing, eine allgemeinere Geltung zu erhalten, in Deutschland zuerst durch Blumenbach, an der Leipziger Universität aber noch niemals vorgetragen worden war. So gewöhnlich es daher sonst zu sein pflegte, daß die ersten Ankündigungen von Vorlesungen junger Docenten ganz spurlos vorübergingen, so erregte doch diese Ankündigung sogleich entschiedene Theilnahme. Ungefähr ein Dutzend junger strebender Leute, unter denen einige, welche späterhin einen bedeutenden Namen im Fache der Naturwissenschaft erlangt haben, sammelten sich um mich, ich trug ihnen vor das Beste, was mir selbst bekannt worden war, ich lernte selbst zu unter dem Lehren, die Zuhörer erhielten mir eine frische Theilnahme. Diese Vorlesungen wiederholten sich in den nächstfolgenden Jahren und dehnten sich mehr aus, kurz noch gegenwärtig gereicht es mir zur

Freude, in dieser Weise damals, und schon in meinem zweiundzwanzigsten Jahre, der Erste geworden zu sein, der auf einer sächsischen Universität eine Wissenschaft vorgetragen hat, deren ganzer Umfang und tiefe Bedeutung um so mehr erkannt werden muß, je mehr ihr großer Einfluß auf Alles, was Physiologie und Lehre vom Leben heißt, eingesehen und begriffen werden kann.

Zu werthvollen Festgeschenken

eignen sich folgende **prachtvoll ausgestattete neue Bücher** aus dem Verlage von **Flammer** und **Hoffmann** in Pforzheim:

Maria Werner.

Die mutterlose Jungfrau in ihrem Leben und ihrer Haushaltung.

Ein

unterhaltendes und wirthschaftliches Bildungsbuch

für

Frauen und Töchter.

Von der Verfasserin des armen Martins.

Mit 2 Kupfern.

Oktav. 35 Bogen Velin. Gebunden in engl. Leinwand mit Goldverzierungen.

Preis 2 Thaler oder fl. 3.

Dasselbe Werk geheftet: 1 Thlr. 18 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Wie wünschenswerth es sein muß, bei der oft so verkehrten Richtung der Bildung der weiblichen Jugend die heranreifende Jungfrau in den Beruf einer tüchtigen Hausfrau einzuführen, wird Niemand verkennen. Die Verfasserin hat sich diese Aufgabe gesetzt und entfaltet in anziehendem und blühendem Style die ganze weibliche Wirksamkeit in ihren verschiedenartigsten Richtungen, indem sie eine durch den frühen Tod der Mutter verwaiste Jungfrau in's Hauswesen einleitet.

Das Buch enthält, außer den allgemeinen Anweisungen zur Führung des Haushalts, Einleitungen zu den einzelnen Geschäften und Verrichtungen, wie den einfachsten Speisebereitungen, der Behandlung des Küchen- und Blumengartens u. s. w., und hat insbesondere auch auf die sittliche und gesellschaftliche Ausbildung, den äußern Anstand, die Kleidung, Kindererziehung u. s. w. reichlichst Rücksicht genommen.

Seiner Ausstattung nach eignet es sich vorzugsweise zu **Festgeschenken**, und jede Mutter wird gewiß den wärmsten Dank ernten, wenn sie ihre Tochter einer solchen Führerin anvertraut.

Herr Dr. Theol. Barth spricht sich über ein von derselben Verfasserin so eben in 2. Ausgabe erschienenes Buch:

Bilder aus dem Leben.

Erzählungen für erwachsene Töchter und junge Frauen.

Eine Festgabe.

Von der Verfasserin des armen Martins.

Zweite Ausgabe. Mit einem Titelkupfer. Oktav. Gebunden in englische Leinwand mit Goldverzierungen.

Preis 25 Ngr. oder fl. 1. 15 kr.

also aus:

„— So glaube ich sorgsamen Vätern und Müttern einen Gefallen zu erweisen, wenn ich sie auf diese Schrift aufmerksam mache. Zarte, sorgfältige Behandlung delikater Fragen, durchaus christliche Anschauung der Lebensverhältnisse und daraus hervorgehender wahrhaft sittlicher Ernst, Lebendigkeit der Darstellung, lebhafte und doch gezügelte Phantasie — das Alles sind Eigenschaften einer Schrift für die reifere Jugend, wie man sie nicht zu häufig antrifft: und so kann ich dieselbe mit gutem Gewissen empfehlen."

Aus diesem Urtheile kann man schließen, welche Gabe in der Maria Werner dem schönen Geschlechte geboten wird.

Hebel's

ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes.

Für die

reifere Jugend, insbesondere für Volks- und Schulbibliotheken

herausgegeben von

Karl Stöber.

Inhalt: 103 Erzählungen.

Preis geheftet 10 Ngr. oder 30 kr.

Dasselbe mit 16 Vignetten auf 2 Tafeln und gebunden in engl. Leinwand mit Goldverzierungen 24 Ngr. oder 1 fl. 12 kr.

Der Herausgeber, welcher bei Hebel in die Lehre gegangen ist, hat sich an die Werke seines lieben Meisters gemacht, und Das, was beim Vorlesen in Familien oder beim Gebrauch für Volks- und Schul-Bibliotheken u. s. w. nur das geringste Bedenken erregen könnte, ausgeschieden, das Andere aber in einem Bande zusammengestellt und mit einer einleitenden Erzählung versehen, die das Weitere besagt.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 21 05 16 002 6